NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

FÜNFUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

1934

HERAUSGEBER

ARTHUR LÅNGFORS
ORD. PROFESSOR DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

UND

HUGO SUOLAHTI
ORD. PROFESSOR DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN
IN HELSINGFORS

HELSINKI, HELSINGFORS, 1934
K. F. PUROMIEHEN KIRJAPAINO O.-Y.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

Seite

Alén, Lyydia, Über die Ausbildung der Neuphilologen 171
Karl, Louis, Lettres de Paul Meyer à Hugo Schuchardt 233
Katara, Pekka, Das Deutsche Bibelarchiv in Hamburg 241
Krämer, Philipp, Warum lernen wir fremde Sprachen? 250
Krause, Gerd, Das Verhältnis der Menschen zum Besitz in Galsworthys «Forsyte Saga» 105
Pasquali, P. S., D'un gruppo di voci provenzali designanti uccelli di rapina 95
— » —, Ancora dei nomi italiani d'uccelli, derivati da *dardu* 162
— » —, Appunti etimologici, I—II 164, 225
Ross, Alan S. C., The pl. pres. ind. in English and Low German 169
Scheludko, D., Über den Frauenkult der Troubadours 1
Spitzer, Leo, Kat. *malaguanyat, malagonyat* 41
— » —, Das Nein des Märtyrers 159
Väänänen, Veikko, Le nominatif pluriel en *-as* dans le latin vulgaire 81
Vaganay, L. J., Le jeune Anatole France et Volney 101
Verrier, Paul, Metrische Fragen 145

II. Besprechungen.

Abry, E., Audic, C., & Crouzet, P., Histoire illustrée de la littérature française *(A. Långfors)* 211
Bartsch, Karl, s. *Wolfram.*
Basler, Otto, Wehrwissenschaftliches Schrifttum im 18. Jahrhundert *(H. Suolahti)* 185
Blasi, Ferruccio, Le poesie di Guilhem de la Tor *(A. Långfors)* .. 213
Craigie, W. A., & Onions, C. T., A New English Dictionary on historical Principals: Introduction, Supplement and Bibliography *(A. S. C. Ross)* 128
Crouzet, P., s. *Abry.*
Dornseif, Franz, Der deutsche Wortschatz synonymisch geordnet *(J. Öhquist)* 65
— » —, Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen *(J. Öhquist)* 189
Fechter, P., Dichtung der Deutschen *(J. Öhquist)* 65
Folkmålsstudier utgivna av *T. E. Karsten (H.-F. Rosenfeld)* 70
Guilhem de la Tor, s. *Blasi.*

Seite

Herg, E., Deutsche Sprichwörter im Spiegel fremder Sprachen *(J. Öhquist)* 127
Jenkins, T. Atkinson, s. Perlesvaus.
Karsten, T. E., s. Folkmålsstudier.
Lerch, Eugen, Französische Sprache und Wesensart *(Stephan Papp)* 193
Loewenthal, F., Handbuch zur deutschen Philologie *(H. Suolahti)* 126
Marti, Marta, s. *Wolfram.*
Massó Torrents, J., Repertori de l'antiga literatura catalana, I *(A. Långfors)* 133
Mélanges de philologie offerts à J.-J. Salverda de Grave *(A. Långfors)* 71
Naumann, H., Die deutsche Dichtung der Gegenwart *(J. Öhquist)* 192
Nitze, W. A., s. Perlesvaus.
Öhmann, Emil, Über Homonymie und Homonyme im Deutschen *(H. Suolahti)* 186
Onions, C. T., s. *Craigie.*
Palmer, Ph. Motley, Der Einfluss der neuen Welt auf den deutschen Wortschatz 1492—1800 *(H. Suolahti)* 183
Perlesvaus, Le Haut Livre du Graal, I, ed. by *W. A. Nitze* and *T. Atkinson Jenkins (A. Långfors)* 132
Sandweg, W., Die Fremdwörter bei Tannhäuser *(Arvid Rosenqvist)* 41
Schmitz, B., Deutsch-französische Phraseologie in systematischer Ordnung *(A. Långfors)* 212
Schneider, K., Reines Deutsch *(J. Öhquist)* 190
Siebert, J., Der Dichter Tannhäuser *(H. Suolahti)* 259
Spargo, John Webster, Virgil the Necromancer *(A. Långfors)* 210
Stammler, W., Prosa der deutschen Gothik *(E. Öhmann)* 64
Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, hrsg. von *K. Bartsch*, 4. Aufl., bearb. von *Marta Marti (H. Suolahti)* 266

III. Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

Protokolle vom 28. Januar bis 25. November 1933..... 74, 214

IV. Eingesandte Literatur.

Zur Besprechung eingesandte Arbeiten 134, 219
Schriftenaustausch 75, 141, 269

V. Mitteilungen 143, 223

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Långfors
Professor der romanischen Philologie

H. Suolahti
Professor der germanischen Philologie

XXXV. Jahrgang

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk. 35, bei der Redaktion Fmk. 30 (nur für Finnland). Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. Långfors (Myntgatan 3 B), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früherer Jahrgänge an den Schriftführer der Redaktion, mag. phil. Åke Furuhjelm (Petersgatan 10 B) einzusenden.

1934

Über den Frauenkult der Troubadours.

Eine Frage, die mit der nach dem Ursprung und dem Charakter der provenzalischen Lyrik gewöhnlich verbunden wird, ist die nach dem Verhältnis des Sängers zu seiner Dame. Seit langer Zeit schon ist darüber ein so dichter Nebel gebreitet und ist so viel Unklares vorgebracht worden, dass es nicht leicht ist, unbefangen an die Texte heranzutreten.

Man möchte die besondere Färbung der Troubadourlieder aus besonderen Verhältnissen und Lebensbedingungen der mittelalterlichen Gesellschaft erklären. Man lässt daher bei der Beurteilung dieser Lieder die literarhistorische Seite zurücktreten und schiebt die kulturgeschichtliche in den Vordergrund. Die Lieder sollen die Früchte eines ganz besonderen Verhältnisses des Rittertums zur Frauenwelt sein, das zur Verehrung, zum Kultus wurde. Den Begriff des Frauenkultus, der noch heute unentwegt mit kleinen Variationen von allen im Munde geführt wird und der für allerlei Betrachtungen über die Liebesdichtung der Provenzalen die Grundlage abgegeben hat, hat Fauriel zuerst (Hist. de la litt. prov. I, 497 ff.) in eine Formel gefasst. Nach ihm musste sich jeder Ritter eine

Dame seines Herzens erwählen, dont l'amour et l'estime devinsent le but en même temps que la récompense de ses actions (S. 501). Die Dame stellte zuerst den Ritter auf die Probe, und erst nachdem er die Prüfung bestanden hatte, nahm sie ihn in ihren Dienst. Ein strenges Zeremoniell wurde exactement et invariablement calqué sur celui par lequel le suzerain et le vassal se constituaient l'un envers l'autre dans des obligations respectives de service . . . A genoux devant sa dame, et les deux mains jointes entre les deux siennes le chevalier se dévouait tout entier à elle. Das Vasallenverhältnis im Dienste der Dame wurde in derselben Art geschlossen wie das im Dienste des Feudalherrn (S. 503—504): une fois consacrée par un prêtre, cette union était censée ne pouvoir pas être dissoute que par un prêtre . . . La première conséquence de cette manière de penser était de déclarer l'amour impossible dans le mariage (S. 505). Die äusseren Verhältnisse, die zu dieser Verehrung der Dame führen mussten, stellt Fauriel folgendermassen dar. Erstens hatten die Frauen in Südfrankreich das Recht, Lehen zu besitzen mit allen damit verbundenen Machtbefugnissen, und dann wurden Ehen nur auf Grund materieller Erwägungen geschlossen: les mariages furent les moyens d'accroître leurs domaines, ohne dass von Liebe auch nur die Rede war. Cette barbarie prolongée du mariage féodal produisit un phénomène moral et social des plus singuliers und zwar «enthousiasme respectueux» gegenüber der Frau, natürlich ausserhalb der Ehe und im Gegensatze zu ihr: ce que les femmes étaient exposées à souffrir comme épouses explique jusqu'à un certain point le culte qu'elles exigeaient et obtenaient comme dames des chevaliers. Obgleich dies alles etwas märchenhaft klingt, fanden Fauriels Gedanken, da sie sich einerseits auf die Lieder selbst stützten und andererseits deren Erklärungsversuch darstellten, unter den Fachgenossen allgemeinen Beifall, und in der Beurteilung der Troubadourliebe ist man bisher über Fauriel nicht hinausgenommen. In weniger selbständigen Arbeiten (vgl. Reiffenberg, Gilles de Chin, 1847, S. XXX; A. Lüderitz,

Die Liebestheorien der Provenzalen, 1902, S. 10 u. a.) werden seine Behauptungen einfach auf Treu und Glauben angenommen. Aber sogar Gelehrte wie Weinhold («Die deutschen Frauen» I[3], 227) tun es auch. Andere, wie Wechssler, suchen seinen Ausführungen eine noch grössere Beweiskraft zu verleihen, indem sie weiteres Beweismaterial heranziehen.

Fauriels Gedanken waren sorgfältig den Vorstellungen angepasst, die damals über das Rittertum und das Mittelalter überhaupt allgemein herrschten. Wir brauchen nur zu glauben, dass die Welt Don Quijotes, die Welt des späteren Ritterromans, wirklich einmal bestanden hat, um jeden Grund zum Unglauben, auch nur zum Zweifel, völlig zu verlieren und uns der Menge der Gläubigen anzuschliessen, die an Fauriels Behauptungen nicht rütteln. Nicht ohne guten Grund beginnen Gautier (Chevalerie) und Jeanroy (De nostratibus poetis) ihre Darstellungen mit Verweisungen auf den Don Quijote. Indessen sehe ich die Aufgabe der heutigen Forschung darin, möglichst weit von der Legende abzurücken und sich fest auf den Boden erwiesener geschichtlicher Tatsachen zu stellen. Wir müssen uns dabei nur auf ganz zuverlässige Kriterien gründen. Was für jede andere Zeit unmöglich und undenkbar ist, ist es natürlich auch für das französische Mittelalter. Auf die Forderungen des gesunden Menschenverstandes können wir nur dann verzichten, wenn uns völlig sichere Tatsachen entgegentreten, die ihre Anerkennung trotz unseres Sträubens erzwingen. Von diesem Standpunkte aus halte ich es für nötig, die Frage nach der Frauenverehrung einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Zunächst einige Bemerkungen über nebensächlichere Seiten der Frage. Um das Aufkommen des angeblichen Damenkultus in Südfrankreich zu erklären, berufen sich Fauriel und die ihm folgenden Forscher bis zu Wechssler (Kulturproblem, S. 70) darauf, dass in der Provence das römische Erbrecht bestanden habe, das sich auch auf Frauen erstreckte, sie berechtigte, Inhaberinnen von Lehen zu sein, und dadurch die

Bedeutung der Schlossbesitzerin erhöhte. Diese Berufung auf das römische Erbrecht besagt nichts. Das römische Recht gewährte allerdings den Frauen volles Eigentums- und Erbrecht, aber enthielt ihnen alle öffentlichen Rechte vor. Dagegen hatte die Frau nach fränkischem Rechte nicht nur eine privatrechtliche, sondern auch eine öffentlichrechtliche Stellung. Chez les Francs la femme était propriétaire et pouvait acquérir des immeubles comme des meubles. Jamais les lois des Francs sans en excepter même la loi salique n'ont dénié à la fille, à la mère, à la sœur les droits d'héritière (Gide, Études sur la condition privée de la femme, S. 374). Die Witwe und die Tochter genossen dabei alle öffentlichen Rechte (ib. S. 411, 431 ff.). Nach der Sitte wurden freilich beim Erbgange von Lehen die Frauen nicht berücksichtigt, aber toutes les fois qu'il y a concession expresse, nulle loi ne s'oppose à la réalisation de la volonté toute-puissante du donateur. C'est ainsi que le Lehnrecht lui-même reconnaît aux femmes le droit de tenir les fiefs . . . En France, en Angleterre, en Flandre, dans la haute Italie, dans le royaume de Naples je vois de bonne heure les filles appelées à défaut d'héritiers mâles au même degré (Laboulaye, Recherches sur la condition civile des femmes, S. 226 ff.). Dès la fin du X^{e} siècle, au nord comme au midi de la France on voit les femmes hériter des fiefs (Luchaire, Manuel des institutions françaises, 1892, S. 166 ff.). Dazu müssen wir noch beachten, dass gerade in Nordfrankreich am Hofe die Königin eine wichtige gesellschaftliche und politische Stellung einnahm, wofür wir in der Provence Parallelen erst suchen und finden müssten. Die Königin trat nicht nur in der Gesellschaft hervor, sondern nahm auch an der Regierung des Landes teil (Luchaire, Hist. des institutions monarch. I, 143 ff.). Endlich haben wir wieder im Norden, am englischen Hofe, sehr früh, um die Damen des Herrscherhauses geschart, einen literarischen Hof, der ganz an derartige provenzalische Höfe des 12. Jahrhunderts erinnert. Es ist also ganz verfehlt, den besonderen Charakter der Dichtung der Minnesänger aus der bevorzugten Rechtsstellung der pro-

venzalischen Frau erklären zu wollen. Wenn es darauf ankäme, würden wir eine solche Liebeslyrik eher in England und in Nordfrankreich erwarten dürfen.

Die Troubadours besingen nun immer nur die verheiratete Dame. Dies wollte man damit erklären, dass nur sie in der Gesellschaft eine Rolle spielte, während die unverheiratete in ihr überhaupt nicht hervortrat (Šišmarev, Lyrik und Lyriker, 1911, S. 274). Auch diese Behauptung ist nicht richtig. Wir brauchen uns nur die Romanliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts anzusehen, um uns davon zu überzeugen, dass die unverheirateten Damen in der Gesellschaft gerade ebenso Zutritt hatten wie die verheirateten. Sie waren sogar ein notwendiger Bestandteil der Gesellschaft. Ebenso wie junge Leute bei allen Festlichkeiten das Gefolge des Seigneurs bildeten, bildeten junge Mädchen das Gefolge seiner Gattin. «Dames et puceles» sind voneinander nicht zu trennen (Romania, 1879, S. 65 f., 67 f.). So heisst es in Athis et Prophilias bei einem Feste: cil damoisel a ces puceles, a ces dames cil chevalier prenent d'amors a consellier (v. 9180, hg. Hilka); dann von der Hochzeit, die in dem Chevalier as II espees, v. 12104 f. beschrieben ist: ot rois, contes, chevaliers et dames et puceles. Auf der im Gilles de Chin, v. 4817 beschriebenen Hochzeit: gens i ot de maintes manieres, chevaliers, serjans et puceles (cf. ib. 4676). Im Meraugis de Portlesguez bewegen sich die jungen Mädchen nicht nur frei in der Gesellschaft, sondern veranstalten sogar ein Liebesgericht (v. 903 ff.). Die Teilnahme junger Mädchen an gesellschaftlichen Vergnügungen und Waldpartien schildert besonders farbenprächtig G. de Dole. (Vgl. auch Tristan ed. Michel III, 84 f.) Nicht weniger lehrreich ist die Schilderung in der Flamenca. Ich kann hier unmöglich alle Stellen anführen, die uns die Teilnahme der unverheirateten jungen Damen am Leben der Gesellschaft bezeugen — dazu sind sie zu zahlreich. Die jungen Mädchen gehörten eben zur Gesellschaft, und wenn man von der Verehrung der Dame, und zwar nur der verheirateten, spricht, so müssen wir fragen, wo dann die jungen Mädchen

bleiben, und ob wir ein Recht haben, sie ganz aus dem Herzensleben der Ritter auszuschliessen.

Aber wichtiger ist es, die ganze traditionelle Vorstellung von der Verehrung der verheirateten Frau etwas näher zu beleuchten. Man hält sie für vollkommen gesichert. Gaston Paris kehrte gerne zu ihr zurück (Hist. Litt. XXX, 146; Romania XII, 518 f.), Jeanroy (De nostratibus ... 46 ff.) hat sie auch, und Wechssler gründet auf sie sein System der Erklärung des höfischen Liebesliedes (Kulturproblem, 179 ff., 208 f.). In allgemeinen Übersichten gilt sie als anerkannte Wahrheit. Dabei ist die Behauptung an sich schon wenig wahrscheinlich und für die Erklärung der Lieder selbst ohne jeden Nutzen, weil sie uns in ein Dickicht von Widersprüchen führt, aus dem es keinen Ausweg gibt. — Man pflegt zu sagen: «Die Dichter bekennen ihren verheirateten Beschützerinnen ihre Liebe. Daher sind sie schüchtern, verlegen und reden so oft von der Notwendigkeit zu «celar» und sich nur in Andeutungen zu ergehen.» Aber in Wahrheit sind sie nur zum Teil bescheiden. Sie träumen viel mehr oft genug von recht unbescheidenen Dingen, und ihre «senhal» sind bisweilen sogar jetzt noch unschwer zu erraten. Als sie ihre Gedichte schrieben, waren diese «senhal» natürlich jedermann verständlich. Das ergibt sich mit Notwendigkeit aus dem Charakter der Tornada. Wären die Angeredeten unbekannt gewesen, so hätten die Widmungen jeden Sinn eingebüsst. Ferner schelten die Dichter zwar wiederholt die betreffenden Ehemänner, nennen sie aber darauf in der Tornada und sprechen von ihnen nur in den achtungsvollsten Ausdrücken. Offenbar stimmt etwas bei der ganzen Theorie nicht. — Um den gordischen Knoten zu lösen, geht Wechssler weiter und behauptet, die Liebeslyrik der Minnesänger sei überhaupt keine Liebeslyrik, sondern nur eine panegyrische Lobdichtung auf die Beschützerinnen. Aber auch diese Erklärung befriedigt nicht, da die provenzalische Dichtung voll von erotischen Elementen und Motiven ist, die unmöglich als «panegyrisch» angesprochen werden können. Aus panegyrischen Bestrebungen kann man

doch nicht gut den Wunsch des Sängers herleiten, seine Dame nackt zu umarmen und neben ihr zu ruhen. Auch feudale Verhältnisse helfen uns hier nicht weiter.

So ergeben sich Widersprüche über Widersprüche, wenn man an das Material mit einer vorgefassten und falschen Meinung herantritt. Wir fragen lieber: Wo ist der Beweis dafür, dass die Minnesänger, wie man sagt, nur ihre verheirateten Beschützerinnen besungen hätten? Der Leser empfindet doch wohl mit mir die Berechtigung dieser Frage, in der allein schon ein Argument gegen die herrschende Anschauung liegt. In der Tat: wie kann man glauben, dass eine Dichtung, die sich über zwei Jahrhunderte erstreckt und Hunderte von Dichtern zählt, nur der Ausdruck eines einzigen Verhältnisses, des des Ritters zu seiner verheirateten Beschützerin, gewesen ist, eines sonderbaren Verhältnisses, das im höchsten Grade Zweifel beim gesunden Menschenverstande hervorruft? Wenn man das glauben soll, muss man durch zwingende Beweise dazu genötigt sein. In Wahrheit sehen aber die Beweise folgendermassen aus: Wir haben zunächst das Zeugnis der Dichter selbst. Bekanntlich reden sie ziemlich oft vom «gilos» und «marit». In diesem Falle sind die Damen ihres Herzens natürlich verheiratet. Aber wir müssen den Wert des Zeugnisses etwas einschränken, denn wir wissen, wie sehr die Troubadours einander nachahmten. Wenn zehn Dichter vom «gilos» und «marit» reden, so heisst das noch lange nicht, dass sie alle von ihrer Liebe zu einer verheirateten Dame singen, sondern neun von ihnen konnten einfach das Motiv als literarische Schablone wiederholen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass der grösste Teil der hierher gehörigen Stellen so aufzufassen ist (Azalais de Porcaraigues, Gr. 46, 4, z. B. träumt davon, die Geliebte «tener nut» und ihr «en luoc del marit» zu sein). Solche Redewendungen konnten nur als herkömmliche Stilformen etwas bedeuten, ohne irgend einen realen Hintergrund zu besitzen. Natürlich werden wir nicht leugnen, dass das Motiv vom «gilos» seine kulturgeschichtliche Unterlage gehabt haben wird. Wir müssen es nur richtig verstehen.

Wie bekannt, war die Frage, ob Liebe und Ehe miteinander vereinbar seien, eine Frage allgemeinen Interesses nicht nur im 12., sondern auch im 17. Jahrhundert. Im Mittelalter behandelte man sie sogar nur obenhin, aber desto eingehender tat man es im 17. Jahrhundert. Damals war die allgemeine Meinung, dass Liebe und Ehe sich ausschlossen und die Ehe sogar der Buhlerei gleichzusetzen sei (R. Günter, Kulturgeschichte der Liebe, 1899, 128 f.). Le mariage est un ouvrage de la raison toute seule, le cœur n'a guère eu de part en cette invention (Ab. de Villars, 1671, vgl. M. Waldberg, Der empfindsame Roman in Frankreich, 1906, S. 124). Der Gatte muss dem Liebhaber weichen. Da in der Ehe Liebe unmöglich ist, suchte man sie ausserhalb der Ehe (Touaillon, Der deutsche Frauenroman des 18 Jh., 1919, S. 52). Nouvelle Eloïse (II, 21): ce droit (d'avoir un amant) est réservé aux seules femmes mariées et n'exclut du choix personne que leurs maris . . . L'adultère n'y révolte pas . . . (Cf. Clukhohn, Die Auffassung, 53, 57.) Man sucht nun diese Erscheinung, ebenso wie ähnliche Erscheinungen des 12. Jahrhunderts, dadurch zu erklären, dass die Ehen nur nach materiellen Erwägungen geschlossen wurden und daher die Liebe nicht aufkommen liessen. Die Erklärung ist aber nicht richtig. Aus materieller Berechnung geschlossene Ehen gab es nicht nur im 12. und 17., sondern ebenso zahlreich auch im 11., 15., 16. und 19. Jahrhundert; während die Erscheinung, um die es sich handelt, mit ganz bestimmten Epochen und — was noch wichtiger ist — mit einer ganz bestimmten Gesellschaft verknüpft ist, die ganz in allerlei Verkehrsformen aufging und deren Leben sich in Zerstreuungen und Liebeleien erschöpfte. In diese Gesellschaft gehörte nicht die Frau, die in Liebe für ihren Gatten erglühte, und ebensowenig der Mann, der die Frau seiner Treue versicherte, weil sie etwas Fremdes und Vertrauliches in eine Welt hineingebracht hätten, deren Stimmung darauf beruhte, dass jeder jedem gehörte, und wo alle darauf Anspruch machten, von jedem volle Teilnahme am Leben der ganzen Gesellschaft zu verlangen. Das Leben

dieser höfischen Gesellschaft ist längst versunken, aber sogar jetzt noch mutet es uns unangenehm an, wenn in Gesellschaft ein Mann sich einfallen lässt, seine zärtlichen Gefühle für seine Frau vor allen kundzutun. Das fröhliche Treiben an diesen Höfen, die Vergnügungen einer Gesellschaft, in der beide Geschlechter vertreten waren, wo das Spielen mit Empfindungen und Kourmacherei des Lebens Inhalt bildeten, standen natürlich im Widerspruche mit den selbstischeren und auf den engsten Kreis bezogenen Gefühlen, wie sie durch ein glückliches Familienleben entwickelt werden, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn zu einer Zeit vollster Entwicklung dieses höfischen Gesellschaftstreibens eine Denkweise aufkam, die sich zum Familienleben im abgeschlossenen Hause feindlich stellte. Aus diesem Grunde sehen auch die Minnesänger gegenseitige freundliche Empfindungen von Gatten zueinander mit missgünstigen Augen an. Dadurch vertraten sie ihre eigenen Interessen in der Gesellschaft, und wenn sie den «gilos» und «marit» schelten, so darf das in keinem Falle als Beweis dafür aufgefasst werden, dass sie nur verheiratete Frauen geliebt und besungen hätten. Dazu geben uns die vorliegenden Texte kein Recht. Freilich sind die Stellen nicht sehr zahlreich, wo klar und deutlich von der Liebe zu einem jungen Mädchen die Rede ist, aber sie sind vorhanden, und da sie nicht zahlreich und nicht nach der Schablone gearbeitet sind, haben sie die Beweiskraft wirklicher Urkunden. Wir haben sie erstens in den Lebensbeschreibungen der Minnesänger. G. de Pueicibot enamoret se d'una gentil donzela bela e d'ela fetz sas cansos . . . e el pres la donzela per molher (H. G. L. X, 256). Gui d'Uissel verliebte sich in Gidas de Mondas, die unverheiratet war (ib. 248). Von der Liebe und Heirat berichten uns auch andere Biographien (U. de S. Circ, Peirol, Peire Raimon, Pistoleta, Fadet). Aber auch in den Liedern der Troubadours selbst findet sich manche bezeichnende Stelle. Bernart Tot-lo-mon (Appel, Prov. Ined. 45): de donzellas ay ben dig e diray tan quan viuray, que ja no m'en partray, d. h. der Dichter weiht seine Muse den jungen

Mädchen. Ebenso S. 49: per donzellas seray ricx; S. 47: a donzelas me suy donatz. Berguedan erklärt, er liebe seine Dame, seit sie «pauca e toza» sei (Milá, 258). In der Tenzone des Chardo und Ugo geht der Streit darüber, ob die Liebe einer Dame oder die eines Mädchens vorzuziehen sei (Studi 8, 476). In der Tenzone Alberts und Gaudi handelt es sich wieder darum, dass Albert seine Dame verlassen und sich einer «donzella» ergeben hat (Romania, 31, 52 f.). Daude de Pradas teilt seine Liebe zwischen einer «dona», einer «piucela» und einer «soudadeira gaia» (M. G., 351). Aus Nordfrankreich haben wir bei S. d'Authie (Faus est): tuit devons communalment et servir et honorer pucelle ki loialment set son cuer enamorer. Die Zeugnisse der Didaktiker müssen wir ebenfalls beachten. Marcabrun, der gerne die Worte «gilos» und «marit» im Munde führt, die angeblich mit dem Kultus der verheirateten Beschützerin zusammenhängen, weiss selbst von diesem Kultus nichts, im Gegenteil spricht er gerne von Ehemännern, die fremde Frauen verführen, und er schont auch nicht die Frauen, die ihre Gatten hintergehen, kurz — wir haben es mit Beziehungen der Geschlechter zueinander zu tun, wie sie allgemein menschlich sind und haben keinerlei Andeutungen von dem idealen Verhältnisse zwischen Dichter und Dame, wie es die Forscher voraussetzen. Ph. de Novare (Les quatre âges de l'homme) sagt, man solle die Mädchen nicht lesen und schreiben lehren, sonst würden andere ihnen «prières, folies en chansons, en rime ou en conte» schreiben, und das würde üble Folgen haben. Man widmete also im alten Frankreich jungen Mädchen Liebeslieder! Derselbe Ph. de Novare (ib. cap. 2) wendet sich weiter gegen alle diejenigen, die verführen les femmes et les filles de prud'hommes. Mathieu de Vendôme (Münch. Sitz. Ber. 1872, S. 599) schildert in seinem Briefsteller das Liebesverhältnis zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen. Diese erklärt ihrem Liebhaber, dass das Ziel ihres Lebens die Ehe sei: respuo moechari, volo nubere. In den Leys d'amors, III, 124 heisst es, dass es die Aufgabe des Dichters sei, die Dame zu

besingen, die *piucela o autra que non aia marit.* Damit wir uns aber endgültig davon überzeugen, dass in der Rittergesellschaft des 12. Jahrhunderts das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht anders war als zu jeder beliebigen Zeit, müssen wir uns an den Roman wenden.

Im Romane treffen wir nun auf Schritt und Tritt junge Mädchen als Heldinnen, und das Ziel der Liebe ist die Heirat. Man wird vielleicht dagegen einwenden, dass Lancelot doch wohl ein Beispiel für jene Art von Beziehungen ist, die angeblich der ganzen Lyrik der Troubadours zu Grunde liegt. Zugegeben, aber wo sind weitere Beispiele? Lancelot besagt nur, dass auch im Mittelalter bisweilen Liebe eines Mannes zu einer verheirateten Frau vorkam, wie sie auch heute vorkommt. Chrestien de Troies hat dabei zur Ausgestaltung von Lancelots Liebesroman einige rhetorische Gemeinplätze benutzt, die bei den Troubadours nur eine stilistische Rolle spielen. Aber wieviel Romane haben wir andererseits, in denen das Verhältnis der Geschlechter zueinander völlig normal ist und die Liebe zum Mädchen verherrlicht wird! Ausserdem haben wir — und das ist besonders wichtig — nirgends in den Romanen einen Dichter, der in seine verheiratete Beschützerin verliebt wäre. Alle Seiten des damaligen Lebens spiegeln sich im Romane wider, aber die Gestalt des Minnesängers, wie ihn uns Fauriel und Wechssler gezeichnet haben, finden wir nirgends. Auch die Zeugnisse der Dichter selbst, die ich schon berührt habe, helfen uns nicht weiter.

Zu Hilfe kommt uns Andreas Capellanus. Er allein hat im Mittelalter den Satz geprägt, der bei den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts so oft wiederkehrt, dass die Liebe nur ausserhalb der Ehe lebendig sei. Die Umstände, unter denen dieser Gedanke bei Andreas ausgesprochen wird, sind folgende: Ein Graf wirbt um die Liebe der Frau eines Ritters. Sie sagt ihm, dass sie seine Liebe nicht erwidern könne, da sie schon einen Mann habe, den sie liebe. Der Graf antwortete ihr: «Es ist allgemein bekannt, dass es zwischen Mann und Frau keine Liebe gilt. Das ist doch nur möglich, wenn

höchste grenzenlose Leidenschaft sie verbindet. Sonst ist eine eheliche Bindung nicht Liebe. Denn Liebe ist doch nichts anderes als die Sehnsucht ohne Mass, die leidenschaftlich begehrte Frau heimlich und im Verborgenen sein eigen zu nennen. Ist aber unter Eheleuten je eine Umarmung heimlich? ... Liebe herrscht zwischen Eheleuten nicht, und daher gibt es unter Eheleuten keine Eifersucht, die sie ja auch wie eine tödliche Pest vermeiden sollen. Ein Liebespaar soll die Eifersucht aber gerade als Quelle und Erhaltung seiner Liebe anbeten.» Indessen hat jede Frau ein Recht auf Liebe — also auf einen Liebhaber. Die Dame erwidert dem Grafen: Ihr sucht in Schutz zu nehmen, was man von jeher verurteilt und verachtet. Ich kann meine Liebe nur dem schenken, der mir Gatte und Geliebter zugleich ist. Da sich beide nicht einigen können, beschliessen sie, die Entscheidung der Gräfin von Champagne zu überlassen, ob «nämlich zwischen Eheleuten wahre Liebe möglich sei». Die Gräfin fällt folgende Entscheidung: «Wir sprechen und verkünden, dass zwischen Eheleuten wahre Liebe und Minne nicht möglich ist.» (Ich zitiere nach der Übersetzung von Martin Elster 1924, S. 178 ff.)[1]

Diesen rein scholastischen Streit wollte man als unwiderleglichen Beweis nicht nur dafür ansehen, dass im 12. Jahrhundert Liebe und Ehe als miteinander unvereinbar galten, sondern auch dafür, dass die Beziehungen der Minnesänger zu verheirateten vornehmen Damen auf dieser Anschauung beruhten! Aber wir haben ja bei Andreas einen Widerstreit zweier Anschauungen: Wenn die eine Seite mit abstrakten Gründen die Unvereinbarkeit von Liebe und Ehe zu beweisen sucht, so ist auch die andere Seite da, die diesen Gründen entgegentritt. Es kann also nicht davon die Rede sein, dass wir bei Andreas eine feststehende Anschauung vor uns haben. Dass der Verfasser des Traktates den Streit nur als

[1] Der Gedanke, dass die Ehe und die Liebe unvereinbar sind, wird gelegentlich von Ovid verteidigt. Andreas Capellanus ahmt in vielen Teilen seines Traktats Ovid nach, und es ist sehr wohl möglich, dass er auch in diesem Punkt unter dem Ovidschen Einfluss steht.

Thema für dialektische Übungen betrachtete, sehen wir aus seinen eigenen Behauptungen. S. 258 von Elsters Übersetzung heisst es: «Die Minneregel selbst ermahnt uns ja keine Frau zu wählen die kein Recht zur Heirat hat.» S. 147 werden 12 Hauptregeln für die Liebe aufgezählt, die der Verfasser vom Gotte der Liebe empfangen hat. Die vierte Regel lautet: «suche nicht die Liebe einer Frau die zu heiraten du dich schämen würdest», die dritte: «mach einem Anderen nicht seine Frau abspenstig». S. 61 ist auch von der Liebe zu einem Mädchen die Rede.

Der Streit bei Andreas Capellanus gehört zu den Wortgefechten ohne realen Hintergrund, an denen die provenzalische Tenzone so reich ist. Es sind nur Übungen im Scharfsinn. Beispiele dafür bietet Andreas selbst in seinen Liebesurteilen (Elster 303 ff.). Diese Urteile, wie auch die ganze Frage nach den Liebeshöfen, sind längst aus der Sittengeschichte in die Literaturgeschichte und ins Gebiet der Fiktionen gerückt. Dahin gehört auch das Urteil der Gräfin von Champagne. Andreas stand ganz unter dem Einflusse der Lyrik der Minnesänger, und was bei ihnen zum konventionellen Stile gehörte, übertrug er in eine eingebildete Wirklichkeit. Auf dem Grunde rhetorischer Gemeinplätze der Troubadours malt er ein Gemälde angeblich wirklicher Verhältnisse und wurde so einer der ersten Schöpfer der Legende vom mittelalterlichen Rittertume und von den Minnesängern. Da er sein Material diesen entnimmt, muss er nur aus ihnen erklärt werden. Der umgekehrte Weg, d. h. der Versuch, die Minnesänger aus seinen phantastischen Aufstellungen zu erklären, ist nur dann statthaft, wenn bewiesen wird, dass die Liebeshöfe wirklich bestanden und die völlig unglaubwürdigen Disputationen zwischen Liebeswerbern und Damen wirklich stattgefunden haben.

Aber noch ein anderer Umstand ist für die Entstehung jener Anschauung vom Verhältnis der Minnesänger zu ihren Damen von entscheidender Bedeutung gewesen. Es sind die Lebensbeschreibungen der Dichter und die aus ihnen sich

ergebende Auffassung der «Tornadas». Die Dichter sagen ja sehr oft am Schluss ihrer Lieder, auch wenn in ihnen nicht von Liebe die Rede ist, eine «Sendung», worin sie ihre Beschützer oder Beschützerinnen preisen. In den Lebensbeschreibungen gelten nun diese Beschützerinnen von Anfang an als die Geliebten der Dichter. Der Dichter singt in seinem Liede von der Liebe, zum Schlusse nennt er dann seine Beschützerin, widmet ihr schmeichelnde Lobsprüche, folglich — so schlossen die Biographen, und so schliesst man noch jetzt — sind die Beschützerin und die im Liede besungene Dame ein und dieselbe Person. Daraus folgt dann weiter, dass die Minnesänger nur ihren Beschützerinnen, nur verheirateten Frauen ihre Liebe zugewandt haben! Hier haben wir den Ursprung der Vorstellung von der Damenverehrung der Troubadours. Die Gleichsetzung ist aber falsch. Der Dichter sang von seiner Liebe zur Dame seines Herzens, wandte sich dann aber an seine Beschützerin, aber nur als Beschützerin, und sandte ihr sein Lied. Er dichtete Lieder beliebigen Inhalts und «vergoldete» sie dann durch die Erwähnung seines Gönners oder seiner Gönnerin. Diesen wurden sie als rein literarische Erzeugnisse ganz unabhängig von den in ihnen ausgedrückten Stimmungen zur Beurteilung zugesandt. Die Lieder konnten von Liebe oder von anderen Dingen handeln — die Tornadas blieben sich gleich und änderten ihre Bestimmung nicht. Sie waren Komplimente für den Gönner des Dichters. Solche Widmungen kennen schon die Dichter der karolingischen Zeit, ebenso die der italienischen Renaissance und die Dichter, die sich später um den französischen Hof gruppierten. Unsere Minnesänger sind hierbei nur insofern originell, als sie diese Widmung besonders häufig ihren Liedern beigaben und für sie die Schlussstrophe benutzten, den ursprünglichen Zusatz im Texte, der der Wiederholung der Melodie am Ende des Liedes entsprach. Der letzte Abschnitt der Melodie musste ja durchaus, wenn das Lied zu Ende ging, wiederholt werden, und mit ihr wurden auch die letzten Verse wiederholt. Spuren davon haben wir noch bei Wilhelm IX (Comp. No puosc

mudar und Farai un vers) und Marcabrun (Assatz m'es bel contra l'ivern, Dirai vos usw.). Hiervon stammt auch die Bezeichnung «Tornada», d. h. Wiederkehr. Aber schon früh fing man an, für die Wiederkehr der Melodie einen besonderen Text zu dichten und diesen Text als Widmung zu verwenden, eine Sitte, die bis in die lateinische Dichtung zurückreicht. Um den Beweis dafür zu liefern, dass das eigentliche Lied von der Tornada durchaus zu trennen ist, dass in beiden verschiedene Themen behandelt werden und sie an verschiedene Personen gerichtet sind, möchte ich einige besonders charakteristische Proben im einzelnen besprechen.

Bei B. de Ventadorn kommen einige «senhals» vor, unter denen wir seine Gönnerinnen verstehen müssen, während man allgemein in ihnen auch die Damen sieht, denen seine Liebe galt. Dass diese Gleichsetzung falsch ist, habe ich schon oben gesagt. Sehen wir uns einige Fälle darauf hin an. 1. *Conort:* Im Liede Nr. 45 heisst es, dass die Liebe der Dame nur einen Tag gedauert habe, dass sie nicht beständig sei. Im zweiten Teile preist er dann Conort, die immer so huldreich gegen ihn gewesen sei und, wenn sie die Macht besässe, ihn gewiss zum Könige von Frankreich gemacht hätte (car al plus qu'ilh pot m'enansa). Dann kehrt er wieder zur Liebe zurück: die Dame will dem Dichter nicht beistehen (ilh lai re no m'enansa). Hieraus folgt doch wohl mit völliger Sicherheit, dass Conort und die vom Dichter besungene wirkliche oder fingierte Dame zwei verschiedene Personen sind. — Die Lieder Nr. 16 und 20 sind weniger deutlich, obgleich wir schliesslich auch bei ihnen zu demselben Ergebnisse kommen. Nr. 20 beginnt der Dichter mit dem Hinweise, dass «mon Conort» schwerlich gnädig aufnehmen werde, was er ihr sage oder schicke, da er sich lange Zeit bei ihr nicht gezeigt habe, also gegen sie unhöflich gewesen sei. Dann ist die Rede von einer Domna, von der er durch einen «lauzengier» getrennt sei. Er möchte gerne zu ihr gehen, aber getraue sich nicht. Wir fühlen bei diesem Gedichte deutlich den Unterschied im Tone; wo von «mon Conort» die Rede

ist, merken wir, dass wir es mit wirklichen Verhältnissen zu tun haben, dagegen umgibt uns nebelhafte und widerspruchsvolle Rhetorik, sobald die Domna an die Reihe kommt. Ganz ähnlich ist Nr. 16. Hier macht der Dichter zuerst der Conort Vorwürfe, weil sie ihn vergessen habe und ihm weder «salutz» noch «amistatz» schicke. Dann ist aber von «midons» die Rede und zwar in der dritten Person, auch davon, dass der Dichter sich vor ihr schuldig fühle, dass er «per foudat» nicht zu ihr gekommen sei, dass er sich scheue, vor ihr zu erscheinen usw., d. h. wir haben den uns bekannten Gemeinplatz, dass die Dame mit dem Dichter unzufrieden ist, weil er sich ihr gegenüber irgend etwas hat zu Schulden kommen lassen. Am Schlusse lesen wir wieder: de mo Conort aten enquera bon'aventura. Es ist seltsam, wie der Dichter seine Zunge zügelt, sobald von den Gönnern die Rede ist. Dagegen ändert sich der Ton, sobald er zu den nicht mit Namen genannten «midons» übergeht. Nun sind alle nur denkbaren übertriebenen Beteuerungen, nicht gerade keuschen Bitten und Phantasien gestattet. Gegenüber wirklichen Personen bedient man sich der Rede, die die Schranken der tatsächlichen menschlichen Beziehungen nicht überschreitet — wir haben Versicherungen der Ergebenheit, salutz, amistatz, höfliche Vorwürfe, dass man den Dichter vergessen habe usw. —, dagegen spricht man von den fingierten Geliebten nur in erotischen Hyperbeln, verschwommen, widerspruchsvoll, und legt sich keinerlei Zwang auf.

Eine andere Gönnerin unseres Dichters war «Bel Vezer». Dass auch sie nicht mit der vom Dichter besungenen Schönen zusammenfällt, ergibt sich aus Nr. 41, wo die beiden getrennt genannt werden:

Sol Deus midons e mo Bel Vezer sal.

In anderen Liedern erwähnt er Bel Vezer nur in der «Sendung» in schmeichlerischer und achtungsvoller Weise, während er in den eigentlichen Liedern von seiner Liebsten in ganz anderen Ausdrücken spricht. In Nr. 1 preist er die Beschüt-

zerin, die es verstehe «plazers far e dir» und sich dadurch aller Liebe gewinne, — so spricht doch kein Verliebter! Darauf geht er ohne Umschweife dazu über, seine domna, seine Liebste, zu besingen. Schon die Tatsache, dass die Beschützerin und die Liebste einander gegenübergestellt werden, ist ein beredter Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung. In Nr. 8 verbreitet sich der Dichter zuerst über seine Liebe zur nicht genannten domna. Zum Schlusse kommt dann die Widmung an Bel Vezer mit der nötigen Begrüssung. In Nr. 12 ist ebenso erst von der Liebe zu einer Dame die Rede, *die dem Dichter untreu geworden ist*, und zum Schlusse spricht er von der «joi», die er von Bel Vezer, Fachura und Alvernhatz, seinen Freunden und Beschützern, habe. Besonders lobt er Bel Vezer für ihre Fähigkeit «bels plazers dir e faire». In Nr. 29 erscheint dieselbe Bel Vezer in der Widmung neben anderen Freunden — Alvernhatz und Tristan. In Nr. 28 unterstützt sie den Dichter in seinem Schaffen, während er im Liede selbst eine Dame seiner grenzenlosen Liebe versichert. In Nr. 42 haben wir wieder die Gegenüberstellung von «midons» und «leis» (Bel Vezer). Kurz, wir können nicht zweifeln, dass Bel Vezer nur die Gönnerin ist, die der Dichter von seiner Liebsten deutlich unterscheidet.

Eine dritte Dame, die man auch für eine Geliebte des Dichters hält, ist Tristan. Dabei unterscheidet er in Nr. 43 ganz deutlich zwischen ihr und «midons». Er sagt:

> e vau m'en, pus ilh (midons) no'm rete,
> chaitius en issilh no sai on.

Und dann:

> Tristans, ges no'n auretz de me,
> qu'ieu m'en vau, chaitius, no sai on,

d. h. der Dichter ist im Begriffe, dank seiner unerbittlichen Geliebten, in die Verbannung zu gehen, und benachrichtigt davon seine Beschützerin Tristan, damit diese von ihm keine Lieder und Besuche mehr erwarte. In Nr. 29 wird in der Widmung Tristan neben Bel Vezer genannt. Da müsste man

nach der herkömmlichen Auffassung annehmen, dass jeder Troubadour einen ganzen Harem von Geliebten hatte, die er nach Belieben miteinander vertauschte! In der Widmung von Nr. 4 lobt der Dichter Tristans Fähigkeit zu «be gabar e rire», ein Lob, dass für einen Protektor durchaus angebracht ist, aber für eine Geliebte nicht ganz ausreicht. In Nr. 19 äussert sich B. de Ventadorn missbilligend über «na Dous-Esgar» und ihre Umgebung und lobt «Fis-jois», die ihm freundlich entgegentrete. Appel (B. de V. XLIX) macht darauf aufmerksam, dass Fis-jois unmöglich die Geliebte des Dichters sein könne, aber er kann sich nicht enthalten, die Frage zu stellen, ob nicht Dous-Esgar jene Hartherzige ist, die die Liebe unseres Dichters verschmäht hat. Aber der Dichter drückt ja Gefühle aus, die das gerade Gegenteil von Liebe sind!

Nicht so deutlich ist das Verhältnis bei dem senhal «Mon-Aziman», denn in den Liedern, in denen er erwähnt wird (Nr. 21, 26, 36), haben wir keine klare Gegenüberstellung von «midons» und «Mon-Aziman». Appel S. XXXIV setzt sie daher einfach einander gleich. Ich halte das für unmöglich. In Nr. 21 kann der Dichter nicht zum Könige reiten, weil Mon-Aziman ihn zurückhält. In Nr. 26 heisst es: Wenn nicht Mon-Aziman wäre, hätte der Dichter länger beim englischen Könige bleiben können. In Nr. 36 möchte er Mon-Aziman neben sich haben. In den Liedern selbst haben wir die übliche Liebesrhetorik mit Liebesergüssen. So können wir auch hier die Feststellung machen, dass die Sprache des Dichters gleich schlichter und gesetzer wird, sowie es sich um wirkliche Personen handelt. Da Mon-Aziman zweimal in Verbindung mit dem englischen Könige genannt wird, ist es klar, dass der König wissen musste, wer unter dem Namen Mon Aziman zu verstehen war; sonst hätte die Widmung keinen Sinn gehabt. In den Liedern selbst spricht der Dichter den Wunsch aus, zugegen zu sein, wenn seine Dame sich entkleide, und in ihr Schlafzimmer zugelassen zu werden, damit er die Möglichkeit habe, sie zu «baizar, maneiar e estrenher». Wenn man nun auch im Mittelalter in den Verkehrsformen

recht frei war, werden wir doch wohl sagen dürfen, dass der Dichter in seinem eigenen Interesse, schon aus Gründen der Klugheit, es niemals gewagt haben wird, seiner hohen Beschützerin, die neben dem Könige genannt wird, mit solchen Zumutungen zu kommen, und noch dazu in einem Gedichte, das an den Mittelpunkt der höchsten Gesellschaft, an den Hof des Königs, gehen sollte. Ausserdem sagt ja der Dichter in Nr. 26 von seiner Liebsten: vas se'm tira com azimans. Es wäre töricht gewesen, die Wirkung einer Dame mit Namen «Mon-Aziman» mit dem eines aziman zu vergleichen. Umgekehrt erhalten wir, wenn wir die Person der domna von der Mon-Azimans trennen, den erforderlichen Doppelsinn: Die Geliebte zieht den Dichter an sich wie ein «aziman» (Magnet) und wie Aziman, d. h. wie der Beschützer. Dadurch wird mittelbar auch die Anhänglichkeit des Dichters an seinen Aziman = Beschützer hervorgehoben.

Nr. 23 ist «midons a Narbona» gewidmet «que tuih sei faih son enter», im Liede selbst dagegen ist von einer treulosen Geliebten die Rede. Also sind doch wohl diese und die Dame aus Narbonne zwei verschiedene Personen. — Dagegen fallen in Nr. 33 die besungene Dame und die, der das Lied zugesandt wird, miteinander zusammen. Der Dichter empfindet «Freude, da er die Königin liebt, deren Wert über jedes Lob erhaben ist. Räumlich von ihr getrennt, ist er doch mit seiner Seele bei ihr. Er ist ihr treuer Diener und wird es immer sein. Er ist betrübt, weil er nicht weiss, wann er sie sehen kann, und bittet sie um Erlaubnis, an ihrem Hofe unter den anderen Höflingen weilen zu dürfen.» Wir bemerken die Zurückhaltung und Überlegtheit der Sprache, das Fehlen der erotischen Rhetorik, alles Spielens mit Gegensätzen und Rätseln. Eine besondere Lobpreisung der Königin am Schlusse fehlt. Der Dichter hat einfach der Königin ein Gedicht geschickt, seinen Bücklingen die Form eines Gedichtes gegeben.

Ich möchte aber noch *Peire Vidal* behandeln und bediene mich dabei der Numerierung in B. Gr. Bei ihm ist die Haupt-

gestalt, der laut der traditionellen Auslegung seine Liebe gilt, Na Vierna. Von ihr spricht er in vielen Gedichten. Dass sie aber nicht seine Liebste ist, ergibt sich deutlich aus den Gedichten selbst. In Nr. 2 hören wir, dass die Liebste den Dichter von sich gewiesen hat (lonhar me volc de sa regio). In der Widmung ist neben anderen von Na Vierna die Rede, die er nicht sehen kann, weil man ihn mit dem Comte d'Avigno entzweit hat. Da also die Ursache der Trennung in beiden Fällen eine andere ist, liegt es auf der Hand, dass beide Damen voneinander zu scheiden sind. — In Nr. 46 klagt der Dichter über eine «mal'enemia», von der er kein «chauzimen» habe. Zum Schlusse heisst es dann: Na Vierna, be'm vai de vostr'amor, ab sol que vis Castiat mon senhor, d. h. der Dichter ist von der freundlichen Gesinnung seiner Beschützerin Na Vierna überzeugt. Es ist klar, dass seine Klage über den Misserfolg bei der Liebsten und die Versicherungen eigener grenzenloser Liebe sich nicht auf Na Vierna, sondern auf eine andere Person beziehen. — In Nr. 48 erklärt der Dichter, er werde nicht geliebt, und träumt von Küssen und erwiderter Liebe. Zum Schlusse wendet er sich erst an seinen Beschützer En Rainier und dann an Na Vierna. Er sagt aber nur: «Na Vierna, en patz volgra fos Mos Castiatz» und weiter nichts. Solch eine Wendung hat mit Liebe nichts zu tun und wäre gegenüber der Geliebten mehr als sonderbar. Ganz anders sieht die Sache dagegen aus, wenn wir die Liebesergüsse im Liede von den an die Beschützerin Na Vierna gerichteten Versen trennen. — In Nr. 36 spricht der Dichter in der Tornada seine Betrübnis darüber aus, dass er Bels Castiaz und Na Vierna lange nicht gesehen habe (cui am de bona fe): Wenn nun hier Na Vierna an zweiter Stelle neben Bels Castiatz steht und auf «amor de bona fe» hingewiesen wird — nach Versicherungen grenzenloser Liebe zur Dame seines Herzens im Liede selbst —, so ist doch klar, dass diese und Na Vierna zwei verschiedene Personen sind. Der Dichter träumt von seiner Dame: «qu'ensems ab mi's despolh». Diese Bemerkung wäre ganz ungehörig gegenüber der Beschützerin,

deren Namen neben dem eines anderen Beschützers genannt wird, dessen senhal natürlich allgemein bekannt war.

Im grössten Teile der übrigen Lieder, in denen Na Vierna erwähnt wird, steht ihr Name in der Widmung in Verbindung mit Bemerkungen, die der Absicht des Dichters, seine Beschützerin zu loben und ihr zu schmeicheln, in allen Stücken entsprechen. So heisst es Nr. 42: Mon Gazanhat sal Deus e na Vierna, car om tan gen no dona ni guerreja. Freigebigkeit und kriegerischer Sinn werden gelobt: der Liebsten gegenüber pflegt man andere Töne anzuschlagen. — In Nr. 40 erwartet der Dichter von Na Vierna «adreitz gazardos», also einfach ein Geschenk. — In Nr. 18 wird auf einen Vorfall verwiesen, der mit der Person des Dichters in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht. — In Nr. 2 sieht Na Vierna den Dichter nicht, weil er sich mit dem Grafen von Avignon entzweit hat; Nr. 29: Na Vierna, lonhamen vos ai estat de bon sen, und in dem Liede selbst: amaires e drutz sui eu. Was für ein Unterschied in der Ausdrucksweise! — In Nr. 43 versichert er Na Vierna seiner Ergebenheit, in Nr. 22 ist er betrübt, weil er sie nicht sehen kann, in Nr. 31 werden im Liede der Geliebten Vorwürfe gemacht, weil sie dem Dichter «no vol far be ni honor», dagegen bekommt in der Widmung Castiatz Vorwürfe, weil er «tol Na Vierna e s'amor». In Nr. 45 ist von «amistatz» für Na Vierna die Rede usw. Also überall, wo es sich um sie handelt, ist der Ton zurückhaltend und völlig korrekt, wie es sich der Beschützerin gegenüber gebührt. Dies alles haben wir in den Widmungen. Dagegen haben wir in den eigentlichen Liedern, ganz unabhängig davon, Liebe und Leid, Hoffnungslosigkeit und Träume von «baizar e jazer»! Lied und Widmung an den Gönner sind eben zwei verschiedene Dinge. Das haben natürlich die Adressaten gewusst und empfunden. Aber spätere Geschlechter dachten anders. Da sie von den Dichtern nichts wussten und von dem Zuschnitte des damaligen Lebens keine klare Vorstellung hatten, versuchten sie durch Legenden in die Lieder einen Sinn zu bringen. Der erste Schritt bestand darin, dass man die im

Liede besungene Herzliebste der in der Tornada genannten Beschützerin gleichsetzte. Peire Vidal hat übrigens ein Lied (Nr. 25), das ganz der Na Vierna gewidmet ist. Aber hier zeigt sich gleich, wie im entsprechenden Falle bei B. de Ventadorn, der Unterschied im Tone: er ist zurückhaltend, der Ausdruck ist vorsichtig und zielbewusst enkomiastisch. Der Dichter liebt Na Vierna, aber als seine Herrin, er will immer ihr «servidor» sein: «Deus gart Na Vierna», die Quelle aller Freuden für den Dichter. Von Erotik ist keine Spur, von unkeuschen Empfindungen ist nichts zu merken. Wir sehen nichts als höfliche, achtungsvolle Ergebenheit. Die Dichter waren eben durchaus nicht so exzentrisch, wie man sie sich vorstellen will.

Ein anderer angeblicher Roman P. Vidals ist seine Liebe zu Loba. In Nr. 16 sagt der Dichter zuerst: ai mais d'un pauc cordo que Na Raimbauda'm do que'l reis Richartz ab Peitieus. Diese Worte, für sich allein genommen, könnte man so verstehen, dass Na Raimbauda des Dichters Geliebte war. Weiter lesen wir: la Loba ditz que seus so ... melhs sui seus que no sui d'autrui ni meus. Hieraus könnten wir wieder schliessen, dass es La Loba war. Aber in demselben Liede sagt der Dichter: Bels Sembelis, Saut e So am per vos e Alio; E car la vista'm fo breus eu sui sai marritz e greus. Nun müsste es wieder Sembelis sein. Alle drei Stellen, nebeneinander gehalten, sind meiner Meinung nach ein Beweis dafür, dass keine von den drei Damen es war, sondern wir haben einfache Höfllichkeiten gegenüber vornehmen Frauen, vielleicht Gönnerinnen, und die Dame, die ihn nach dem Liede «trait a», und der er seine recht sinnliche Liebe gesteht, ist eine uns unbekannte vierte.

In Nr. 27 erklärt der Dichter: mos bels arquiers de Laurac ... m'a nafrat de part Galhac e son cairel el cor mis, d. h. er ist durch Amors aus Laurac entsandten Pfeil verwundet. Darauf: Na Loba a'm si conques ... al cor m'estan sei dous ris. Also befindet sich der Gegenstand seiner Liebe in Laurac, und Loba ist eine Beschützerin, vor der er sich ver-

beugt. In Nr. 49 wendet er sich zuerst an Loba und preist ihre seltenen Eigenschaften. Darauf wendet er sich an Na Raimbauda, die er liebt. Also kann Loba unmöglich seine Liebste sein. Den Schluss des Gedichtes von den Worten «A! bela domna, cui am e dezir» an möchte ich auf eine dritte Person, eben des Dichters Geliebte, beziehen.

In Nr. 35 ergeht sich P. Vidal in tönenden Lobsprüchen, die er an eine Dame aus Carcasses richtet. Der Ton ist sehr achtungsvoll, und der Vers «per que's n'agrado'l plus cortes» legt uns den Schluss nahe, dass es seine Beschützerin ist, die ihren eigenen Hof hat. In ihr des Dichters Geliebte zu sehen, haben wir gar keinen Anlass. Vielleicht ist Loba gemeint. — Nr. 21 ist besonders interessant. Der Dichter drückt seine Freude darüber aus, dass seine Liebe erwidert wird. Das ist das eine Thema. Aber in der fünften Strophe haben wir ein anderes. Eine Dame ist ihm untreu geworden und hat sich einem rothaarigen Grafen hingegeben. Der Dichter macht ihr dafür herbe Vorwürfe: «be'm par que loba es». Das Wort «loba» war ein starkes Schimpfwort. Vgl. Hildebert, Migne, 171, 1455: dum lupa, dum meretrix, dum violata vocor. Ähnlich M. de Vendôme, Münch. Sitz. Ber. 1872, S. 604. Gr. 291, 1 heisst es: die Treulose, die sich einem anderen hingegeben hat, hat gehandelt «com las lobas o fan». Hierher gehört offenbar auch R. d'Aurenga Gr. 389, 5: non amon tuit cilh qu'an baizat, so sap mis dona Na Lobata (= Hure). Es ist ganz ausgeschlossen, dass der Dichter jemals gewagt hätte, in dieser Weise von seiner Gönnerin zu sprechen. Es handelt sich vielleicht um irgend ein Liebchen, das den Dichter hatte sitzen lassen. Zum Schlusse wendet sich der Dichter an zwei neue, bisher noch nicht genannte Damen. Aus Nr. 20 geht deutlich hervor, dass die Geliebte des Dichters und die in den Bergen in Biol lebende Raimbauda zwei verschiedene Personen sind. Der Dichter sagt: am mais montanha ... qu'ampla terra ni lada ... e non o dic ges per orgolh, mas car ma domna'm desacolh, qu'avenhat m'es que'm n'an alhors, d. h. die Geliebte befindet sich «en terra plana», und

da sie ihn nicht liebt, muss er «alhors», in die Berge, gehen, wo Raimbauda wohnte. Damit entfällt eine weitere Legende.

Dass Sembelis nicht eine Geliebte, sondern eine Beschützerin des Dichters war, haben wir schon gesehen. Als von seiner Beschützerin redet er von ihr in Nr. 24. Die provenzalische Lebensbeschreibung P. Vidals hat die beiden Namen Na Vierna und Alazais, die zwei verschiedene Personen bezeichneten, durcheinandergeworfen und aus ihnen eine Person — die Geliebte des Dichters — gemacht. In Wirklichkeit war auch Alazais, wie Na Vierna, nur eine seiner Beschützerinnen. — In Nr. 21 preist P. Vidal die «bela seror» des Marques (= Alazais), nachdem er zuerst von seiner Liebsten gesprochen hat. — In Nr. 14 lesen wir: N'Azalais, tan vos ai quiza qu'ar *l'uns en ten l'autre per enoios*. Das ist doch nicht die Stimmung eines Verliebten!

Betrachten wir noch *Raimon de Miraval*. Die Legenden, die in der provenzalischen Biographie über ihn stehen, sind noch heute lebendig, nicht weil diese an sich glaubwürdiger als andere wären, sondern nur deswegen, weil sich die Kritik mit Raimon weniger beschäftigt hat und weil sich Andraud, der Verfasser einer Monographie über ihn, nicht als rechter Kritiker erwiesen hat. Ich verweile zunächst bei den Namen zweier Damen, die wir für seine Beschützerinnen, nicht für seine Herzliebsten halten müssen. Nr. 4 hat drei Tornadas, entsprechend der Zahl der vom Dichter angeredeten Personen. Die erste Tornada bezieht sich auf eine «bona domna», der der Dichter als Zeichen seiner Ergebenheit sein Schloss übergibt. Die zweite ist an «Mais d'amic» gerichtet, die ein «cor irat» besitzt. Auch ihr überlässt er sein Schloss («a vostr'ops ai Miraval si gardat»). In der dritten wendet er sich an Mantel, die so reizend ist, dass viele sie beneiden. Ob sich unter der bona domna eine wirkliche Person verbirgt, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. In jedem Falle ist klar, dass Mais d'amic und Mantel nicht die Geliebten des Dichters sein können. Es ist ja nicht denkbar, dass er in *einem* Gedichte drei Damen gleichzeitig eine Liebeserklärung macht.

Im Mittelalter waren doch die Frauen nicht weniger eifersüchtig als im 20. Jahrhundert. Die Sache ist viel einfacher: das Liebeslied ist für sich da, und der Lobpreis der Beschützerinnen am Ende des Liedes ist etwas anderes. Diesen Unterschied kannten natürlich die Empfängerinnen. — In Nr. 19 gesteht der Dichter zuerst seine Liebe. Er möchte mit der Geliebten zusammen liegen, sie umarmen und küssen. In der Tornada wendet er sich dann an seine Beschützerin — dass sie in der Gesellschaft bekannt war, ergibt sich aus vielen Gedichten Raimons — und ruft aus: Mantel, non etz de presset ni de saia, mas de valor e de beutat veraia. Gegenüber einer Geliebten hätte er schwerlich diesen Vergleich gebraucht, aber ebenso wäre der im Liede ausgesprochene etwas derbe Wunsch gegenüber der Beschützerin, einer in der Gesellschaft bekannten hochgestellten Dame, ganz unmöglich. — In Nr. 24 werden in der Tornada wieder drei Damen genannt: Mais d'Amic, die mit dem Dichter befreundet ist, Mantel, deren Vorzüge beständig zunehmen, und «ma dona, mi dons», der das Gedicht geschickt wird. Es ist wieder ganz klar, dass weder Mais d'Amic noch Mantel die im Liede besungene Geliebte sein kann. — In Nr. 27 schickt der Dichter das Lied seiner Geliebten, die er schon ein Jahr und fünf Monate liebt, und darauf redet er Mantel an: lial Miraval e mon chan tenh de mon Mantel derenan e sospir quar no'l sui denan, tant ai de vezer gran talan. Wie gemässigt klingt das nach den glühenden Liebesbeteuerungen im Gedichte, die für die Geliebte bestimmt sind! Die Dame liebt er schon über ein Jahr, aber das Schloss bietet er Mantel erst jetzt an (derenan). — In Nr. 6 ist wieder zuerst von der Geliebten des Dichters die Rede. In der Widmung geht er dann zu Mais d'Amic über, wirft ihr vor, dass sie für ihn nur «ira» und «cor felo» habe, wendet sich dann aber an Mantel und preist ihre Vorzüge. — In Nr. 31 ernennt er sie zum Richter über die Wahl, die sein Herz treffen will. Also kann sie selbst unmöglich die Erkorene sein. — In Nr. 34 ist wieder von einer unerbittlichen Dame die Rede, die der Dichter liebt, am Schlusse wer-

den aber verschiedenen Beschützern und Beschützerinnen Lobsprüche gespendet, darunter auch Mantel und Mais d'Amic. Auch in anderen Liedern merkt man immer wieder, dass die Dame, der des Dichters Liebe gilt und deren Name nicht genannt wird, und die in den Widmungen gelobten Gönnerinnen einander entgegengesetzt sind: So handelt Nr. 38 von einer unzugänglichen Schönen, aber in der Tornada werden die Marquesa de Menerba und Mais d'Amic gepriesen. In Nr. 9 haben wir erst die Liebe zur «amiga» und in der Tornada wieder das Lob der Mais d'Amic. In Nr. 37 haben wir dieselbe Gegenüberstellung: erst «dona, vos m'es de totz guitz usw.» und in der Tornada: «Mielhs d'amic» mit dem Ausdrucke vollster Ergebenheit. In Nr. 44 lobt der Dichter neben Bel Mais d'Amic seine eigenen Verse.

Eine andere Legende ist die von Raimons Liebe zu Azalais. In Nr. 31 wird sie neben Mantel erwähnt. Schon dies muss uns zur Vorsicht mahnen. Aber in Nr. 18 heisst es ganz deutlich: ab n'Azalais vuelh paria e serai sieus tota via apres selha que no vol qu'om en gap, d. h. der Dichter gehört zuerst seiner Geliebten und dann Azalais als seiner Beschützerin an. Damit ist die Frage nach der angeblichen Liebe zwischen Miraval und Azalais ein für allemal entschieden. Eine Gegenüberstellung zweier Damen haben wir auch in Nr. 8, wo der Dichter zuerst Azalais preist und sich dann an eine nicht weiter genannte domna wendet. In anderen Gedichten, wo er sie nennt (Nr. 11, 28, 29), spricht er von ihr ebenfalls nur in der achtungsvollsten Weise. — So also steht es mit der Legende von Miravals Liebe zu Mais d'Amic, Mantel und Azalais. Nirgends sonst haben wir so deutliche Hinweise darauf, dass der Troubadour seine Geliebte von seiner Beschützerin unterscheidet, dass seine Liebe, soweit sie dem Weibe als solchem gilt, nicht den Frauen gilt, die er mit Namen nennt oder mit Hilfe der «senhal» andeutet, und an die Tornaden mit dem Ausdrucke der Ergebenheit gerichtet sind.

Dasselbe Bild haben wir bei *Gaucelm Faidit*. Die biographische Legende spricht von seiner Liebe zu Maria de

Ventadorn. Auch diese Legende beruht darauf, dass die Geliebte und die Beschützerin Maria irrigerweise einander gleichgesetzt werden. In Nr. 15 gesteht der Dichter einer in der Lombarbei befindlichen Dame seine Liebe. Er ist bereit, zu ihr zu kommen, aber weiss nicht, ob sie ihm eine gewisse Tat verziehen hat. In der Tornada redet er dann Na Maria an, schmeichelt ihr und preist ihre ausserordentlichen Vorzüge. Da nun Maria von Ventadorn mit der Lombardei nichts zu tun hatte, sind sie und des Dichters Geliebte offenbar zwei verschiedene Personen. — In Nr. 34 haben wir dieselbe Gegenüberstellung: Zuerst sendet der Dichter sein Lied an midons (e poiras li dir qu'ieu muer de dezir) und darauf redet er Maria an: tan avetz de pretz gran per que son tuich d'agradatge mei dich e mei chan per la lauzor. In anderen Gedichten, deren Widmungen an Maria gerichtet sind, ist der Unterschied in der Sprache zwischen dem eigentlichen Gedichte und der Tornada in die Augen fallend. Das Lied atmet heisse, ungeduldige Liebe, in der Tornada haben wir kühle, zurückhaltende Komplimente an Na Maria. Er lobt an ihr ihr plazen far (17), finas beutatz (32), vos etz tan bella e pros (33), plazen far (52), tans bens (37), vostre pretz (38), no a par de beutat (4). In Nr. 27 und 39 schickt er ihr seine Verse zu freundlicher Beachtung. Von Liebe ist dabei mit keinem Worte die Rede. Dass sie in der Tat seine Beschützerin war, geht aus den Tenzonen Nr. 26 und 44 hervor, wo sie Richterin in einem literarischen Streite ist.

Bergert (S. 123) führt die Legende der provenzalischen Biographen weiter, indem er Plus Avinent, eine zweite bei Faidit oft erwähnte Dame, ebenfalls zu seiner Geliebten macht. Aber aus den Tornadas zu Nr. 21 und 31, wo Plus Avinent erst an zweiter Stelle erscheint, und aus den ihr gespendeten Lobsprüchen folgt mit völliger Sicherheit, dass sie des Dichters Beschützerin, aber in keinem Falle seine Geliebte war. Dasselbe folgt aus der Tornada zu Nr. 7, wo er sein Lied an Plus Avinen mit dem Wunsche schickt, sie möge es freundlich aufnehmen und sich gut einprägen. In Nr. 60 lesen wir:

mon Plus Avinen ... que deu esser plus gaia ma chanso car vol ni'l platz que sos bels noms i fos. Der Dichter hat uns damit zu verstehen gegeben, dass die Liebe, von der er im Gedichte spricht, nicht Plus Avinen zum Gegenstande hat, sondern dass sie eben nur seine Gönnerin ist, deren Name sein Lied schmücken soll. In Nr. 12 ist die letzte Strophe verstümmelt, aber der Sinn ist klar: der Dichter schickt sein Lied an Plus Avinen und bleibt selbst bei seiner Liebsten. — In Nr. 59 wird in der Tornada Mon Santongier angeredet. Man will in ihm Peire Malamort sehen (Bergert, S. 65). In der provenzalischen Lebensbeschreibung wird behauptet, das Lied beziehe sich auf Audiart, Peire Malamorts Gattin. Die Behauptung ist ganz willkürlich, denn mit demselben Rechte können wir hundert andere Damen als des Dichters Geliebte ansprechen.

Der Versteckname Bel Esper, der in der Mitte von Nr. 55 vorkommt (eine Anspielung auf ihn haben wir in Nr. 33 und 40), bezeichnet ohne Zweifel eine Geliebte, aber wir haben keinerlei Anhalt, sie mit irgend einer Beschützerin zu identifizieren. Nach der Lebensbeschreibung soll sie Jordana d'Ebrun sein, und Bergert (S. 35) erklärt treuherzig: wir haben keinen Anlass der prov. Biographie nicht zu glauben. Im Gegenteil, wir haben kein Recht ihr zu glauben! Erstens ist ihr Inhalt ganz anekdotisch, und zweitens steht die Legende von Faidits Liebe zu Jordana nur im Anhange zur Biographie in ms. N^2 und P (16. und 14. Jahrhundert). Wenn die älteren Fassungen von dieser Liebe nichts wissen, so konnten desto weniger die Schreiber von P und N^2 von ihr Kenntnis bekommen haben. Aber die Hauptsache ist die, dass die Heldin d'Ebrun ihr Dasein nur einer falschen Deutung einiger Angaben in Nr. 55 verdankt. Hier wird im Liede «Mos bos Espers» genannt, die Tornada aber lautet: a ma capa man en ma chanso chantan ma benanansa gran e lay en lombardia gar Dieu de falhir ric de joi s'amia. Es ist also klar, dass «bos Espers» und die «ma Capa» genannte Dame nicht dieselbe Person sind, und der Biograph N^2 (oder seine Quelle)

alles fälschlich durcheinander geworfen hat. Unter «Capa» vermutete er den Namen des Ortes, wo sich des Dichters Geliebte bels Espers befand, und meinte, dass es Gap — im jetzigen Departement Hautes-Alpes — sei. Da dies aber ein ganz unbedeutender Ort war, nahm er das benachbarte Embrun, wo ein Schloss nur, und so entstand der Text in der Lebensbeschreibung: G. Faidit si amava una domna de l'evesquat de Gap e d'Ebreun la quals avia nom ma domna Jordana d'Ebreun. Den Namen zu erfinden war nicht schwierig. Der Redaktor von P hatte dieselbe Quelle vor sich wie der von N^2, aber da er auch die Tornada von Nr. 55 beachten musste, erlaubte er sich, den Text nach seiner eigenen Kenntnis der Geographie zu verändern, nämlich: da ihm der Name Gap unbekannt war, greift er zur Erfindung und schreibt: G. Faidit s'entendet lonjamen en Na Jordana d'Ebrun d'una ciutat qu'es a l'entrada de Lombardia el cap de Proensa. Der Versteckname Ma Capa und die wirkliche Lombardei, die sich auf jemand anderes bezog, wurden durcheinandergeworfen, und so entstand der Text: «el *cap* de Provenza *a l'entrada de Lombardia*». So wurden die Lebensbeschreibungen zusammengestoppelt, denen wir nach der Meinung vieler jetzt noch Glauben schenken sollen!

Nehmen wir weiter *Raimbaud de Vaqueiras*. Nach der provenzalischen Biographie liebte er Biatritz von Monferrat, die er Bels Cavaliers nannte. Aber wenn wir uns seine Gedichte ansehen, müssen wir zunächst feststellen, dass Biatritz und Bels Cavaliers nicht dieselbe Person sind. In mehreren Liedern werden in den Tornaden beide nebeneinander genannt. Erst rühmt der Dichter die Bels Cavaliers und ergeht sich dann in Lobpreisungen über Biatritz de Montferrat. Dass er dieselbe Person erst mit einem Versteckname und darauf mit dem wirklichen Namen genannt haben sollte, ist doch wohl nicht anzunehmen. Wenn der wirkliche Name genannt wird, hat ein Deckname daneben keinen Sinn. Nun kommen aber in nicht weniger als vier Gedichten beide nebeneinander vor. Von einer zufälligen Unachtsamkeit des Dichters kann nicht

die Rede sein, zumal er von beiden Personen in verschiedener Weise spricht und sie einander sogar entgegensetzt. Besonders sprechend ist die Widmung von Nr. 18. Sie lautet:

lo rics pretz sobrecabals
de Na Biatritz es tals
c'om no'l pot tot lauzan dire.
Mas en dreig d'amor vos dic
de mon Bel Cavalier ric
c'a mais de pretz e es vers.
Aissi n'ai en mos plazers.

Den Gegensatz haben wir auch in Nr. 2, wo erst Belhs Cavaliers «del mon la plus prezans» und dann Biatritz «totz bos faitz li van ades denans» heisst. Der Ton wird also ruhiger und gedämpfter, und wir können uns das nur dadurch erklären, dass der Dichter von einer Person zu einer anderen, weniger hochstehenden, übergeht. — Dass Na Biatritz und Bel Cavalier zwei verschiedene Personen sind, ergibt sich mit völliger Sicherheit aus Nr. 32. Der Dichter schildert die Feindseligkeit anderer Damen gegen Biatritz, die durch ihre Vorzüge deren Neid erregte. Ihr Name kehrt im Liede 7 mal wieder. Zum Unterschiede von ihr wird Bels Cavaliers nur in der Tornada genannt: «vostr'amor me coforta». Wir fühlen den Gegensatz in Nr. 28 und 30. In Nr. 20 haben wir Bel Cavalier im Texte des Liedes und zwar in einer solchen Verbindung, dass man sie leicht für die Geliebte des Dichters halten kann. In der Tornada wird aber nur Na Biatritz gerühmt. In Nr. 6 und 17, wo sie allein erwähnt wird, haben wir eine massvolle Lobpreisung dieser Beschützerin. Dagegen spricht er von Bel Cavalier in ganz anderen Ausdrücken, z. B. in Nr. 13: Bels Cavaliers, vostr'amors mi guerreia, e prec merce e franca humilitat c'aissi'us vencan cum vos m'avetz sobrat. Das klingt doch erotisch! — In Nr. 16 wird sie ebenfalls mit der Dame, der des Dichters Liebe gilt, durcheinandergeworfen; ihr Name selbst wird erst in der Mitte des Liedes erwähnt. In Nr. 4 hat sie des Dichters Herz geraubt: mon corasso m'avetz traito e mout gen faulan furtado,

und in Nr. 3 wird dieselbe erotische Note angeschlagen: qu'eu muer si'us vei e quan no'us puesc vezer cug murir sols ab tot autra companha. Nr. 24 sagt uns, dass der Dichter wegen der Trennung von «amors e dompneys» ira empfinde, und aus dem Zusammenhange geht hervor, dass unter der Liebe seine Gefühle für Bel Cavalier zu verstehen sind. Die Geliebte und Bel Cavalier sind ein und dieselbe Person, ebenso auch in «Calenda Maya» (Nr. 9); greu m'esjauzira pus ja'm partira, bel Cavaliers, de vos ab ira, qu'alhors no'm tira . . .

So kommen wir zum Ergebnisse, dass Na Biatritz und Bel Cavalier voneinander zu scheiden sind. Und wenn Bergert S. 70 f. trotz der von Zingarelli (Bel Cavalier e Beatrice di Monferrato in Studi lett. ded. a P. Rajna, S. 557 ff.) geltend gemachten Gründe immer noch der Lebensbeschreibung glauben will, deren Unrichtigkeiten er selbst kennt, so müssen wir fragen, ob es sich wirklich der Mühe lohnt, offenkundigen Tatsachen den Glauben zu versagen, nur um die Glaubwürdigkeit einer Biographie zu verteidigen, deren Unglaubwürdigkeit von vornherein feststeht. — Wer ist aber Bel Cavalier? Zingarelli a. a. O. vermutet, sie gehörte nel mondo e solitamente artificiale e irreale dell'amore. Ich bin dagegen der Ansicht, dass sich unter dem Decknamen eine wirkliche Person verbirgt. Denn einige Tornaden nötigen uns anzunehmen, dass es sich um wirkliche Verhältnisse handelt, obgleich es auch möglich ist, dass diese Gefühlsergüsse nur galante literarische Übungen sind, die auch Bel Cavalier vielleicht nur als solche aufgefasst hat. In jedem Falle haben wir keinen Anlass, hier von einem Kultus der verheirateten Gönnerin zu sprechen, da wir von Bel Cavaliers Stellung in der Gesellschaft und ihren Familienverhältnissen nichts wissen.

Wie steht die Sache aber bei *R. d'Aurenga*? Nach der provenzalischen Biographie liebte er eine Dame, die er selbst Joglar nennt. Wenn wir aber seine Lieder ins Auge fassen, überzeugen wir uns davon, dass die Biographie in die Irre geht. Der Name Joglar bezeichnet allerdings eine Frau (Nr. 18), aber man darf diese nicht mit der Person zusammenwerfen,

der die Liebesbeteuerungen gelten. In der Tornada zu Nr. 1 lesen wir: Dieus gart ma domna e mon Joglar, und in Nr. 16 haben wir zwei Widmungen: 1. doussa donna, amors e jois vos ajoston malgrat dels crois und 2. Joglar, gran re n'ai mens de joi gar no'us vei... In Nr. 33 sind ebenso Joglar und die domna einander entgegengesetzt: Joglars, per que'm desazaut, ma domna e vos mi faitz baut. In anderen Liedern, wo die Gegenüberstellung nicht so deutlich ist, geht doch aus der Art der gespendeten Lobsprüche hervor, dass unter dem Namen Joglar nicht die Geliebte des Dichters zu verstehen ist. Sie ist viel mehr eine hochstehende Dame, mit der der Dichter befreundet war und der er in den Tornaden achtungsvoll huldigt.

Arnaut de Maruelh soll nach der provenzalischen Biographie ein Liebesverhältnis zur Gräfin von Burlatz unterhalten haben. In seinen Gedichten haben wir verschiedene «Senhals», aber wir haben gar keinen Anhalt, in ihnen die Gräfin zu sehen (Bergert, S. 21). Für seinen angeblichen Roman ist also die Biographie die einzige Quelle. Aus ihr erfahren wir, dass sich der Dichter an den Hof der Gräfin von Barlatz begab, einer Tochter des Grafen Raimon und Gemahlin des Vizegrafen von Beziers, der Talhafer genannt wird. Graf Raimon ist Raimund V von Toulouse, seine Tochter Azalais war wirklich mit dem Vizegrafen von Beziers verheiratet, nur hiess er nicht Talhafer, sondern Roger II. Talhafer wurde dagegen ihr Bruder Alberich genannt. Der Verfasser der Lebensbeschreibung hatte also nur eine ziemlich unklare Vorstellung von den Höfen zu Toulouse und Beziers. Er machte die Gräfin von Burlatz, die in der Tat bei anderen Dichtern erwähnt wird — wir wissen übrigens nicht, welche geschichtliche Person damit gemeint ist — zur Tochter Raimunds V, doch kennt er weder ihren noch ihres Gatten Namen.

Wenn wir uns nun Arnauts Biographie etwas näher ansehen, entdecken wir, dass sie aus drei Schichten besteht. Die erste ist ein kurzer Bericht über die Herkunft des Dichters und darüber, dass er sich an den Hof von Beziers zur Gräfin

von Burlatz begab, der Gemahlin des Talhafer. Von Liebe ist hier mit keinem Worte die Rede. Dann lesen wir: «Aquest Arnautz cantava be» usw. Dies ist ein Zusatz des zweiten Redaktors, denn der erste hätte niemals «Aquest Arnautz» wiederholt, da der Name des Dichters wenige Zeilen vorher genannt war. Der zweite Redaktor kennt ebenfalls weder den Namen der Gräfin von Beziers noch den wirklichen Namen ihres Mannes, dagegen kennt er wohl des Dichters geheime Gefühle für sie, und dass sie von der Gräfin erwidert werden. Dem dritten Redaktor war dies alles noch zu wenig. Indem er auf den vorliegenden Text verweist, vervollständigt er ihn durch Erzählungen über den angeblichen Roman zwischen der Gräfin und «reis N'Alfons», infolgedessen die Dame den Dichter von sich wies. Dies widerspricht der vorausgehenden Erzählung, in der es nur hiess, dass die Gräfin «grazis los precs», des Dichters, wo aber von einer Entzweiung nicht die Rede war. Der Verfasser dieser weiteren Ergänzung, der später lebte und in keinem Falle mehr als seine Vorgänger wissen konnte, erhebt trotzdem den Anspruch, nicht nur über der Gräfin und des Dichters Herzensregungen unterrichtet zu sein, sondern auch die Gefühle des Königs Alfons zu kennen, der sich angeblich in sie verliebte und ihrem Verhältnisse zum Dichter ein Ende bereiten wollte! Je weiter wir uns von der Zeit des Dichters entfernen, desto mehr weiss man von intimen Einzelheiten seines Lebens! Das ist ganz verständlich. Da die Biographen auf ihre Phantasie angewiesen waren, konnten sie nach Belieben Verhältnisse, Gefühle, Gedanken und Reden erfinden, von denen die Zeitgenossen und sogar die Beteiligten keine Ahnung hatten. Der dritte Verfasser war übrigens über die Herren von Beziers besser unterrichtet, er vermeidet daher den Namen Talhafer und macht den Zusatz, die Gräfin sei die Mutter des Grafen von Beziers gewesen, der im Jahre 1209 bei der Einnahme von Carcasson von den Franzosen getötet wurde. Um die Glaubwürdigkeit der Erzählung des dritten Biographen zu beweisen, beruft man sich auf ein Lied G. von Berguedans (Gr. 210, 17), wo wir lesen:

pot vos om be mostrar e retraire: la comtessa qu'es domna de Beders a qui tolgues quan vos det sas amors doas ciutatz e cen chastels alhors, d. h. die Gräfin war dem Könige geneigt, während dieser sich anders zu ihr stellte. Ich glaube meinerseits, dass der Verfasser sich zu der Lebensbeschreibung durch Berguedans Lied anregen liess und auf Grund dessen seinen romantischen Anteil hinzuerfand.

Auch andere Biographien, besonders solche, in denen uns Einzelheiten über Liebesverhältnisse berichtet werden, setzen sich oft in derselben Weise aus mehreren Schichten zusammen. Wir können daher die allmähliche Entstehung und das Wachstum der Legenden verfolgen. Die ältesten Teile sind fast immer kurz. Wir erfahren einiges über Herkunft und Lebenslauf des Dichters, die Erzählung ist trocken und knapp, und Einzelheiten über Liebesverhältnisse fehlen. Diese Schichten sind fast immer geschichtlich wertvoll, da sie auf wirklicher Überlieferung beruhen und uns wirkliche Tatsachen über die Minnesänger mitteilen. Die Verfasser späterer Lebensbeschreibungen waren damit nicht zufrieden und machten sich daran, auf Grund der überlieferten kurzen Daten und der Lieder der Dichter das, was ihnen lückenhaft schien, aus eigener Phantasie zu vervollständigen. Sie arbeiteten aber dabei nicht den bisherigen Text der Biographie um — dazu war die Achtung vor der Überlieferung zu gross —, sondern sie statteten ihn mit Zusätzen und Kommentaren aus. Ein Zusatz fing etwa mit den Worten an: vos avetz auzit qui fo Gaucelm Faidit ni com venc ni estet; oder: ben avetz auzit de madonna Maria de Ventadorn com ela fo la plus prezada domna; oder: ben avetz entendut qui fo Richautz de Berbeziu usw. Bei einem solchen Übergange kann der Leser überzeugt sein, einen späteren Zusatz vor sich zu haben, und zwar handelt es sich regelmässig um ein Liebesverhältnis mit allen möglichen vertraulichen bisher unbekannten Einzelheiten. Die Zusätze sind auch daran leicht zu erkennen, dass sie nur in einem kleineren Teile der Handschriften stehen, während der alte kurze Text in der grossen Mehrzahl überliefert ist. End-

lich hat jeder Zusatz einen abgeschlossenen Inhalt, bildet also immer ein Thema oder eine Anekdote für sich. Wer sich mit den Troubadours beschäftigen will, muss durchaus diese Umdichtungen beachten. Wenn der ursprüngliche Text einer Lebensbeschreibung nur trockene Mitteilungen bringt und dann ein Fortsetzer uns allerlei Intimes aus dem Leben des betreffenden Dichters erzählt, so haben wir es immer mit Erfindungen zu tun, da der spätere Bearbeiter über keine anderen Quellen verfügte als der erste und unmöglich mehr über die Dinge wissen konnte. Dabei wimmeln diese Zusätze von Eigennamen, von Erzählungen über Beziehungen von Menschen und Höfen, von Rittern und Damen, und jeder folgende Biograph sucht seinen Vorgänger zu überbieten! Jeder phantasiert auf eigene Faust, und so entstanden über einige Minnesänger ganze Blütensträusse derartiger Erzählungen. Für G. Faidit z. B. haben wir in seiner Lebensbeschreibung nicht weniger als sieben Schichten, und in jeder werden uns neue schöne Dinge berichtet. Da ist die grösste Skeptik geboten. An ihr hat es leider gefehlt, und man bringt allen diesen Phantastereien noch immer viel zu viel Glauben entgegen.

Über *P. de Capdolh* ist nur zu sagen, dass er auch die Azalais geliebt haben soll. *Wir* wissen nur, dass er ihr einen «Planh» gewidmet hat. Irgendwelche Vermutungen über seine Beziehungen zu ihr anzustellen, haben wir gar keinen Anhalt. Azalais war eine Gönnerin des Dichters, weiteres ist unbekannt. Über N'Audiart ergibt sich aus seinen Gedichten, dass sie seine Protektorin war und von der Geliebten durchaus unterschieden werden muss. In Nr. 19 wendet er sich in der ersten Tornada an seine domna, seine Liebste, in der zweiten dagegen an N'Audiart und rühmt ihre edlen Eigenschaften. Dieselbe Unterscheidung haben wir in Nr. 1: In der ersten Tornada hören wir von «bels cors cortes», um dessentwillen er allen anderen Damen entsagt hat, in der zweiten rühmt er wieder N'Audiart. In Nr. 14 ist die Unterscheidung von der «midons qui'm mostr'orgolh» und Audiart sogar noch deutlicher. In Nr. 11 werden in der Tornada N'Audiartz, com-

tessa und midons Na Maria gepriesen. Wir haben also drei Beschützerinnen, von denen keine die Geliebte des Dichters sein kann. Na Biatritz, die mit der erwähnten comtessa identifiziert wird, wird in Nr. 5 mit hohen Lobsprüchen bedacht, aber erst an zweiter Stelle nach n'Itier. Sie wird vom Dichter auch in Nr. 21 gepriesen.

Von *Peire Rogier* heisst es, er habe Tort n'avetz = Ermengarda von Narbona geliebt. Tatsächlich sendet er an sie Nr. 4 — Tort-n'avetz — qu'aprenda lo vers, s'il e bos, und fügt hinzu: Dreit-n'avetz, dieus salv e gart lo cors de lieys. Er schickt also seine Verse an Tort-n'avetz zur Begutachtung und gleich darauf wendet er sich mit freundlichen Worten an eine andere Dame. Welche von beiden ist nun seine Geliebte? Keine von beiden, sondern seine Liebe gilt einer dritten, die im Liede «bona dompna» heisst. In Nr. 9 sendet der Dichter ebenso seine Verse an Tort n'avetz und verspricht bald zu ihr zu kommen, wenn nicht wichtigere Dinge ihn zurückhielten. Im Liede selbst haben wir die üblichen erotischen Gefühlsergüsse. Auch Nr. 5 ist an sie gerichtet mit einem Lobpreise ihrer Tugenden. Nr. 6 wird ihr nur zugeschickt, sogar ohne alle Lobsprüche. Es ist klar, dass sie des Dichters Beschützerin war, und wir dürfen sie nicht mit der Person verwechseln, der seine Liebesbeteuerungen gelten.

Ich könnte eine derartige Besprechung der Gedichte unserer Minnesänger noch lange fortsetzen. Aber es ist nicht nötig, da für viele von ihnen die Arbeit schon getan ist. Die Legende von F. de Marselha und Bertran de Borns Liebesverhältnissen hat Stronski zerstört (F. de Marselha, La Légende amoureuse de B. de B.), und de Grave hat gezeigt, dass die bei U. de S. Circ in den Tornaden erwähnten Damen nicht die Personen sind, die Gegenstand der Liebe des Dichters sind (U. de S. Circ, p. XVI). Ich glaube früher gezeigt zu haben, dass die Wurzel der Tornadas = Widmungen in der lateinischen Literatur zu suchen ist. Der Envoi erhielt seine endgültige Form und wurde zu einem unentbehrlichen Teile jedes Liedes, als die Sitte, literarische Erzeugnisse mit-

einander auszutauschen, zu allgemein verbreiteter Regel und Mode geworden war. Zeitungen und Zeitschriften gab es nicht, Verleger und Sortimenter, die zwischen dem Dichter und dem Publikum hätten vermitteln können, fehlten ebenfalls. So blieb nur die Form eines Briefes übrig, der durch einen «messagier» überbracht wurde. Die Widmung war in diesem Falle angemessen und nötig als Anschrift und Begrüssung des Empfängers. Mit der Entwicklung der provenzalischen Lyrik und dem Wachsen des literarischen Verkehrs bekam dann diese Anschrift eine neue Bedeutung: sie wurde das Mittel, durch das die Verfasserschaft für jedes Gedicht festgelegt wurde. Auch die Empfänger fingen an, auf die Anschriften Wert zu legen. Die Lieder wurden ja in grosser Gesellschaft, in Gegenwart zahlreicher Gäste — natürlich aus den Kreisen des Adels — vorgetragen, und dem Empfänger war es selbstverständlich sehr lieb, zum Schlusse auch seinen eigenen Namen mit einigen schmeichlerischen Lobsprüchen zu hören. So entstand die Tornada der Minnesänger als feste Form. Bei der Gestaltung des Inhaltes des eigentlichen Liedes war der Dichter aber ganz unabhängig und nur durch seine literarische Erziehung und den eigenen Geschmack sowie den des Publikums in der Freiheit beschränkt. Der Geschmack verlangte ein Thema, das mit der Liebe zusammenhing und nach den Regeln der damaligen literarischen Kunst bearbeitet wurde. Wie der lateinische Dichter Traktate «de amore», «de ira», «de patientia» in Versen verfasste, sang der Troubadour in derselben Weise über die Liebe, über ihre Äusserungen, ihren Nutzen, ihre Notwendigkeit, nur in provenzalischer Sprache. Jedes Gedicht musste im 12. Jahrhundert den Regeln des herrschenden Kunststils entsprechen, wenn es auf den Beifall des gebildeten Publikums rechnen wollte, und die Minnesänger halten sich durchaus an diese nun einmal vorhandene Tatsache. Da die literarischen Gepflogenheiten die Anbringung von Sinnsprüchen und Sprichwörtern forderten, begannen sie damit ihre Lieder und ebenso wandten sie, wo es anging, der Regel entsprechend, die ratiocinatio, contentio und andere Stilfiguren

an. Das Publikum verlangte gar nicht Originalität der Gedanken oder Aufrichtigkeit der Empfindungen und ihres Ausdruckes, und die ganze Schule hat keinen einzigen Dichter hervorgebracht, der mit genialer Kraft die Fesseln der Überlieferung zerrissen und die Bedeutung dieser Faktoren bei dem geistigen Schaffen gezeigt hätte. Die Dichter taten, was in ihren Kräften stand: sie verfertigten Lieder über landläufige Themen und konzentrierten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die kunstvolle Ausführung der Form entsprechend dem herrschenden gelehrten Form- und Stilgeschmack. Wie sollen wir uns das Verhältnis dieser Lieder zu den wirklichen Erlebnissen des Dichters und zur Umwelt denken? Sind ihre Liebesergüsse nur Fiktion oder entsprachen sie wirklichem Empfinden und waren sie an wirkliche Personen gerichtet? Von vielen der Gedichte können wir mit Bestimmtheit behaupten, dass sie mit irgend einer Wirklichkeit nichts zu tun haben. Der ganze Aufbau ihres Inhaltes lässt daran keinen Zweifel. Aber wir dürfen den Satz nicht verallgemeinern. Da die Minnesänger Menschen, wie alle anderen, waren, so ist es nicht anzunehmen, dass wirkliche Liebeserlebnisse und die Verfassung von Liebesliedern immer auseinanderliefen. Vielmehr ist es mehr als wahrscheinlich, dass sich unter der Schablone oft auch ein echter Seufzer, echte Sehnsucht und echtes Empfinden verbergen. Aber genau feststellen können wir das in keinem Falle. Wen jeder Troubadour geliebt hat und wie er geliebt hat, wissen wir nicht, und die ganze traditionelle und irreführende Vorstellung von der Damenverehrung sowie die Vermutungen der provenzalischen Biographen helfen uns da nicht weiter. Wir müssen uns dagegen an die Regel halten, dass die Liebesversicherungen in den Gedichten nicht für die Personen bestimmt sind, die in den Anschriften gepriesen werden. Einige Ausnahmen, wo die Dichter ein ganzes Lied der Beschützerin weihen und es mit hochachtungsvollen Schmeicheleien, nicht mit erotischen Beteuerungen füllen, ändern nichts an der Sachlage. Der Frauenkult der Troubadours in dem althergebrachten Sinn ist eine

Legende. Die Frau wurde im Mittelalter nicht viel anders als heute geliebt und geschätzt. Die Formen des dichterischen Ausdruckes waren jedoch andere, und darauf kommt es vor allen Dingen an. Der Forschung erwachsen daraus neue Aufgaben. Wir müssen aufhören, alle Besonderheiten dieser Lyrik aus den Lebensbedingungen, unter denen sich die Dichter befanden, erklären zu wollen. Es ist nutzlos, in ihrer Rhetorik erotisches Empfinden zu suchen und aus ihren Liedern einzelne Romanzyklen zusammenzustellen. Ebenso nutzlos ist es, feudale Beziehungen zur Erklärung ihres Geistes heranzuziehen. Wenn der Dichter zugegen sein will, während seine Dame sich auskleidet, so heisst das nicht, dass er bei der Gemahlin seines Seigneurs die Stelle eines Bettmeisters oder Schlafzimmerverwalters einnehmen will, sondern er drückt damit nur das Verlangen nach intimster körperlicher Nähe aus, was auch ausserhalb jeder feudalen Ordnung verständlich ist! Oder wenn er «mit gefalteten Händen» die Dame um Gegenliebe bittet, so heisst das nicht, dass er sich damit als Vasallen und sie als seinen Seigneur hinstellt. Mit gefalteten Händen betet man zu Gott, und mit gefalteten Händen spricht der Geistliche seine Gebete. «Mas juntas», «aclis» bringt Faidit (Era) seine bussfertigen Gedanken vor Gott. Bei den Minnesängern ist der Ausdruck «mas juntas» ein Bild, das mit feudalen Sitten kaum etwas zu tun hat, sondern auf die Praxis der mittellateinischen Literatur zurückgeht. Dasselbe gilt vom Worte servir. Es ist nicht das Echo eines wirklichen Verhältnisses, sondern ein Bestandteil des lateinischen Stils, der in der mittellateinischen Literatur, schon vor den Minnesängern, überall vorkommt. Froumund von Tegernsee (Migne 141, 1291) versichert dem Mann, dem er schreibt: «Tibi sum *servus* super omnia promptus», und an einer anderen Stelle: «Omnibus et vobis sum filius aut mage *servus*.» Vgl. auch Hilarii versus (Champ., 1838, 10, 12, 13, 14), wo die Nonnen, denen die Verse geschickt wurden, nicht anders heissen als «domina dulcis, domina generosa» usw. In lateinischen Gedichten der karolingischen Zeit sind solche Ver-

sicherungen der Ergebenheit und Bereitwilligkeit zu dienen sehr gewöhnlich. Aber was wichtiger ist: diese Versicherungen waren unbedingt anzuwenden, weil sie nun einmal zum mittelalterlichen Briefstiele gehörten. Ausführungen über «oboedientia, reverentia, servitus, obsequium, servitium, subjectio, humilitas» usw. gehören nun einmal zu der Art von Beredtsamkeit, die in Briefen angebracht werden musste (P. Krüger, Bedeutung und Entwickelung der salutatio, Diss. Greifsw. 1912, S. 24 ff.). In dieser Richtung sind die Untersuchungen über die vielen Versicherungen der Dichter, der Dame dienen zu wollen, zu führen.

So ist die Lyrik der Minnesänger und besonders ihre Liebeslyrik *ein literargeschichtliches Problem*. Ihr Stil, ihre Ausdrucksweise und ihre Gedanken sind deswegen vor allem von diesem Gesichtspunkte aus zu untersuchen. Wir müssen ermitteln, was sie in literargeschichtlicher Hinsicht Neues bieten und was der Überlieferung, und zwar welcher Überlieferung, angehört. Dies ist ja an sich eine elementare Forderung der literargeschichtlichen Methode, aber bei den Minnesängern muss sie besonders laut erhoben werden, da bei ihnen fast der ganze Aufbaustoff der Überlieferung gehört und Schule und Manier alles überwuchern. Und wenn diese Seite ihrer Dichtungen bisher zu wenig beachtet wurde, so liegt die Schuld daran, dass man bei ihnen nicht sowohl dichterisches Herkommen als wirkliches Leben, nicht Einwirkungen einer bestimmten literarischen Schule, sondern erlebte Romane, das Echo wirklicher Empfindungen, Stimmungen und Verhältnisse finden wollte. Im Gegensatze dazu müssen wir die Forderung aufstellen, dass ihre Lieder als rein literarische Erzeugnisse gewertet werden. Wir müssen nicht fragen, was sie empfunden und erlebt — das kommt erst am Ende der Untersuchung —, *sondern wie sie sich ausgedrückt haben*. Nur so wird es möglich sein, die Frage nach dem Wesen der Dichterschule der Troubadours zu lösen.

D. Scheludko.

Kat. *malaguanyat, malagonyat,*

von Vogel übersetzt mit 'von Verstorbenen: beweint, selig', hatte ich erwägungsweise Neuph. Mitt. 15, 159 zu kat. *guanyar* 'gewinnen', also zur Sippe **waidanjan* gestellt. REW³, 9483 weist dies ab als «begrifflich nicht genügend erklärt». Die Beispiele des Diccionari Aguiló klären jedoch die Bedeutung: dieses Wb. gibt die span. Übersetzung 'malogrado' und führt die Sätze an:

> *En N ha mort als vint ans. Malaguanyat!*
> *malaguanyada aigua que beu!*

Im ersten Fall passt genau das span. *malogradar,* das nach dem Ak.-Wb. bedeutet: 'perder, no aprovechar una cosa', 'frustrarse lo que se pretendía o esperaba conseguisse', *'no llegar una persona o cosa a su natural desarrollo* o perfeccionamento': es liegt in der Tat nahe, einen zu früh verstorbenen Menschen als 'nicht zu seiner natürlichen Entfaltung gekommenen', als in der Blüte geknickte Pflanze usw. hinzustellen, und *malaguanyat* '*schlecht vorwärtsgekommen, schlecht entwickelt' ist dann auf einer Stufe mit *malogrado* = *male lucratus. Die kat. Sprache hat offenbar die Nuance des *Bedauerns* festgehalten, die in einem solchen Urteil liegt, und so kam es zu 'selig' (vgl. *mein armer Mann* 'mein seliger M.', ebenso ital. *povero* usw.). Das obige zweite Beispiel zeigt den Bedeutungswandel 'schlecht entwickelt' > 'schlecht'.

Köln. *Leo Spitzer.*

Besprechungen.

Walther Sandweg, *Die Fremdwörter bei Tannhäuser.* Dissertation Köln, 1930. 60 Seiten.

Bei den Ungenauigkeiten, Fehlern und Irrtümern, die diese Dissertation aufweist, erscheint eine ausführliche Besprechung am Platze.

Beim Durchsehen des Literaturverzeichnisses, das der Verfasser der Abhandlung vorausschickt, fällt es einem auf, dass ausser den zahlreichen älteren und neueren Wörterbüchern nichts von der eigentlichen Literatur über Fremdwörter erwähnt worden ist. Auch solche bedeutenden Werke, wie Palander, H.: Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache im 12. Jahrh., und Suolahti, H.: Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache im 13. Jahrh.,[1] die man bei Studien über französische Lehn- und Fremdwörter im Mittelhochdeutschen kaum übergehen kann, ohne dass der wissenschaftliche Wert der Arbeit darunter leidet, hat der Verfasser in dem Verzeichnis der benutzten Literatur nicht angeführt. Aus der übrigen einschlägigen Literatur mögen hier folgende wichtigere Werke, die dem Verfasser ebenfalls gute Dienste hätten leisten können, hervorgehoben werden: Öhmann, E.: Studien über die französischen Worte im Deutschen, Dissert. Helsingfors 1918, Maxeiner, Th.: Beiträge zur Geschichte der französischen Wörter im Mittelhochdeutschen, Dissert. Marburg 1897, Kassewitz, J.: Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen, Dissert. Strassburg 1890.

In der Einleitung, die aus einer Druckseite besteht, behandelt der Verfasser die Dichtung Tannhäusers, indem er häufig H. Schneider: Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung, zitiert. Eine etwas sorgfältigere Einleitung hätte nicht geschadet, und eine allgemeine Orientierung über den Gebrauch der Fremdwörter in der mhd. Literatur vor Tannhäuser wäre dem Benutzer als Einführung zu der Arbeit sehr willkommen gewesen.

Im II. Kapitel, das den wichtigsten Teil der Arbeit bildet, zählt der Verfasser zuerst die Schriftsteller auf, deren Werke er auf die Fremdwörter hin durchsucht hat, nämlich Wolfram, Hartmann, Gottfried, Reinmar den Alten, Walther von der Vogelweide, Neidhart, Hadlaub, Oswald von Wolkenstein, Konrad von Würzburg (zum Teil), das Nibelungenlied und die Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts (von Karl Bartsch). Der Verfasser hätte aber die Werke dieser Schriftsteller auch in dem Literaturverzeichnis anführen und dabei die benutzte Ausgabe genau bezeichnen müssen, damit der Leser die angegebenen Belegstellen finden und nachprüfen kann. Nun schlägt man vielfach vergebens in einer Ausgabe nach und findet, dass der angegebene Vers das Fremdwort nicht enthält. Wenn der Verfasser die Ausgaben von Wolf-

[1] Diese beiden Werke sind in den Mémoires de la Société néophilologique de Helsingfors, Bde III u. VIII, erschienen.

ram, Walther von der Vogelweide und den Liederdichtern (von Bartsch) anführt, warum denn nicht von allen?

Unter den vom Verfasser aufgezählten Fremdwörtern bei Tannhäuser vermisse ich folgende: *ahy, leie, marner, prüeven, soldan, tanz* und *tanzen,* die ebenso wie die anderen vom Verfasser aufgezeichneten aus dem Französischen bzw. Lateinischen entlehnt sind.[1] Von diesen ist *ahy* erst im 13., die übrigen im 12. Jahrhundert belegt und zwar, mit Ausnahme von *soldan,* schon in der ersten Hälfte desselben.

Der zweite Abschnitt des II. Kapitels, der den Hauptteil der Abhandlung bildet, behandelt die Etymologie der Wörter und berichtet über ihr Vorkommen und ihre Häufigkeit bei anderen Dichtern. Dabei ist folgendes zu bemerken bzw. zu berichtigen:

Unter *adamant* behauptet der Verfasser, dieses Wort bedeute im Alexanderlied, Vers 6039 «Krone», der Vers lautet aber: *eine guote crone von einem adamante hart.*

amis tritt nicht zuerst in den Liedern Heinrichs von Veldeke auf, wie der Verfasser angibt, sondern schon im Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, später in Floris und Blancheflur (um 1170 entstanden) und erst dann in dem vom Verfasser erwähnten Reinhart Fuchs und bei Veldeke.[2] Die Behauptung, Wolfram gebrauche neben *amis* die Form *ameize*: Parz. 410, 2 und 806, 26, ist irrig; der Verfasser hat den Wolframschen Text missverstanden: *ameize* bedeutet «Ameise» und hat mit *amis* nichts zu tun, Parz. 410, 2: *irn gesâht nie âmeizen, Diu bezzers gelenkes pflac, Dan si* (= maget) *was dâ der gürtel lac.* Wenn der Verfasser sagt: Wolfram «übernimmt aus dem Französischen das Femininum *amie* ... Hartmann hat *amis*», so kann man das nur so verstehen, dass Wolfram, nach Auffassung des Verfassers, die feminine Form ins Deutsche eingeführt hätte, *amie* ist aber schon im 12. Jahrhundert belegt und zwar in Floris und Blancheflur (um 1170), Alexanderlied, Heinrich von Veldekes Liedern u. a., siehe Palander, a. a. O. S. 105.

Bei der Feststellung, dass auch der französische Obliquus *ami* neben *amis* in die mhd. Sprache Eingang gefunden hat, wäre es, um Missverständnissen vorzubeugen, am Platze gewesen, hervorzuheben, dass diese Form nur in dem Ausdruck *bel ami* und auch nur bei Tannhäuser erscheint.

[1] Siehe Suolahti: Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache s. v.

[2] Siehe Palander: Der franz. Einfluss auf die deutsche Sprache im 12. Jh. s. v.

Zu *amiure* ist zu bemerken, dass das Wort nicht nur bei Tannhäuser, wie der Verfasser behauptet, belegt ist, sondern personifiziert auch bei Konrad von Würzburg (Lieder II, 53). Die Form dieses Wortes hat schon Suolahti erklärt.[1]

Für *amur* wird der Vers 9750 in Veldekes Eneit als die erste Belegstelle angeführt. Nach Behaghels Ausgabe stimmt das nicht, dort kommt *der hêre Amor* in Vers 9911 vor, das mhd. Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke aber, dessen Zitate aus der Myllerschen Ausgabe stammen, stimmt mit der Angabe des Verfassers überein. Es wäre, wie ich schon oben hervorhob, wichtig gewesen, dass der Verfasser die von ihm benutzte Ausgabe bekanntgegeben hätte. Was die Bedeutung des Wortes *amur* anbelangt, so sagt der Verfasser, Konrad Fleck sei der erste, der es in der Bedeutung «Liebe» gebrauche, und (einige Zeilen weiter) Wolfram verwende es in der Bedeutung «Gott der Liebe» und «Liebe» und Gottfried nur in der Bedeutung «Liebe». Darin liegt erstens ein Widerspruch, denn das Werk von Konrad Fleck ist später entstanden als Gottfrieds Tristan und Wolframs Parzifal,[2] und zweitens muss es insofern noch berichtigt werden, als Wolfram die französische Form *amur* überhaupt nicht gebraucht, sondern nur die lateinische *Amor,* jedoch nicht in der Bedeutung «Liebe», und dass *amur* bei Gottfried nur einmal in der französischen Redensart *lêal amur* belegt ist; bei Konrad Fleck kommt das Wort ebenfalls nur einmal vor. Nicht ganz richtig ist auch die Behauptung, dass Eigennamen wie *Flurdamur, Surdamur, Condwiramurs* Wolframsche Bildungen seien; *Surdamur* ist schon im Französischen in der Form *Soredamors* belegt, und es ist nicht unmöglich, dass Wolfram auch die anderen aus der uns unbekannten Vorlage übernommen hat.

astronomie. Der erste Beleg findet sich nicht, wie der Verfasser behauptet, bei Wolfram, sondern in der zwischen 1170 und 1180 gedichteten Pilatuslegende.[3] Wenn der Verfasser sagt, dass der nächste Beleg nach Wolfram bei Tannhäuser sei und dann, der Reihe nach, im «Leben der heiligen Elisabet», Wartburgkrieg und Pilatus, so scheint er über die Entstehungszeit der Pilatuslegende nicht unterrichtet zu sein. Es fällt auf, dass der Verfasser nur die Denkmäler und Belegstellen, die in den Wörterbüchern von Benecke-Müller-Zarncke und Lexer angeführt sind, erwähnt und zwar alle, und dass er uns darüber

[1] Suolahti, a. a. O. Seite 51.
[2] Siehe Ehrismann, Seite 65 und 300.
[3] Siehe Palander, a. a. O. Seite 177.

hinaus keine weiteren Denkmäler oder Belegstellen mitteilt. Hätte er die Werke von Palander-Suolahti gekannt, so hätte er unter dem Worte *astronomie* eine Menge von anderen Denkmälern angeführt gefunden und hätte sich in der Chronologie derselben nicht irren können.

aventiure. Die Behauptung, das Wort sei zuerst bei Hartmann belegt, ist falsch. Der früheste Beleg findet sich im Grafen Rudolf, um 1170—73 verfasst, dann im Herzog Ernst (um 1175), in Eilharts Tristan (um 1180) und erst dann bei Hartmann. Zu den angeführten Belegstellen aus Erec können noch andere hinzugefügt werden (s. Palander, a. a. O. Seite 139), während 8012 als falsche Angabe gestrichen werden muss. Ein Druckfehler ist 872 aus Iwein, muss 372 gelesen werden.

Gemäss seiner Seite 7 gemachten Mitteilung, bei Wolfram seien sämtliche Belegstellen angezogen, gibt der Verfasser Seite 12 an, das Wort *aventiure* finde sich 60 mal im Parzival, 9 mal im Willehalm, 3 mal im Titurel. Er erwähnt noch darüber hinaus, es erscheine 26 mal bei Gottfried, 3 mal bei Konrad Fleck, 40 mal im Wigalois von Wirnt von Grafenberg und gibt zugleich aus jedem Werke die Belegstellen genau durch Verszeilen an. Das ist alles sehr schön und macht den Eindruck, als wenn der Verfasser die Werke sorgfältig durchgelesen und genau exzerpiert hätte, aber es entspricht nicht den Tatsachen. Die Häufigkeitsangaben sind in hohem Grade irreführend und die Belegstellen auch nicht immer zuverlässig. Das scheint nicht darauf zurückzuführen zu sein, dass der Verfasser Belegstellen übersehen hat, was beim Exzerpieren leicht vorkommen kann und entschuldbar ist. Der Verfasser hat diese Werke wenigstens auf dieses Wort hin nicht ausgezogen. Es fällt schon auf, dass die Verszahlen nicht in der natürlichen Folge, sondern in einem eigenartigen periodischen Durcheinander mitgeteilt werden, das hier keinen Sinn hat. Das erscheint zuerst rätselhaft, aber den Aufschluss gibt das mhd. Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. Dort sind die Beispiele nach der Bedeutung des Wortes gruppiert, und in dieser Reihenfolge hat der Verfasser die Belegstellen abgeschrieben. Dabei hat er nicht gemerkt, dass der Vers 378, 22 im Wörterbuch an zwei verschiedenen Stellen zitiert ist, sondern hat diese Zahl zweimal angeführt, während zwei andere in eine zusammengeschmolzen sind: 101, 30 und 314, 8 haben bei dem Verfasser 101, 8 ergeben.

Ausserdem gibt das Wörterbuch zweimal statt der Verse nur die Abschnitte (von 30 Versen) an, in denen das Wort vorkommt, und diese Zahlen gibt der Verfasser unter den übrigen so, ohne

jegliche Ergänzung, dem Leser weiter, nämlich die Abschnitte 433 und 434. Es wäre am Platze gewesen, auch hier die Verszeile anzugeben.

Dass das Wort im Parzival viel häufiger als 60 mal belegt werden kann, davon zeugen Belegstellen wie: 3, 18; 3, 28; 27, 22; 27, 27; 52, 26; 81, 29; 95, 27; 112, 9 u. a. m., die der Verfasser kaum hätte übersehen können, wenn er selbst exzerpiert hätte. Ebenso kann ich zu den 9 Stellen im Willehalm hinzufügen: 27, 2; 42, 8; 55, 10; 91, 27; 109, 4; 129, 16; 213, 13 und zu den 3 im Titurel 141, 3. Die vom Verfasser für Gottfried und Konrad Fleck genannten Zahlen müssten wohl verdoppelt werden, um der Wahrheit näher zu kommen. Statt 240 (vielleicht Druckfehler) muss 246 stehen. Die übrigen Angaben stammen ebenfalls aus dem mhd. Wörterbuch. Inwiefern sie zutreffen, bzw. zu ergänzen sind, darüber werden Suolahtis Spezialverzeichnisse der französischen Lehnwörter in den mhd. Denkmälern, die bald im Druck erscheinen werden, Auskunft geben.

baneken tritt nicht zuerst bei Veldeke auf, sondern in Floris und Blancheflur und im Grafen Rudolf, die zeitlich vor die Eneit gestellt werden. Die Belegstellen aus der Eneit sind hier nach einer anderen Ausgabe zitiert als oben unter *amur*. Sie stimmen nun mit der Behaghelschen Ausgabe und auch mit den Angaben in dem Schröderschen Exkurs über die Fremdwörter in dem Werk über Heinrich von Veldeke und die mhd. Dichtersprache von K. von Kraus, das der Verfasser benutzt hat, überein. Druckfehler: Parzival 32, 36 ist in 32, 26 und Tristan 2100 in 2110 zu ändern.

Was die Etymologie anbetrifft, so zitiert der Verfasser die Ansichten der verschiedenen etymologischen Wörterbücher von Diez bis Wartburg und will das Wort lieber über das Mittelniederländische auf afrz. *esbanoyer* als direkt auf *banicare* zurückführen. Dabei muss hervorgehoben werden, dass Suolahti (a. a. O. Seite 58) eine Entlehnung aus afrz. *esbanoyer* nicht für möglich hält.

bel. Dass Wolfram dieses Wort eingeführt hat, ist nicht ganz richtig. Die Form *bel* ist bei ihm gar nicht belegt. Wenn auch *beas*, das bei ihm nur in Verbindung mit anderen französischen Worten auftritt, eine andere Form eines und desselben französischen Wortes ist, so war es nach dem deutschen Sprachgefühl doch nicht mit *bel* identisch. Es war nicht als selbständiges Wort mit der Bedeutung «schön» entlehnt. Deshalb ist es besser, *bel* und *beas* getrennt zu behandeln.

birsen. Die Belegstelle in der Eneit ist nicht 5348. Sie stimmt mit keiner Ausgabe überein. Das Wort kommt nach Palander

(a. a. O. Seite 195) 3 mal in der Eneit vor und zwar in den Versen 4543, 4564 und 4612. Die vom Verfasser angegebenen Verse 2290 und 2300 aus Hartmanns Gregorius enthalten das Wort nicht, weder nach der kritischen Ausgabe von Paul, die Palander zitiert, noch nach Bechs Ausgabe; nach diesen lauten die Zahlen: 2462 und 2472. Vers 16649 in Gottfrieds Tristan hat nicht *birsen,* sondern *birsarmbrust,* das auch im mhd. Wörterbuch von Benecke richtig angegeben ist.

Der Verfasser leitet das Verb vom romanischen Stamm *bers-* ab, und nicht aus dem Französischen, scheint sich aber zugleich an die Auffassung von Wartburg anzuschliessen, der es auf anfrk. **birson* zurückführt. Er lässt uns im Unklaren, wie er diese Ansichten miteinander verbindet. Es wäre hier sehr wichtig gewesen, dass der Verfasser auch die Ansicht von Suolahti über die Etymologie und diejenige von Kassewitz (a. a. O. Seite 61—64) über den Unterschied der Endungen von *-en* und *-ieren* gekannt und zu ihnen Stellung genommen hätte.

clar. Die Angaben der Belegstellen aus den verschiedenen Denkmälern, Wolfram ausgenommen, stammen aus den Wörterbüchern von Benecke und Lexer, aus Steinmeyers Rektorrede (Über einige Epitheta der mhd. Poesie. Erlangen, 1889) und aus Kraus' Heinrich von Veldeke. Was der Verfasser über die Verbreitung des Wortes sagt, ist nichts Neues; das hat schon Steinmeyer in seiner Rede ausführlich geschildert. Der Verfasser hätte auch an dieser Stelle auf ihn hinweisen müssen, nicht nur bei der Etymologie des Wortes. Palander (a. a. O) hat den Gebrauch am besten durch seine Belege aus den Denkmälern beleuchtet.

creatiure. Es gibt noch andere Nebenformen als die vom Verfasser mitgeteilten, und gerade weil das Wort in vielen Denkmälern *creature* geschrieben wird, ist die Entlehnung aus dem Französischen nicht so eindeutig, wie der Verfasser meint. Auch tritt das Wort nicht immer als ein starkes Femininum auf, schwache Formen sind ebenfalls, wenn auch seltener, zu belegen. Der Verfasser hat aber Recht, falls er in dem letzten Absatz seiner Ausführungen das Tannhäusersche Wort meinen sollte, was aus dem Wortlaut nicht klar hervorgeht.

cumpenie. Die Belegangabe aus Eilhart von Oberge (4481) stimmt mit Palander nicht überein. Sie stammt wohl aus Lexer, der nach Grimm zitiert und der dem Verfasser auch die Belege aus Rudolf von Ems, Ulrich von Zatzikhofen, Gottfried (4814; 9418) und Berthold von Regensburg geliefert hat.

Das französische mouillierte *n* besteht nicht aus n + j, sondern aus einem palatal ausgesprochenen *n* ohne oder mit einem

mehr oder weniger schwachen j-ähnlichen Übergangslaut vor folgendem Vokal; in dieser Hinsicht variiert nämlich die französische Aussprache (s. Passy, Phon. Stud. I, S. 37). Die Deutschen fassen meist das mouillierte *n* als *nj* und sogar als *ni* auf (siehe Viëtor, Elemente der Phonetik, § 120, 1). Im späteren Mittelalter mögen die Verhältnisse ungefähr ähnliche gewesen sein; nur ging dem palatalen *n* meistens ein i-ähnlicher Übergangslaut voraus (siehe Schwan-Behrens, Gramm. § 203, und Goerlich, Der burgundische Dialekt im XIII. und XIV. Jh., S. 107 f.). Deshalb ist es nicht ganz korrekt, dabei von einer dem Deutschen ungewöhnlichen Lautverbindung *nj* zu sprechen, und dass das *j* in *cumpenie* verloren gegangen oder *nj* zu *n* geworden sei. Der Verfasser behauptet einfach, dass das *e* in diesem Worte dem französischen *ai*-Laut entspreche. Es wäre nötig gewesen, dies näher zu begründen, und sehr wichtig, die Ansichten anderer, wie z. B. Kassewitz' (a. a. O. S. 73 ff.) und Öhmanns (S. 39), zu kennen. Dasselbe ist zu sagen von der Behauptung, die Schreibung mit *u* stamme aus dem Normannischen, denn nach Kassewitz stammt das *u* aus den östlichen französischen Mundarten.

dulz. Der Verfasser scheint Mittelhochdeutsch schlecht zu verstehen, denn hier liegt wieder ein Missverständnis vor: *ducizze* hat mit dem Worte *duze* nichts zu tun, es stammt aus afrz. *ducesse* und bedeutet «Herzogin». Der betreffende Vers (102, 2) im Titurel lautet: *solt du der ducissen minne bevinden.* Nach welcher Ausgabe Gottfrieds Tristan zitiert ist, sagt der Verfasser nicht, in dem angegebenen Vers 3269 habe ich das Fremdwort nicht gefunden, dagegen aber in Vers 3267 und 3268. Die Behauptung, dass *dulze* aus dem Lateinischen stamme, will nicht einleuchten, da das Wort ein ausgesprochen höfisches Wort und ein in der französischen ritterlichen Dichtung häufig gebrauchter Ausdruck ist. Ausserdem kommt das Wort, wenn auch ohne *l*, in der mittelhochdeutschen Dichtung beinahe ausschliesslich in französischen Floskeln vor. Auch wenn man das *l* durch lateinische Einwirkung erklären möchte, ist der Gebrauch des Wortes dem französischen Einfluss zuzuschreiben. Es gibt in der mhd. Literatur auch andere französische Wörter mit erhaltenem *l*, wie *blîalt* (neben *blîât*), *baltenære, kulter, kolter* «Pflugmesser», *kolze, ribalt.* Nähere Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur, die diese Frage behandelt, wäre hier dem Verfasser von grossem Nutzen gewesen.

faiture. Die Belegstelle 4597 aus Gottfrieds Tristan ist wohl ein Druckfehler, soll lauten 4577. Dagegen sind die Zahlen 306 und 24784 aus der Krone von Heinrich von dem Türlin insofern irreführend, als sie uns zwei Belegstellen angeben, trotzdem

es sich hier um eine und dieselbe Stelle handelt: 306 stammt aus dem mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke und bezeichnet die betreffende Seite der Schollschen Ausgabe, während 24784 in Lexers Wörterbuch steht und den Vers auf derselben Seite angibt. Der Verfasser hätte sich die Mühe nehmen sollen, die Angaben der Wörterbücher zu kontrollieren. Das Verb im Parzival lautet nicht *gefaitieren,* sondern *feitieren.*

flöute. Der Beleg im Moritz von Craon, welcher erst nach Gottfrieds Tristan verfasst ist (siehe Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur II, 2. Abschn., 1. Hälfte, S. 127), kann nicht der früheste sein, denn das Wort ist schon im Wigalois von Wirnt von Grafenberg belegt (siehe Suolahti, a. a. O. Seite 290).

flöuten findet sich nicht nur bei Konrad von Würzburg, wie der Verfasser behauptet, sondern auch in der Gudrun und in der Weltchronik von Jansen Enikel (siehe Suolahti, a. a. O. Seite 290).

fontane. Die Behauptung, das Wort erscheine zuerst bei Wernher vom Niederrhein, trifft nicht zu: *fontane* kommt bei ihm überhaupt nicht vor. Der Verfasser hat die Belegstellen aus Lexers Wörterbuch entnommen und dabei die vorausgehende Abkürzung WWH, die Wolframs Willehalm bezeichnet, fälschlich auf Wernher vom Niederrhein bezogen. Der früheste Beleg findet sich bei Floris und Blancheflur (um 1170 verfasst) in der Form *fontanie* (siehe Palander, a. a. O. Seite 132 und 192). Dass Tannhäuser das Wort von Wolfram übernommen hat, ist eine unsichere Behauptung; das *o* der ersten Silbe beweist es nicht. Ebenso unsicher ist es, die lateinische Herkunft des Wortes bloss durch das Fehlen des afrz. ä-Lautes (= ai), wie sich der Verfasser ausdrückt (vgl. aber Schwan-Behrens, Gramm. §§ 53 und 257), beweisen zu wollen. Der Verfasser hat dabei nicht berücksichtigt, dass das *ai* in afrz. Dialekten häufig in *a* übergeht und dass im Mhd. auch andere Lehnwörter auftreten, die *a* statt afrz. *ai* aufweisen (siehe z. B. Öhmann, a. a. O. S. 35 f.).

fores. Der Verfasser irrt sich hier mehrfach: in der «Krone», Vers 7899 steht nicht *fores,* sondern *forest,* und dasselbe ist zu sagen vom Engelhard Vers 2482. Den Wigalois von Wirnt von Grafenberg zitiert der Verfasser nach den Wörterbüchern von Benecke und Lexer, die verschiedene Ausgaben benutzt haben, die eine wird nach laufenden Verszahlen, die andere nach Seiten und Zeilen zitiert. So soll 9, 38 *fores,* 178 *foreiz* haben. Dazu ist zu bemerken: erstens, dass auch 9, 38 nach Lexer *foreis* hat, und zweitens, dass es sich hier um eine und dieselbe Belegstelle handelt. Hier wiederholt sich der unter *faiture* hervorgehobene

Fall, dass der Verfasser, indem er aus verschiedenen Wörterbüchern ohne Kontrolle exzerpiert, eine und dieselbe Belegstelle, unter verschiedenartiger Zählung, doppelt anführt; hier ist der Fall aber insofern schlimmer, als fälschlich auch noch zwei Wortformen zitiert werden.

Die Bedeutung «Ritterspiel» tritt nicht erst bei Hugo von Trimberg auf; schon Ulrich von Lichtenstein und Berthold von Holle gebrauchen das Wort in dieser Bedeutung (siehe Lexer III, 466 und Suolahti, a. a. O. S. 295).

Das Wort ist nicht nur, wie der Verfasser behauptet, Maskulinum im Deutschen. Es ist auch als starkes Neutrum und als schwaches Femininum belegt (siehe Lexer und Suolahti). Was der Verfasser über die verschiedenen Varianten sagt, findet sich schon bei Suolahti erklärt.

forme erscheint nicht zuerst bei Ulrich von Türheim, sondern schon in dem Lied von Troie von Herbort von Fritzlar, verfasst zwischen 1210 und 1217 (siehe Suolahti, a. a. O. S. 297 und Ehrismann, a. a. O. S. 96). Das Wort ist im Deutschen nicht nur als starkes, sondern, obgleich seltener, auch als schwaches Femininum belegt. Der Verfasser scheint französische Herkunft anzunehmen, während Suolahti das deutsche Wort auf das Lateinische zurückführt.

gamandre. Tannhäuser ist nicht der erste, der dieses Wort gebraucht. Es gehört zu den Wörtern, die schon im 12. Jahrhundert belegt sind (siehe Suolahti, a. a. O. S. 92).

Bei *gral* hätte der Verfasser ähnlich wie bei anderen Fremdwörtern verfahren und die Etymologie des Wortes behandeln sollen.

grande. Der Verfasser behauptet, die bei Tannhäuser belegte französische Femininform *grande* biete uns eine ungefähre Zeitangabe, wann diese Analogiebildung im Französischen entstanden sei, aber in der Fussnote 8 erwähnt er, dass solche Femininformen schon im Rolandslied vorkommen, d. h. mit anderen Worten: schon vor der Zeit Tannhäusers. Ich verstehe nicht, warum der Verfasser dann noch der Tannhäuserschen Wortform in dieser Hinsicht eine besondere Bedeutung beimisst.

legiste. Die Belegstelle stammt wohl aus Beneckes Wörterbuch, denn nach Bechs Ausgabe kommt das Wort erst Vers 1196 vor.

massenie findet sich nicht zuerst bei Hartmann, sondern im Herzog Ernst (zwischen 1170 und 1180 verfasst). Von den mitgeteilten Belegstellen aus dem Erec ist 917 falsch und beruht auf falscher Lesung der Lexerschen Angaben, wonach 9917 zu lesen ist, zitiert nach der Ausgabe von Haupt, nach Bechs Ausgabe

aber 9916. Ebenso stammt 9889 aus Lexer und somit aus Haupts Ausgabe, während die beiden übrigen Belege mit Bechs Ausgabe übereinstimmen. Das Wort erscheint aber im Erec viel häufiger als 4 mal (siehe Palander, a. a. O. S. 140).

Der Verfasser hält *ss* für eine Bezeichnung von stimmlosem *s* und erklärt, dass der französische stimmhafte Laut hier im Deutschen durch einen stimmlosen wiedergegeben wird. Er hat dabei gar nicht berücksichtigt, was z. B. Behaghel[1] über die Aussprache dieses Schriftzeichens sagt und was der Ansicht des Verfassers widerspricht. Das afrz. Wort *masse* kann auf die mittelhochdeutsche Aussprache von *massenie* keinen Einfluss gehabt haben, da es nicht aus dem Französischen ins Deutsche eindrang.

mursel erscheint nicht zuerst bei Wolfram, denn nur die ersten Bücher des Parzival sind noch Ende des 12. Jhs gedichtet, sondern in den Marienliedern, die gegen Ende des 12. Jhs entstanden. Dort erscheint es als schwaches Maskulinum (siehe Palander, a. a. O. s. v.).

jost. Der früheste Beleg ist hier richtig angegeben. Dagegen ist die Zahl 102 aus dem Iwein, die dem Wörterbuch von Benecke entnommen ist, insofern nicht richtig, als sie nicht den Vers bezeichnet, was bei den übrigen angegebenen Zahlen der Fall ist, sondern die Blattseite.

Die Behauptung, dass Formen wie *(t)schust(e)* oder *(t)schost(e)* im Deutschen nie vorkommen, ist nur richtig für einen bestimmten Zeitabschnitt des Mittelhochdeutschen. Da aber der Verfasser die Form *tschustes* aus einem so späten Erzeugnis wie der «Rittertreue» (v. d. Hagens Gesamtabenteuer I, 105—128) als einzige Ausnahme anführt, so hat er wohl die ganze mhd. Periode im Auge, und dann trifft die Behauptung nicht zu. Über *jost, just* und *tjost* hinaus zitiert Suolahti (a. a. O. Seite 112) Formen wie *dzoste, dzyoste, zyost, tsost, tziost, czuste, tschust, zost,* die alle von einem Versuch, die französische Aussprache *dž* wiederzugeben, deutliches Zeugnis ablegen.

Der Verfasser ist der Meinung, Hartmann habe das Wort von Veldeke und Wolfram von Chrestien de Troyes übernommen, aber einige Zeilen weiter schreibt er: «Wolfram hört *dz* und schreibt *tj*.» Darin liegt ein Widerspruch: wenn der Dichter ein Wort aus einem anderen Werke übernimmt, so kann er es nicht hören, sondern nur sehen. Die Sache ist aber die: dieses Wort war in der Sprache des Ritters ein geläufiger Ausdruck und kein totes Buchwort, das nur von Buch zu Buch weiterverpflanzt wurde.

---

[1] Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 5. Aufl., 1928, § 379.

Das Verb *tjostieren* ist nicht als eine Wolframsche Weiterbildung von *tjost,* sondern vielmehr als eine direkte Entlehnung des französischen Verbs *joster* anzusehen.

nigromancie. Die angegebene Belegstelle aus Walther von der Vogelweide ist falsch. Das Wort kommt bei Walther überhaupt nicht vor. Die betreffende Stelle: Lieder 33, 7 (Ausgabe Wilmanns und auch in der Lachmannschen Ausgabe) lautet: «*nû lêr etz in sîn swarzes buoch, daz ime der hellemôr hât gegeben*». Für die Etymologie des Wortes führt der Verfasser ein afrz. *nigromancie* an. Da Godefroy diese Form in seinem Wörterbuch nicht aufgenommen hat, so hätte der Verfasser uns mitteilen sollen, wo diese Wortform belegt ist oder ob er sie nur aus dem Lexerschen Wörterbuch entnommen hat. Wie bekannt, lautete das Wort im Altfranzösischen noch im 13. Jh. *nigromance.*

paliure. Die Bedeutung und Form dieses Wortes ist bei Tannhäuser unklar. Es ist als *parliure* und als Eigenname *Paliure* aufgefasst worden (s. Maxeiner, a. a. O. S. 36, und Suolahti, S. 176). Die Deutung von Singer (ZfdA 59, 299) ist neu. Der Verfasser hat diese verschiedenen Deutungen nicht berücksichtigt, wohl weil er die obenerwähnte Literatur nicht benutzt hat.

parlieren. Die Behauptung, alle aus dem Französischen entlehnten Verba hätten im Deutschen die Endung *-ieren,* auch in Fällen, wo man *-eren* erwarten sollte, erhalten, trifft in dieser allgemeinen Fassung nicht zu. In nördlichen mitfelfränkischen Mundarten, im Ripuarischen, und ausserdem in den niederdeutschen Mundarten hat die Endung *-eren* schon im 13. Jh. den Sieg über *-ieren* davongetragen.

parol(le) ist bei Tannhäuser nicht als der erste Beleg aufzufassen. Lamprecht von Regensburg hat das Leben des heiligen Franciscus, in dem das Wort auch vorkommt, bald nach 1237 gedichtet, während das V. Lied von Tannhäuser mit dem Wort *parolle* nach Oehlke (Zu Tannhäusers Leben und Dichten, Dissert. Königsberg 1890) erst zwischen 1246—47 entstand.

petschelier erscheint nicht zuerst in Wolframs Willehalm, sondern im Lanzelet, den Ulrich von Zatzikhoven schon bald nach 1194 schrieb (s. Golther, Die deutsche Dichtung im Mittelalter 1912, S. 233), während Wolfram seinen Willehalm erst im zweiten Dezennium des 13. Jahrhunderts dichtete (s. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur II, 2, 1, S. 271). Der Verfasser erwähnt zwar auch den Lanzelet, scheint sich aber nicht über die Datierung orientiert zu haben.

Die Belegstelle 9565 aus Gottfrieds Tristan stimmt nicht, denn das Wort kommt bei Gottfried überhaupt nicht vor, wohl

aber im Trojanerkrieg von Konrad von Würzburg Vers 9565, was auch Lexer erwähnt.

Der Verfasser irrt sich, wenn er behauptet, dem Französischen entsprechende Formen mit *a* in der ersten Silbe kämen im Deutschen nirgends vor. Konrad von Würzburg z. B. schreibt im Partonopier und Meliur (Ausgabe Bartsch), Vers 2141, *der edel batschelier* und, Vers 4257, *ein junger baschelier* (siehe auch Suolahti, a. a. O. S. 62). Dann stellt der Verfasser fest, dass Wolfram und Gottfried das Wort mit *b* schreiben, Tannhäuser aber mit *p*, sagt uns aber nicht, dass Tannhäuser dadurch die bairische Aussprache wiedergibt. Schliesslich macht der Verfasser folgende Gegenüberstellung: «In *petschelier* haben wir die umgekehrte Erscheinung wie bei *funtane, plan* und *massenie.* In diesen Wörtern steht im Französischen ein *ä*-Laut (ai), im Deutschen dagegen *-a*; bei *petschelier* steht im Französischen ein *a*- und im Deutschen ein *ä*-Laut (ä, e).» Hierzu braucht man kaum zu bemerken, dass bei *funtane, plan* dem *a* ein Nasallaut folgt (vgl. Schwan-Behrens, Gramm. §§ 256—257 u. Anm.) und dass *massenie* auch in der Form *messenie* und *petschelier,* wie oben gesagt, auch mit *a* belegt ist.

piscot. Eigenartige etymologische Kenntnisse zeigt der Verfasser, wenn er bei der Erklärung des Überganges von *b* zu *p* bei Tannhäuser in *biscotto* > *piscot,* sagt: «Dieser Vorgang findet sich öfters im Mittelhochdeutschen bei der Übernahme von Fremdwörtern: babes-pabes, balme-palme, bilgerin-pilgerin usw.», und dabei auf Pauls Mittelhochdeutsche Grammatik § 36, 2 verweist, wo gerade das Gegenteil behauptet wird.

plan. Da das Wort auch im Lanzelet vorkommt, so ist es wahrscheinlich, dass der erste Beleg nicht, wie der Verfasser angibt, im Parzival, sondern im Lanzelet zu finden ist. Wir können es nicht direkt nachweisen, da wir nicht genau wissen, in welchem Jahre Wolfram den Parzival begonnen hat und wann der Lanzelet beendet wurde, sondern nur, dass Wolfram wenigstens in dem späteren Teil des Parzival den Lanzelet gekannt hat (s. Ehrismann, a. a. O. S. 221 u. 232). Lanzelet wird allgemein für den ersten nach Hartmanns Erec gedichteten Artusroman gehalten (siehe Pauls Grundriss 1902, S. 195).

Das entsprechende Verb *planen* ist schon in Veldekes Eneide belegt.

planiure. Es ist wohl ein Schreibfehler, wenn der Verfasser sagt, das Wort komme zuerst im Willehalm von Ulrich von Türheim vor, denn nicht dieser, sondern Ulrich von dem Türlin ist der Dichter des Willehalm. Der früheste Beleg kann sich aber

nicht bei ihm finden. Tannhäuser hat nämlich den III. Leich, in dem *planiure* vorkommt, nach Oehlke (a. a. O. Seite 41) schon zwischen 1245—47 verfasst, während der Willehalm von Ulrich von dem Türlin zwischen 1261—69 entstand.

Es ist nicht richtig, zu behaupten, das Wort sei eine deutsche Bildung und eine entsprechende afrz. Form existiere nicht, denn es gibt doch im Afrz. das Wort *planeure,* das dem Lehnwort zugrunde liegt.

pris erscheint nicht zuerst in Hartmanns Iwein. Es findet sich schon in vielen Denkmälern vor Hartmann: im Alexanderlied, Grafen Rudolf, Eilhart, Herzog Ernst B, Pilatus, Reinhart B, Heinrich von Rugge, Uolrich von Guotenburg, Alberos Tundalus (nach 1180), Veldekes Liedern, Hartmanns Erstem Büchlein, Erec und dann erst im Iwein, Gregorius, Armen Heinrich (siehe Palander, a. a. O. s. v.). Die angeführten Belegstellen aus Iwein sind keine Verszahlen, sondern Seitenangaben, die der Verfasser aus Beneckes Wörterbuch entnommen hat. Er hätte nur mitteilen müssen, dass es sich hier um Seitenangaben handelt. Wie kommt aber der Verfasser dazu, zu behaupten, Wolfram habe das Fremdwort *pris* zum Lehnwort gemacht? Unter dem Verb *prisen,* das er bei Hartmann findet, sagt er sogar, die Ableitung des Verbs sei ein Beweis dafür, dass das Substantiv schon allgemeiner Sprachbesitz geworden sei. Danach wäre *pris* schon bei Hartmann nicht mehr Fremdwort gewesen. Das ist ein Widerspruch, der nicht dadurch geklärt wird, dass *pris* bei Wolfram häufiger vorkommt als bei Hartmann. Der Umfang der Werke spielt bei der Häufigkeit auch eine Rolle.

prisen findet sich ebenso wenig wie *pris* zuerst bei Hartmann. Es ist schon in mehreren früheren Denkmälern belegt: in Wernhers Marienliedern, Veldekes Servatius, Veldekes Liedern und dann erst in den Werken von Hartmann von Aue. Wenn der Verfasser an die Behauptung, dass das Substantiv, von dem ein Verbum abgeleitet ist, allgemeiner Sprachbesitz sei, folgendes anknüpft: «Und hiervon lässt sich wieder rückschliessen, dass das Verbum auch allgemein bekannt ist, sonst würden die Dichter, abgesehen von Ausnahmefällen, es nicht verwenden», so ist das eine eigenartige Folgerung.

rifiere. Vor Wolfram ist das Wort, ausser bei Veldeke, noch in den Marienliedern vom Ende des 12. Jhs und im Lanzelet von Ulrich von Zatzikhoven belegt. Es erscheint im Deutschen nicht nur, wie der Verfasser behauptet, als starkes Femininum, sondern auch als starkes Neutrum und als starkes Maskulinum, was u. a. auch schon Lexer erwähnt. Der Verfasser sagt weiter,

Gottfried und Tannhäuser schrieben das Wort mit *f* statt *v*, demnach habe Tannhäuser es von Gottfried entlehnt. Dazu ist zu bemerken, dass es nicht feststeht, ob Gottfried es mit *f* schreibt, in den kritischen Ausgaben steht *riviere,* und zweitens, dass dies kein so zuverlässiges Kriterium ist, als dass man daraus die ebenerwähnte Folgerung ziehen könnte. Die Buchstaben *v* und *f* wechseln häufig in der Schreibung, selbst in einem und demselben Werk.

rivelieren. Der Herausgeber von Tannhäusers Liedern hat den Vers «*grüene heide...*» geändert und schreibt «*in dem grüenen kleide*», so dass die Strophe sich nun auf das Mädchen und seine Kleidung anstatt auf die Heide bezieht. Diese Emendation erscheint mir etwas gewagt, da in dem Liede schon früher von der *grüenen heide* und dem *grüenen gras* geredet wird und Tannhäuser sonst nirgends die Farbe der Kleidung der Mädchen beschreibt. In dieser Fassung führt Sandweg *rivelieren* auf afrz. *reveler* (lat. *rebellare*) zurück und übersetzt es mit «übermütig sein, frohlocken, aufmuntern». Wenn man aber den Gebrauch des Wortes bei Diethelm von Baden oder Goeli 1, 29: *da man sach tenze rivelieren* berücksichtigt, so sieht man, dass es bei ihm, wie bei Tannhäuser, ein transitives Verb ist, und die Deutung von Suolahti (siehe a. a. O. Seite 209—210) erscheint dann viel wahrscheinlicher als die obenerwähnte. Allerdings muss dann die von Singer vorgenommene Änderung des Textes ausser Acht gelassen werden.

roys. Die Behauptung, das Wort erscheine zuerst bei Wolfram, ist nicht ganz richtig. In Hartmanns Erec kommt es 33 mal in dem Ausdruck *Erec fil de roi Lac* vor, und Wolfram gebraucht es auch nur in Verbindung mit Eigennamen.

rubin findet sich nicht, wie der Verfasser behauptet, zuerst im Servatius, wo das Wort überhaupt nicht auftritt, sondern in der Eneit. Die Belegstelle 32 aus Iwein ist nur richtig, wenn die Blattseite der Handschrift gemeint ist, sonst muss es 625 heissen. Direkt irreführend ist die Angabe: Heinrich von dem Türlin 37 b u. 46 b. Dies bezieht sich ja auf die Krone des genannten Verfassers, während Lexer, aus dessen Wörterbuch die Zahlen herstammen, den Willehalm von Ulrich von dem Türlin meint. Ausserdem sind Konrad von Würzburg, Trojanerkrieg 14962, und Turnier von Nantes 353 auch nicht richtig, es muss 14692 bzw. 553, wie bei Lexer angegeben, heissen.

Die etymologische Beweisführung ist sehr schwach, da der Verfasser die wichtige Tatsache, dass der *ü*-Laut im Mittelniederländischen und in den mitteldeutschen Mundarten von dem *u*-Laut

in der Schrift nicht geschieden wurde (s. Frank, Mnl. Gramm. § 73), gar nicht berücksichtigt. Auf diese Weise kann man die lateinische Herkunft des Wortes nicht nachweisen.

saluieren. Hier nennt der Verfasser bei der Angabe der Belegstellen wieder irrtümlich Heinrich von dem Türlin statt Ulrich von dem Türlin und gibt statt des Verses die Seite an, während aus allen anderen Werken der betreffende Vers mitgeteilt wird. Zur Ergänzung siehe Suolahti, a. a. O. Seite 217.

schanze. Der Verfasser behauptet, das Wort *schanze* bedeute bei Tannhäuser «Schanze, Befestigung, Schutzwehr» und komme in dieser Bedeutung hier zum ersten Mal vor. Das ist aber ein Irrtum. Die betreffende Stelle bei Tannhäuser (Lied III, 9, v. d. Hagen, Minnesinger II, Seite 84) lautet: *Von den bluomen wol getan, — wer sach ie so schoenen plan? — der brach ich zeinem kranze den truog ich mit tschoie zu den vrouwen an dem tanze. welle ie man werden hochgemuot, der hebe sich ûf die schanze.* Es handelt sich hier um das Glücksspiel in der Liebe, und das Wort *schanze* ist somit als das afrz. *cheance* (*chaance*), «Fall der Würfel, Glückswurf, Glücksfall» anzusehen. In dieser Bedeutung erscheint das Wort zuerst in Wolframs Parzival und tritt dann häufig in der mhd. Literatur auf (siehe Suolahti, a. a. O. Seite 227).

schapel. Die Behauptung des Verfassers, Hartmann von Aue habe das Wort aus dem Zentralfranzösischen übernommen, da der *t*-Vorschlag fehle, d. h., das Wort nicht *tschapel* laute, hängt vollkommen in der Luft, da er die abweichende Ansicht von Kassewitz (a. a. O. Seite 88) nicht kennt und infolgedessen dazu nicht Stellung genommen hat.

tschantieren. Die Ansicht des Verfassers, Tannhäuser habe das Wort von Gottfried übernommen, gebe aber mit *tsch* eine ältere Aussprache wieder, da Gottfried *schantoit* schreibe, wirkt sehr befremdend. Er macht auch keinen Versuch, zu erklären, wie es möglich ist, dass T., der ja um mehrere Jahrzehnte später schrieb als Gottfried, eine ältere Aussprache wiedergeben kann, wenn er das Wort von Gottfried übernimmt.

tschoie erscheint nicht zuerst bei Herbort von Fritzlar, sondern im Parzival, denn Herbort schrieb erst nach Gottfried zwischen 1210—1217 (siehe Ehrismann, a. a. O. Seite 96). Auch die Behauptung, Tannhäusers Schreibung *tschoie* finde sich schon in Gottfrieds Tristan, Vers 1164, ist falsch. Das Wort kommt meines Wissens bei Gottfried überhaupt nicht vor. Suolahti (a. a. O. S. 111) nennt Gottfried unter diesem Worte nicht. Dann hält der Verfasser Heinrich von dem Türlin für den Dichter des Willehalm und der Krone. Nur das letztgenannte Werk stammt von

ihm. Den Willehalm hat ja Ulrich von dem Türlin gedichtet. Die Behauptung, Tannhäuser habe das Wort *tschoie* von Gottfried übernommen, sonst würde er sicher auch *schoie,* ohne *t*-Vorschlag, geschrieben haben, ist schon aus dem obenerwähnten Grunde hinfällig. *Tschoie* ist im Mhd. nicht nur starkes, sondern auch schwaches Femininum.

senatoren. Die Belegangabe Eneit 351, 26 kann nicht stimmen, während die Mitteilung, dass das Wort *senat* in der Eneit, Vers 13396 vorkommt, richtig ist.

storje. Der erste Beleg findet sich nicht bei Eilhart von Oberge, sondern schon in dem um ein halbes Jahrhundert früher gedichteten Rolandslied vom Pfaffen Konrad. Ebenso stimmt die Belegangabe für *sunderstorje*: Parzival 116, 14 nicht, richtig bei Benecke: Parz. 166, 14. Die Form *storje* ist nicht, wie der Verfasser behauptet, durch Akzentverschiebung entstanden, denn im Französischen lag der Akzent schon auf *o.* Umgekehrt aber verschob sich der Ton im Deutschen, in Anlehnung an die grosse Menge von Wörtern auf *-îe,* auf die Endsilbe, und so entstand die Form *storîe.* Es wäre besser gewesen, statt Krone 226a den betreffenden Vers 18380 mitzuteilen, der die Form *storîe* und nicht, wie angegeben, *storje* enthält.

tavelrunde findet sich zuerst in Hartmanns Erec, in den Versen 1615 und 1737 und erst dann im Iwein, jedoch nicht in den Versen 172 und 174, diese sollen wohl wieder die Seiten der Handschrift bezeichnen, stimmen aber nach Bechs Ausgabe auch in dieser Hinsicht nur teilweise; es handelt sich um die Seiten 171 und 172 oder die Verse 4534 und 4567.

Die Behauptung, *runt* trete im Mittelhochdeutschen nur in den Zusammensetzungen *tavelrunde* und *runttavel* auf, trifft nicht zu. Lexer (Wörterbuch II, 541) bringt Belege für den selbständigen Gebrauch von *runt* und ausserdem Suolahti (a.a.O. Seite 215). Im Parzival, Vers 652, 13, steht nicht *tavelrundære,* sondern *tavelrunderære,* was ja auch Benecke und Lexer richtig angegeben haben.

tamburære. Die Belegangabe Parzival 767, 27 ist ein Schreib- oder Druckfehler, muss lauten 764, 27, wie im Benecke. Es ist nicht ganz richtig, zu behaupten, dass erst Tannhäuser zu dem Verb *tamburen* das Substantiv *tamburære* gebildet hätte. Die im Parzival belegte kürzere Form *tambûrr* ist auf *tambûrære, tambûrer* zurückzuführen.

toubieren. Dass lat. *tuba* im Altfranzösischen *tuve* hätte ergeben müssen, hat hier keine Bedeutung, da im Afrz. die Form *tube* existiert. Die bei der Herleitung dieses Wortes aus lat. *tuba* vom Verfasser aufgestellte Behauptung, ein Verb wie *tuben* sei

unmöglich, da man es leicht mit der Pluralform aus *tube* hätte verwechseln können, ist hinfällig, denn es gibt doch im Deutschen ausser *flöuten* auch noch andere Verba wie *busûnen, gîgen, pfîfen, tambûren, trumben,* die alle mit den Pluralformen der entsprechenden Substantiva zusammenfallen. Ebenso ist die Bemerkung, eine Verbform wie *tuben* hätte sowohl den Reim als auch das Versmass zerstört, unsinnig und naiv, denn der Dichter hätte es schon verstanden, auch bei dieser Form einen passenden Vers zu bauen. Die vom Verfasser angenommene Anlehnung an afrz. *adouber* «ausrüsten» ist nicht möglich, weil die Bedeutung keine Berührungspunkte bietet. Das Verb *tubieren* ist wohl gar nicht auf lat. *tuba* zurückzuführen, es harrt noch einer eindeutigen Erklärung (vgl. auch Suolahti, a. a. O. Seite 262).

trumburære. Wenn dieses Wort einmal, wie der Verfasser bemerkt, eine Weiterbildung von ital. *trombone* ist, so verstehe ich nicht, warum er es einige Zeilen früher als eine direkte Ableitung von mlt. *trumba* darstellt.

contrate. Ein Widerspruch besteht darin, dass der Verfasser behauptet, mittellat. *contrata* sei die Grundform zu afrz. *contrée,* aber ein paar Zeilen weiter sagt: «die mlt. Form *contrata* muss von afrz. *contrée* rückgebildet sein, da die lat. Form *contracta* afrz. *contraite* hätte ergeben müssen».

merfeiin. Das lat. Wort *fata* heisst im Afrz. nicht *faie,* sondern *fee* und in den östlichen Mundarten wahrscheinlich *feie* (siehe Franz. Studien, Bd. VII, Heft 1, Seite 11, Betzendörfer, Die Sprache der Metzer Bannrollen, Dissert. Giessen 1915, S. 17 f. und Kassewitz, a. a. O. S. 17). Wenn der Verfasser sagt: «Wolfram schreibt *feie*: Parzival 56, 18; 400, 9; ebenso Ulrich von dem Türlin: Krone 7740; Konrad von Würzburg: Trojanerkrieg . . .», so kommt man zu der Auffassung, dass die Wolframsche Form in allen den erwähnten Denkmälern belegt sei, während jedoch Konrad von Würzburg und Gottfried von Strassburg *feine* schreiben, was ja auch Lexer richtig angibt; in der Krone ist die Form *fei* belegt. Wie aus dem Zitat oben zu ersehen ist, gibt der Verfasser hier wieder Ulrich von dem Türlin als den Dichter der Krone an. Er verwechselt oft Heinrich und Ulrich von dem Türlin miteinander (vgl. oben unter *rubin, saluieren* u. *tschoie,* Seite 55—6). Etwas eigenartig mutet folgende Feststellung des Verfassers an: «Tannhäuser bildet zunächst eine Komposition mit *mer* und hängt an *feie* noch das *-in* an, so dass von dem dreisilbigen Wort nun mehr nur noch eine Silbe fremd ist.» — Die Belegangaben sind Lexers und Beneckes Wörterbüchern entnommen mit Ausnahme von Trojanerkrieg 14745, was eine

falsche Angabe ist; es soll vielleicht 16445 lauten, was Lexer richtig mitteilt.

ostergloie. Bei der Datierung irrt sich der Verfasser, wenn er behauptet, die Zusammensetzung *ostergloie* finde sich zuerst in der Goldenen Schmiede von Konrad von Würzburg. Bei Tannhäuser kommt das Wort in dem III. Leich vor, der nach Oehlke (s. a. a. O. S. 41) zwischen 1245 und 1247 gedichtet wurde, während Konrad viel später, erst nach 1257, zu dichten anfing und die Goldene Schmiede in seiner Baseler Zeit, um 1275—77, schrieb. Der Tannhäusersche Beleg ist demnach als der frühere anzusehen.

Bei der Erklärung der Form *gloie* verwickelt der Verfasser sich in Widersprüche. Zuerst sagt er ganz richtig, das Wort sei entstanden aus *oster* + afrz. *gloie* aus afrz. *glaie,* aber ein paar Zeilen weiter fährt er fort: «Die Schreibung *gloie* mit *oi* ist nur dadurch zu erklären, dass bei der Übernahme des afrz. *glaie* eine Vokalvertauschung stattgefunden hat, die wir sonst nirgends finden, nämlich *ai* > *oi.* Die umgekehrte Erscheinung, nämlich *oi* > *ai* haben wir dagegen im Französischen häufig (craie, français).» Wenn Vokalvertauschung vorläge, müsste sie, ähnlich wie Suffixvertauschungen und Lautsubstitutionen, irgendwie zu erklären sein. Um einen solchen Fall handelt es sich hier aber nicht, denn die Form *gloie* ist, wie der Verfasser gerade vorher sagte, schon afrz. Das ist eine mundartliche Form, in der *ai* unter Einfluss von vorhergehenden Konsonanten in *oi* überging (s. Schwan-Behrens, Gramm. § 223, Anm.).

cor. Der Verfasser hält das Wort für lateinisch. Er scheint sich hier der Lexerschen Auffassung angeschlossen zu haben. In diesem Falle, wo abweichende Ansichten von Suolahti (a. a. O. S. 128) und von Öhmann (a. a. O. S. 61) vorliegen, wäre es gerade wichtig gewesen, diese Ansichten zu erwähnen bzw. zu ihnen Stellung zu nehmen. Das hat der Verfasser aber leider nicht tun können, da er die einschlägige Literatur über die Lehnwörter nicht kannte. So vertritt er nun eine veraltete Ansicht, während die eben erwähnten Forscher *cor* als eine ostfranzösische Form erklären.

Im 3. Abschnitt des II. Kapitels teilt der Verfasser die Fremdwörter in Gruppen. Die erste umfasst solche Wörter, die Tannhäuser selbst eingeführt hat, und die andere Gruppe solche, die schon vor Tannhäuser in der mittelhochdeutschen Literatur belegt sind. Unter den letztgenannten unterscheidet er noch eine ältere und eine jüngere Schicht, von denen die erstere über Westniederdeutschland, die letztere auf oberdeutschem Boden ins Deutsche eingedrungen

ist. Zu dieser jüngeren Schicht zählt er die Wörter, die zuerst bei Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Strassburg und im Moritz von Craon belegt sind. Er scheint dabei von der Auffassung auszugehen, dass die erste Belegstelle in der Literatur ein zuverlässiges Kriterium für Zeit und Ort des Eindringens eines Fremdworts bietet. Das ist aber eine ganz irrige Auffassung, die bei ihm nur entstehen konnte, weil er die wichtigste wissenschaftliche Fachliteratur ausser acht gelassen hat. So einfach ist diese Frage nicht zu lösen. Erstens ist die mittelhochdeutsche Literatur nicht so lückenlos und vollständig überliefert, dass wir von einem spät auftretenden Wort immer mit Gewissheit behaupten könnten, dass es in der Literatur früher nicht gebraucht worden sei, und zweitens finden wir z. B. bei Wolfram Fremdwörter wie *puntschur, trippanierse* und bei Hartmann solche wie *kolze, kroijieren, vespereide,* die früher nicht belegt sind, die aber teils durch mittelniederländische Vermittlung ins Deutsche kamen, teils unter dem Einfluss dieser Sprache auf deutschem Boden gebildet wurden. Von der Bedeutung der Niederlande scheint der Verfasser keine richtige Vorstellung zu haben, trotzdem u. a. Behaghel in seiner Geschichte der deutschen Sprache (5. Aufl., S. 32) dies erwähnt und die einschlägige Literatur (S. 35) angibt. Zwar sagt der Verfasser, wie oben angedeutet, dass die eine Gruppe über Westniederdeutschland gekommen ist, und dass Heinrich von Veldeke in seinen Werken Fremdwörter gebrauchte, weil sie im Niederländischen vorhanden waren, er gibt uns aber keine Vorstellung davon, dass die Niederlande, über Heinrich von Veldeke hinaus, eine grosse vermittelnde Rolle spielen. Gegenüber den Ergebnissen der früheren wissenschaftlichen Untersuchungen fällt die Schwäche der Sandwegschen Darstellung auf.

Von den Wörtern, die der Verfasser zu den jüngeren, d. h. oberdeutschen, zählt, sind wenigstens *mursel* und *rifiere* auszunehmen, da sie, wie oben bemerkt, schon im 12. Jh. in niederrheinischen Texten belegt sind.

Wenn der Verfasser Seite 45 behauptet, alle die Wörter, die bei Tannhäuser zum ersten Mal auftreten, seien vor ihm noch nicht gehört worden, womit er wohl meint, dass sie im Deutschen früher nicht vorhanden waren, so ist das zuviel gesagt. Wir können nicht wissen, ob er sie alle ins Deutsche eingeführt hat oder ob sie schon früher bekannt waren; wir können nur feststellen, dass sie vor Tannhäuser in der Literatur nicht belegt sind. Unter den vom Verfasser aufgezählten Wörtern ist *gamandre,* wie bereits oben (S. 50) gesagt, von Tannhäuser nicht in die deutsche Sprache eingeführt worden, *flöute* und *flöuten* wohl auch nicht.

Unter den lateinischen Wörtern zählt der Verfasser auch solche auf, die Tannhäuser allem Anschein nach nicht direkt aus dem Lateinischen übernommen hat: *clar* (s. Steinmeyer, Ueber einige Epitheta d. mhd. Poesie, Erlangen 1889, und Palander, a.a.O.), *dulz, cor, rubin.*

Seite 45 stellt der Verfasser die Behauptung auf, vor Tannhäuser fänden sich in der Lyrik kaum Fremdwörter, sondern fast nur in der Epik, und S. 52 fügt er hinzu, dass sie nach Tannhäuser in der Lyrik häufiger würden. Wenn man auch vermuten kann, dass die epische Dichtung durch ihren grösseren Umfang und verschiedenartigen Inhalt mehr Gelegenheit zum Gebrauch von Fremdwörtern bietet, so handelt es sich hier doch um eine These, die wissenschaftlich noch nicht behandelt worden ist, und so wartet man gespannt auf die Beweisführung, ist aber enttäuscht davon. Hier hätte der Verfasser Gelegenheit gehabt, für die Wissenschaft etwas Neues zu leisten, er lässt sich aber diese Gelegenheit entgehen, widmet der Frage nur wenig Raum, greift aus der Menge der lyrischen Dichter nur drei Namen heraus, Hartmann, Wolfram und Gottfried, stellt fest, dass Gottfried bedeutend mehr Fremdwörter gebraucht als die beiden anderen, erwähnt nachträglich noch Reinmar den Alten und hebt aus der Zeit nach Tannhäuser nur einen Dichter, Oswald von Wolkenstein, hervor, untersucht aber die Sache nicht genauer. Diese Art von Beweisführung ist zu oberflächlich, um den Leser überzeugen zu können. Wenn wir ein paar Stichproben machen, indem wir einen lyrischen Dichter vor Tannhäuser, z. B. Neidhart von Reuental, herausgreifen, so stellen wir fest, dass er im Gebrauche der Fremdwörter nicht viel hinter Tannhäuser zurückbleibt und einen späteren Dichter, wie z. B. Johannes Hadlaub, darin sogar übertrifft. Dies spricht gegen die These des Verfassers, kann aber auch Zufall sein. Wir ersehen aber daraus, dass diese These, wenigstens uneingeschränkt, nicht aufrecht zu halten ist. Ob sie aber im allgemeinen zutrifft, beweisen die Ausführungen des Verfassers noch weniger, dazu ist eine genauere Untersuchung nötig. (Ich werde diese Frage, da sie hier nun einmal aufgeworfen wurde, später in einem besonderen Artikel behandeln.)

Im 5. Abschnitt des II. Kapitels vergleicht der Verfasser inhaltlich übereinstimmende Stellen aus Walthers und Tannhäusers Dichtung miteinander, um den Gebrauch der Fremdwörter bei dem letzteren besser veranschaulichen zu können. Im 6. Abschnitt zeigt er, wie sich diese Wörter auf die verschiedenen Lieder verteilen, dass beinahe alle in den Liedern III—V zu finden sind. Im 7. Abschnitt werden die häufig gebrauchten, im 8. die nur einmal belegten aufgezählt.

Im 9. Abschnitt, wo über Eindeutschung der Fremdwörter gesprochen wird, zählt der Verfasser die Wörter auf, die Tannhäuser im Sinne einer Eindeutschung abgeändert haben soll. Er spricht nicht aus, warum er diese Änderungen dem Tannhäuser zuschreibt, und wenn wir annehmen, dass dies deshalb geschieht, weil die Wörter bei Tannhäuser zuerst auftreten, so werden wir einige Zeilen weiter durch die Worte: «Bei den von Tannhäuser eingeführten Fremdwörtern finden wir keine Eindeutschungsversuche», verwirrt. Die Darstellung des Verfassers ist unklar. Andererseits können wir nicht behaupten, dass alle die aufgezählten Wörter Tannhäusersche Eindeutschungen sind. Es gibt darunter Wörter wie *flöuten,* das schon in der Gudrun belegt ist, *flöuter,* das im Wilhelm von Orlens von Rudolf von Ems vorkommt, und *tamburære,* das auch Berthold von Regensburg benutzt hat. Diese Wörter kann man eher als allgemeines Sprachgut betrachten. Fraglich ist ausserdem, ob ein Wort wie *tschantieren* als eine eingedeutschte Form anzusehen ist, denn jedes Verb muss eine Verbalendung im Deutschen haben. Wie sollte denn nach Ansicht des Verfassers eine nicht eingedeutschte Infinitivform von einem französischen Verb in der deutschen Sprache lauten?

Im III. Kapitel zählt der Verfasser die Fremdwörter bei Oswald von Wolkenstein auf und vergleicht sie mit denjenigen Tannhäusers. Was er damit bezweckt, geht aus der Darstellung nicht hervor. Will er nur zeigen, dass Oswald mehr Fremdwörter benutzt als Tannhäuser oder dass sie bei diesen Dichtern ganz verschiedenartig sind? Es wäre nötig gewesen, den Leser über den Zweck dieses Vergleiches besser aufzuklären.

Wenn der Verfasser von den Wortformen bei Oswald sagt: «*rubin* ist zu *rubein* diphthongisiert, ebenso *pris* zu *preis,* während Johann Hadlaub noch *prîs* schreibt», so scheint er dabei zu vergessen, dass es sich hier um zwei verschiedene Mundarten handelt: Oswald schreibt bairisch-österreichisch, wo die Diphthongierung von *î* zu *ei* schon in der klassischen mittelhochdeutschen Zeit durchgedrungen war (siehe Moser, Frühnhd. Gramm. I, § 77), während Johann Hadlaubs Sprache das Hochalemannische war, wo diese Lautentwicklung zum Teil heute noch unbekannt ist. Über die Bedeutung von *schanze* bei Tannhäuser siehe oben Seite 56.

Das Kapitel IV steht eigentlich in keinem organischen Zusammenhang mit dem Hauptteil der Abhandlung und in keiner richtigen Beziehung zu dem Titel derselben. Dieser heisst ja: «Die Fremdwörter bei Tannhäuser», während das IV. Kapitel «das Derbsinnliche in Tannhäusers Liedern» behandelt. Wollte man

die Abhandlung auch nach dieser Seite hin erweitern, so wäre es angebracht gewesen, dann auch den Titel mit dem Inhalt in Übereinstimmung zu bringen.

Der erste Abschnitt dieses Kapitels ist oberflächlich gehalten und besteht beinahe nur aus Zitaten, teils mit, teils ohne Anführungszeichen. Dem Titel: «Überschwengliche Liebesbeteuerungen der Minnesänger vor Tannhäuser» wird er dadurch nicht gerecht, dass er aus Tannhäuser selbst, wörtlich der «Dichtung im Mittelalter» von Golther entnommen, viele Stellen, die zum Spotte des Minnedienstes dienen, aufzählt und dann Ulrich von Winterstetten zitiert, der nicht vor Tannhäuser lebte, sondern sein Zeitgenosse war. Sonst enthält der Abschnitt nur einige Zitate aus Reinmar von Hagenau und Heinrich von Morungen.

Einen etwas besseren Eindruck machen die Abschnitte: «Beschreibung von Frauen vor Tannhäuser» und «Tannhäusers Beschreibung seiner Dame». Ich möchte mich hier nur auf eine Bemerkung beschränken: Der Verfasser hätte als Beweis dafür, dass Tannhäuser auch die Kleidung der Dame beschreibt, nicht die Stelle: «... *ein grüenes kleid, blanc, mit cleinen felden wolgezieret*» anführen sollen, da sie auf einer unsicheren Konjektur des Herausgebers beruht, vgl. oben, Seite 55.

Wenn wir auf das Obengesagte zurückblicken, um uns ein Gesamturteil zu erlauben, so müssen wir gestehen, dass die Abhandlung einen oberflächlichen und sehr unzuverlässigen Eindruck macht. Es ist noch entschuldbar, wenn der Verfasser beim Exzerpieren der literarischen Denkmäler einige Belegstellen übersieht oder sich bei der Aufzeichnung einmal um ein paar Verse irrt, denn damit kann man bei einer grösseren Arbeit immer rechnen, aber weniger entschuldbar ist es, wenn er die Belegstellen verschiedenen Wörterbüchern entnimmt und sie bald nach Versen, bald nach Seiten der Ausgaben, bald wieder nach Seiten einer Handschrift, und alles durcheinander, zitiert, ohne den Leser von der Herkunft der Belege zu unterrichten oder auf die Ungleichmässigkeit der Zitate hinzuweisen. Besser wird die Sache auch keineswegs dadurch, dass er im Anfang der Abhandlung eine Menge von Dichtern aufführt, deren Werke er auf die Fremdwörter hin durchsucht haben will, während die Abhandlung in sehr vielen Fällen von dem Gegenteil deutliches Zeugnis ablegt.

Wenn auch der wissenschaftliche Wert einer Abhandlung nicht unbedingt darunter leiden muss, dass die Belege aus den Wörterbüchern stammen, so ist es bei dieser Abhandlung doch der Fall. Der Verfasser hat die Zitate der Wörterbücher für erschöpfend gehalten und uns infolgedessen in zahlreichen Fällen

über die frühesten Belege der Wörter falsche Angaben gemacht. Ausserdem hat er seine Ergebnisse in keinen organischen Zusammenhang mit der früheren wissenschaftlichen Forschung gebracht. Er hat nicht einmal die einschlägige wissenschaftliche Literatur gekannt. Das hat zur Folge gehabt, dass er uns in seiner Abhandlung wenig Neues bietet und, was schlimmer ist, häufig irreführende Behauptungen aufstellt in Fällen, in denen schon gute Darstellungen mit genauen und zuverlässigen Angaben vorliegen. Unter diesen Umständen konnte er auch bei bestem Willen nichts Wertvolles für die Wissenschaft leisten.

Arvid Rosenqvist.

Wolfgang Stammler, *Prosa der deutschen Gotik.* Eine Stilgeschichte in Texten. (Literarhistorische Bibliothek hrsg. von Martin Sommerfeld. Bd 7.) Berlin, Junker und Dünnhaupt, 1933. 148 S. 8:o.

Es ist nur allzu bekannt, wie sehr die Prosa der mhd. Zeit über der Dichtung vernachlässigt und oft auch unterschätzt wird. Schon aus dieser Ursache ist die Sammlung Stammlers sehr zu begrüssen, die eine repräsentative Auswahl deutscher Prosa aus dem 13., 14. und 15. Jh. zur Verfügung stellt. Viele der benutzten Texte waren schwer zugänglich, andere überhaupt noch nicht ediert.

Stilgeschichtliche Gesichtspunkte haben sowohl bei der Auswahl als auch bei der Anordnung eine entscheidende Rolle gespielt. Die erste Gruppe der Proben vertritt die praktische Theologie, die zweite Dogmatik und Scholastik, die dritte die Mystik, die vierte die Naturwissenschaften, die fünfte Recht, Kanzlei und Gemeinschaft, die sechste geschichtliche Aufzeichnungen und Betrachtungen, die siebente die Legende, die achte die Novelle und den Roman. — In den sich anschliessenden Nachweisen orientiert der Herausgeber kurz über die Hss. und ev. Ausgaben sowie über chronologische Fragen; die Mundart wird mit Absicht nicht behandelt.

In einem Nachwort gibt Stammler einen Aufriss der Stilgeschichte der deutschen Prosa von der Zeit des Hochmittelalters bis zum Spätmittelalter und schneidet mehrere Probleme an, die durch eine eingehendere Berücksichtigung dieser Prosa in ein vielseitigeres Licht gerückt werden können.

Auch als Unterlage zu Seminarübungen wird die Sammlung Stammlers gute Dienste leisten.

Emil Öhmann.

Der Deutsche Wortschatz synonymisch geordnet von **Franz Dornseiff,** o. Professor an der Universität Greifswald.

Unter diesem Titel sind im Verlage Walter de Gruyter & Co. in Berlin die beiden ersten Lieferungen eines umfangreichen Werkes erschienen, das ein Hilfsbuch für Schriftsteller, Redner und Lehrer sein will, um ihnen eine reiche Abwechslung im Ausdruck zu ermöglichen. Es ordnet die Wörter nicht alphabetisch, sondern begrifflich nach Sachgruppen und gibt ausser Wörtern auch ausführliche Redensarten, und zwar in möglichst erschöpfendem Reichtum, kurz alles, was und wie in den verschiedensten Kreisen des Volkes, unter Gebildeten und Ungebildeten, in allen Klassen und in allen Altern tatsächlich gesprochen wird. Das interessante und sicher wertvolle Werk wird etwa 40 Druckbogen umfassen und ca. 12 Rmk. kosten. Wir beschränken uns hier auf diese kurze Voranzeige und werden auf das Werk zurückkommen, sobald es vollständig vorliegt. *J. Öhquist.*

Paul Fechter, *Dichtung der Deutschen.* Eine Geschichte der Literatur unseres Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit vielen Abbildungen. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft. 815 S. Lex. 8:o.

Unter den zahlreichen, sehr umfangreichen Deutschen Literaturgeschichten, die während der letzten Jahre erschienen sind, nimmt diese von Paul Fechter eine hervorragende und ganz besondere Stellung ein. Fechter will nicht ein möglichst vollständiges Nachschlagebuch geben, sondern ein einheitlich komponiertes Werk, das von einem bestimmten Gesichtspunkt aus alles das hervorhebt, was nach seiner Ansicht von Ulfilas bis heute lebendig geblieben ist. Diese Aufgabe ist ihm glänzend gelungen: das Buch ist mit einer ungewöhnlichen Sprachgewalt und Beherrschung der feinsten Abtönungen und Schattierungen hinreissend geschrieben, und man liest es mit grossem Genuss. Aber gerade in dieser sprachlich vollendeten Kunst der Darstellung liegt eine gewisse Gefahr für diejenigen Leser, die mit der deutschen Literatur noch nicht genauer vertraut sind, denn Fechters «Dichtung der Deutschen» ist eine tendenziöse Literaturgeschichte, und zwar in politischem Sinn tendenziös, «wenn man — wie Fechter selber es ausdrückt — unter Politik das verstehen will, was das Schicksal eines Volkes und seiner Menschen nach innen wie nach aussen bestimmt». Fechter findet eine ästhetisch-literarische Bewertung von Dichtungen gleichgültig, ja, sogar sinnlos, und sieht seine Aufgabe darin, dichterische Grundtypen der seelischen Hal-

tung zur Welt zu umreissen. Unter den Beweggründen, die diese seelische Haltung zur Welt allein oder vorzugsweise bestimmen können — den religiösen, sozialen oder politischen —, sind für Fechter die letzteren die massgebenden. Er ist dabei nichts weniger als ein einfältiger Nationalist. Aber für ihn spielt Volk, Volkstum, Volkheit, Allgemeinheit, Gemeinsamkeit die entscheidende Rolle, kurz das, wofür man im Deutschen den vielsagenden und schwankenden Begriff «völkisch» geschaffen hat. Die Tatsache, dass dieser Begriff meist rein gefühlsmässig gebraucht wird, hat zur Folge, dass es ganz unmöglich ist, seinen Inhalt erschöpfend oder unmissverständlich festzulegen. Er flackert wie ein Nordlicht, das seine Ausstrahlungen ganz willkürlich und unberechenbar nach verschiedenen Richtungen ausstreut. So erhält auch Fechters Anschauungsweise eine verschiedene Färbung je nachdem, ob er vorzugsweise den politischen, den sozialen oder den geistigen Standpunkt betonen will. Am interessantesten ist seine völkische Stellungnahme zum Begriff des Bürgerlichen. Er macht hierbei einen Unterschied zwischen Bürgertum als sozialer Volksschicht und bürgerlicher Geistigkeit. «Das Bürgertum — heisst es an einer Stelle (S. 564) —, seit den Tagen der Gotik eigentlicher Träger des geistigen Lebens der Nation, die bisher im Wesentlichen mit ihm identisch war, erlebt (in den ersten Jahrzehnten nach 1800) mit unter dem Einfluss der grossen Dichtung, die es aus sich hervorgebracht hat, eine Art von Selbsterhöhung. Es löst sich zuerst unmerklich, dann immer sichtbarer vom Ganzen und erhält ... der deutschen Dichtung ihren Charakter als einer Bildungsdichtung, während es selbst im Geistigen rasch zu einer Bildungsschicht, in der nun die Bildung das Leben ersetzt, degeneriert.» Das seelische «Allgemeinschicksal» wird in Fechters Augen hierdurch zum «Bildungsschicksal» und verliert seine Allgemeingültigkeit. Er stellt damit einen polaren Gegensatz «Bürgertum» und «Volk» auf und nimmt in einseitiger Weise Partei für den letzteren Begriff, den er nicht nur als einzige Kraftquelle, sondern auch als einziges Forum für dichterisches Schaffen anerkennt. «Jede Dichtung, sagt er, die sich nicht *an alle* wendet, kann nur durch sehr gesteigertes Niveau den Vorwurf bloss beruflichen Sports und unlebendigen Bildungsluxus entkräften» (S. 792). Das Gefährliche und Verführerische dieser Gedankenkreise liegt darin, dass sie manches durchaus Einleuchtende enthalten, weil sie den Finger auf eine in der ganzen geistigen Welt offene Wunde legen, nämlich den Gegensatz zwischen «Literatur» (als lebensfremder Geistigkeit, also «Bildung» im schlimmen Sinne) und wirklichem Leben. Das Gefährliche insbeson-

dere liegt darin, dass Fechter den Begriff «Leben» mit dem Begriff «Volk» (oder das «Allgemeine») identifiziert. Man kann Fechter durchaus recht geben in seiner Verurteilung des «beruflich Literarischen, das vom Tag getragen, Leben vortäuscht, dem keine Dauer beschieden ist, weil die Worte nur zu bald daran sterben, dass sie nicht auf dem Boden des Bleibenden, sondern nur auf dem schon ausgesogenen Felde ihrer selbst gewachsen sind». Auch gegen das Schlagwort von der «Isolierung des Dichterischen im Bildungsmässigen oder im Beruflichen» möchte man nicht ohne weiteres opponieren, weil es in dem Zusammenhang, in dem es vorkommt, das ganze Verhältnis des Dichters zu seiner Kunst in eine nicht uninteressante und neue Beleuchtung rückt. Bedenklicher wird man schon, wenn er alles verurteilt, «was lediglich vom Talent her Literatur betreibt, *ohne die Legitimation des Beteiligtseins am Allgemeinen*». Entschieden widersprechen muss man aber, wenn Fechter Volkheit, Verbundenheit, Allgemeinheit, Gemeinsamkeit, diese ohne Zweifel starken Kraftquellen, aus denen der Einzelne Stärke und Aufschwung für sein Schaffen saugen kann, zu Fetischen macht, die, sobald nur ein Fünkchen davon bei einem Schreibenden zu merken ist, ihn zu einem Dichter adeln, während er, wenn Fechter dieses spezielle Fünkchen nicht entdecken kann, zum alten Eisen geworfen wird, auch wenn er die innigste Beziehung zum rein Menschlichen hat.

Diese einseitige Verhimmelung eines bestimmten, willkürlich herausgegriffenen Prinzips verführt Fechter oft zu Ungerechtigkeiten, schiefen Urteilen, Übertreibungen, ja, zu völlig unsinnigen und unbegreiflichen Behauptungen. Nur wenige Beispiele seien angeführt. Dass er die Welt Ibsens und Hauptmanns als «verbogen und verfälscht» bezeichnet, mag als eine subjektive Geschmacksangelegenheit angesehen werden. Eine Bemerkung über Herrmann Stehr zeigt, wie missverständlich Fechters Auffassung manchmal sein kann. Er sagt: «Stehr lebt und wertet beinahe nur aus den Bereichen des Dichterischen und wird damit der Allgemeinheit fremd, weil sie heimlich vom Lebendigen her einen strengeren Masstab hat und mit feinem Instinkt sich dagegen wehrt, das Leben auch da, wo es am härtesten und bittersten wird, allzusehr aus der Wirklichkeit in die Bereiche der Kunst, und sei es die edelste, verschleppt zu sehen.» Dass Stehr nicht in dem von Fechter gewünschten Sinne populär geworden ist, hat doch sicher nicht seinen Grund darin, das er sich etwa «allzusehr aus der Wirklichkeit in die Bereiche der Kunst» verkapselt hat, sondern ganz einfach in seinem allzu substantiellen

und darum manchmal etwas schwerfälligen Stil und in seinem Hang zum Mystischen, das um seine Schöpfungen zum Teil einen Schleier von Undurchsichtigkeit webt.

Fechter stellt das Politische (in volkhaftem Sinne) prinzipiell über das Dichterisch-Künstlerische. Eduard von Keyserling gehört als Dichter zu den feinsten Begabungen in der deutschen Literatur. Aber er steht allem Politischen fern. Diese Tatsache genügt Fechter, zu erklären, dass Keyserling für die Zukunft von geringerer Bedeutung sei als ein völlig unbekannt gebliebener Oberschlesier Bruno Arndt, nur weil dieser ein «grosses Problem der Allgemeinheit aus einem sicheren Verbundensein mit seinen heimatlichen Bereichen» hingestellt hat. Einen etwas komischen Nebengeschmack bekommen Fechters Urteile, wenn er sich bemüht, Dichter, deren literarische Bedeutung er anstandshalber nicht leugnen kann, trotzdem sie gar nicht in sein völkisches Schema passen, für die Literaturgeschichte zu retten. So z. B. wenn er dem Österreicher Hugo von Hofmannsthal, den er eigentlich grundsätzlich verabscheuen müsste, Verbundenheit mit dem Volk zuspricht und dies damit begründet, dass Hofmannsthal einmal eine Rede «Über das Schrifttum als geistigen Raum der Nation» hielt. Oder wenn Fechter Sudermann über Hauptmann stellt, weil Sudermann «Litauische Geschichten» geschrieben hat. Fechters Abneigung gegen Hauptmann ist noch unerklärlicher als seine Bewunderung für Stefan George. Der Letztere ist jetzt plötzlich Mode geworden. Warum? Es heisst: wegen seiner politischen Haltung, die man in seinen Gedichten entdeckt hat. Dass George ein grosser Dichter ist, bezweifelt kein Einsichtiger. Aber wer ausser denen, die in der höchsten Schicht der von Fechter so gründlich gehassten bürgerlichen Bildung und Geistigkeit stehen, ist im Stande George — mit Ausnahme einzelner weniger Gedichte — zu verstehen? Die stärkste Entgleisung aber leistet sich Fechter bei der Beurteilung Wedekinds. Obgleich er die Schwächen Wedekinds im übrigen ausgezeichnet blosslegt, stellt er ihn, nur weil Wedekind die «bürgerliche Geistigkeit» ad absurdum führte, so ungeheuer hoch, dass er sich folgendes unglaubliche Urteil über Wedekind leistet: «Er war der dichterisch und sprachgestalterisch Reichste seiner ganzen Zeit, ihr einziger wirklich genialer Mensch, der an ihrem allgemeinen Schicksal teilhatte.» Wir haben ähnliche Urteile über Wedekind wohl in der «Weltbühne» und ähnlichen bolschewistischen Presseorganen gelesen. Dass aber eine Literaturgeschichte, die nur das Gesunde, Volkstümliche, nur die in den besten Instinkten des Volkes wurzelnde Geistigkeit anerkennen will, diesem perversen, künstlerisch

durchaus unzulänglichen sexuellen Monomanen ein derartiges Zeugnis ausstellt, wirkt verblüffend.

Vielleicht am bedenklichsten ist die Wirkung, die Fechters politische Einstellung auf sein Urteil über Goethe und Schiller ausgeübt hat. Der erkünstelte Gegensatz: Bildung — Volkstum verführt Fechter hier zu der geschraubtesten Konstruktion seines Buches, zu dem Bemühen, Schiller auf Kosten Goethes die grössere Bedeutung zuzusprechen. Schiller stand nach Fechter dem Volkstum näher als Goethe, und zwar dank einem, Schiller eigentümlichen stärkeren «Urbaren», das ihn davor bewahrte, in seinem Wesentlichen ein Opfer der Bildung zu werden, wie Goethe es geworden sei. Dass dies eine an den Haaren herbeigezogene willkürliche Konstruktion ist, wäre leicht zu beweisen. Was Fechter bei Schiller als «unmittelbaren Kontakt mit dem Ganzen» (d. h. dem «Volk») preist, ist nichts anderes als das populäre Element, das Goethe abging. Fechter hat sich an dem Gegensatz Bildung — Volkstum so blind gesehen, dass er für dasjenige den Blick verloren hat, was immer und überall das Entscheidende für die Kernqualität des Dichterischen bildet: den unmittelbaren Kontakt nicht mit dem sogenannten «Ganzen», sondern mit dem lebendig Menschlichen, Seelischen. Daher sieht er auch nicht, dass dieser Kontakt bei Goethe reiner, ungetrübter, feiner und tiefer ist als bei Schiller. Dabei bringt ihn sein fataler prinzipieller Standpunkt immerfort in Widerspruch mit den Urteilen, die er in konkreten Einzelfällen abgeben muss, so dass er die possierlichsten Krumm- und Querzüge machen muss, um sich aus der Sackgasse zu befreien, in die er sich verrannt hat. Auch bei Schiller muss er zugeben, — und er weist es sogar ausgezeichnet nach — wie falsch viele Gestalten Schillers vom menschlichen (also dem richtigen dichterischen) Standpunkt sind. Aber der politische Standpunkt ist für Fechter das Ausschlaggebende. Schillers angebliche «Verbundenheit mit dem Ganzen» soll nach Fechter auch in seinen populären Sentenzen zum Ausdruck kommen. Das ist, mit Verlaub zu sagen, eine überraschend oberflächliche Anschauung in einem so gediegenen und gut durchdachten Buche, wie diese Literaturgeschichte sonst zweifellos ist.

Fechters Abneigung gegen Goethe, den «Vater der bürgerlichen Verdünnung im Bildungsbetrieb», zeigt nur, zu welchen betrüblichen Irrungen eine voreingenommene politische Einstellung einen kenntnisreichen, glänzend begabten und ehrlichen Schriftsteller verleiten kann.

Wenn ich trotz dieser schwerwiegenden Einwände Fechters Werk als eine ausserordentliche Leistung anerkennen muss, so

liegt das nicht nur an den zahlreichen, prachtvollen Einzelheiten derselben, sondern auch an der monumentalen Schönheit des ganzen organischen Aufbaus. Es ist, wie gesagt, ein anregendes, oft zum Widerspruch reizendes, aber immer interessantes Lesebuch für denjenigen, der über die Dichtung der Deutschen schon genügend Bescheid weiss, um sich nicht durch Fechters politischen Standpunkt beirren zu lassen. *Johannes Öhquist.*

Folkmålsstudier. Meddelanden från föreningen för nordisk filologi i Helsingfors, i tvångfria häften under medverkan av fackforskare utgivna av **T. E. Karsten.** Årgång 1. 1933. 100 S.

Es gehört Mut dazu, in dieser wirtschaftlich so schweren Zeit, wo altangesehene Zeitschriften schwer um ihren Bestand zu ringen haben, eine neue Zeitschrift zu gründen. Aber es ist kein Zweifel: gerade für eine so eng mit dem Heimatboden verwachsene Wissenschaft wie die Dialektforschung ist ein heimisches Spezialorgan von besonderem Wert, mögen auch so anerkannte Zeitschriften wie die Studier i nordisk filologi oder die Spezialzeitschriften des stammverwandten Nachbarlandes bisher willig ihre Tore geöffnet haben. Die Dialektforschung befindet sich zur Zeit im stärkesten Ausbau ihrer Methoden, wie das besonders in den Arbeiten zur Geltung kommt, die ihren Ausgang vom deutschen und vom französischen Sprachatlas nehmen. Dass da auch die finnlandschwedische Mundartenkunde durch eine sichtbare Neugründung ihre Lebenskraft bekundet, ist nur zu begrüssen und ist gewiss geeignet, der Forschung neue Antriebe zu geben.

Über den Inhalt des vorliegenden Heftes kann der Referent nur als interessierter Aussenseiter berichten. Nach einem orientierenden Überblick über die nordische Dialektforschung bietet der Herausgeber den Abdruck einer schon 1889 abgeschlossenen, aber nicht publizierten Arbeit von J. Klockars über 'Malaksmålets ljud- och formlära', von der der Hrsg. wohl mit Recht betont, dass sie wertvolles Quellenmaterial bietet. Karstens Aufsatz über 'Svenskt och finskt i Finland' wird gerade der den Problemen ferner Stehende mit grossem Interesse lesen; der Einfluss, den das Finnische auf das Finnlandschwedische, aber darüber hinaus auch auf das Reichsschwedische und in einzelnen Fällen sogar weiter auf das Dänische oder Allgemeinskandinavische geübt hat, ist hier an Beispielen der verschiedenen Sprachschichten schön verdeutlicht; der Aufsatz gibt weiter einen dankenswerten Überblick über die schwedischen Ortsnamen in Finnland und stellt dabei auch

einige deutsche oder deutschbeeinflusste Namen fest. Der letzte Aufsatz von V. Solstrand über 'Estnäs skaten och Helsinge näset' handelt von Lage und Namen dieser für die Helsingforser Geschichte so wichtigen Örtlichkeiten.

Wenn man dem ersten Hefte neben seinem willkommenen orientierenden Charakter statt der sorgfältigen Materialsammlung von J. Klockars auch lieber eine auf modernen Methoden aufgebaute Untersuchung gewünscht hätte, so ist der Eindruck doch versprechend, und es ist der Zeitschritf glücklicher Fortgang zu wünschen.

Åbo. *Hans-Friedrich Rosenfeld.*

Mélanges de philologie offerts à Jean-Jacques Salverda de Grave, professeur de philologie romane à l'Université d'Amsterdam, à l'occasion de sa soixante-dixième année, par ses amis et ses élèves. Groningue, J.-B. Wolters, 1933. 424 p. 8:o. Prix: relié toile Fl. 6.90.

La bibliographie mise à la fin de ce recueil jubilaire permet au lecteur de se rendre compte de la variété des sujets dont l'étude a occupé l'éminent romaniste d'Amsterdam qui avait brillamment débuté, il y a plus de quarante ans, par une excellente édition du roman d'*Eneas* (réimprimée récemment dans la Collection de Classiques français du moyen âge de M. Roques) et qui dans la suite a signé deux livres bien connus consacrés à deux troubadours, Bertrand d'Alamanon et Uc de Saint-Circ (celui-ci avec M. Jeanroy). Je ne saurais rappeler ici même sommairement les nombreux articles de grammaire historique, d'étymologie, de lexicographie et d'histoire littéraire dus à la plume de M. Salverda de Grave. Je signale seulement que s'est avec une prédilection marquée qu'il a traité des sujets se rapportant aux relations intellectuelles entre la Hollande et la France. L'hommage que ses amis et ses élèves ont tenu à rendre à M. Salverda de Grave s'adresse autant au savant qu'à l'homme courtois et serviable qui a su gagner toutes les sympathies.

Voici un relevé sommaire du contenu du volume. P. 1. F. Baldensperger, *Le rebondissement de la langue française aux alentours de 1830.* Cet article peut être considéré comme un complément à l'étude du même auteur sur «l'universalité de la langue française» (dans *Études d'histoire littéraire*). — P. 9. G. Bertoni, *Documenti sulla dimora di Clément Marot a Ferrara.* L'auteur utilise des documents conservés aux Archives de Turin qui fournissent des renseignements sur le séjour de Marot à Ferrare en

1535—36. — P. 12. C. de Boer, *Sur quelques noms d'éléments syntaxiques.* — P. 17. E. Boulan, *Pascal et son bibliographe ... passionné.* — P. 27. S. Bráak, *Réflexions sur un thème littéraire (la douleur).* — P. 35. F. Brunot, *De* verlaten *à* frelater. Étude sur un mot hollandais entré en français et passant du sens de «transvaser» à celui de «falsifier», sens attesté dès le XVII[e] siècle. — P. 45. G. Cohen, *Une biographie inédite de Hugo Grotius par Samuel Sorbière.* Une dizaine de pages, en latin, conservées dans un manuscrit du fonds Barberini, à Rome. — P. 65. J. van der Elst, *De rithmiese periode in het Nederlandse vers.* — P. 71. S. Erunga, *L'infinitif français avec* à *et ses rapports avec le gérondif latin.* — P. 86. E. Faral, *Le poème d'Engelbert sur la bataille de Fontenoy (841).* Nouveau texte critique. — P. 99. A. J. Fehr, *Quelques considérations sur la voix dite «moyenne».* — P. 104. J. D. M. Ford, *The Accent in Diphtongs created by the «breaking» of a simple stressed Vowel.* — P. 106. J. Fransen, *Correspondance entre le marquis d'Argens et Prosper Marchand.* — P. 126. K. R. Gallas, *Lettres inédites de Lamennais.* — P. 132. G. J. Geers, *Pícaro — Flamenco — Pichelingue.* — P. 139. A. Griera, *Holanda.* Ce mot signifie en catalan, depuis le moyen âge, «toile fine». — P. 142. R. Guarnieri, *Commento a tre sonetti* (de Dante, Boccace, Pétrarque). — P. 148. E. Guilhou, *Note critique sur deux vers du* Geta *de Vital de Blois.* — P. 158. J. Haust, *Le Dictionnaire Liégeois et les germanistes.* Commentaires sur diverses critiques. — P. 165. D. C. Hesseling, *P. de Wakker van Zon en Voltaire.* — P. 175. R. T. Holbrook, *The Application of X-Rays to Speech-Analysis.* — P. 186. A. Jeanroy, *Les femmes poètes dans la littérature aux XII[e] et XIII[e] siècles.* Court chapitre de l'*Histoire des troubadours* qui paraîtra prochainement. — P. 192. A. Kluyver, *Animi relaxatio.* — P. 195. C. Kramer, *L'hellénisme de Paul-Louis Courier.* — P. 203. A. Långfors, Escalufré *ou* estalufré? — P. 208. G. Mazzoni, *I versi barbari del re d'Olanda.* — P. 211. R. Menendez Pidal, *La Historia Troyana polimetrica.* — P. 218. J. W. Muller, *Over tautologieën in het Nederlandsch.* — P. 233. E. Muret, *Conjecture sur les noms de lieu en* -acus. — P. 242. J. A. van Praag, *El* Dialogo dos montes *de Rehuel Jessurun.* — P. 256. K. J. Riemens, *Le* Flambeau de la langue française *de Monsieur Elie Beaupuy.* Cet livre rare est une sorte de manuel de conversation française, de la seconde moitié du XVII[e] siècle. — P. 263. M. Roques, *Sur deux leçons contestées du manuscrit d'*Aucassin et Nicolette. M. R. explique fort justement le *quant* dans X, 52—53: «Ja Dix ne m'aït, quant ja covens vos en tenrai» comme exprimant une éventualité que l'on

exclut rigoureusement: «Que Dieu m'abandonne, si jamais de la vie je vous tiens cette parole!» L'autre note de M. R. n'est pas moins intéressante: X, 60, il faut laisser intacte la leçon du manuscrit, quitte à ponctuer et expliquer le passage ainsi: «Sire, voire fait! Aioire?» fait li quens», c'est à dire: «Sire, certainement oui! Et maintenant? (*ou* Et bien?)...» On retrouve *aioire* dans les *Miracles de saint Eloi, aire* dans un vers faux du roman de l'*Escoufle* de Jehan Renart, où il faut probablement rétablir *aaire,* enfin, dans certains manuscrits du *Lai de l'Ombre* du même Jehan Renart, *aere* ou *aaire.* — P. 272. C. Serrurier, *Julien Sorel, une réincarnation du Picaro.* — P. 284. P. Skok, *Notes d'étymologie romane.* A propos de lixivus et ses dérivés. — P. 290. E. Slijper, *Les origines de la fable d'Enée.* — P. 293. K. Sneyders de Vogel, *Les vers dans les* Faits des Romains. On savait, depuis l'étude que P. Meyer a consacrée (*Romania,* 1885, 1) à cette vaste compilation, que la prose y est par-ci par-là mêlée de vers. M. S. de V. prouve que ce mélange de prose et de vers est dû à l'auteur lui-même. — P. 306. L. Spitzer, *Zum Warum der Lautentwicklung.* A propos de l'étude de M. Salverda de Grave sur une double accentuation des diphtongues en français. — P. 312. E. Staaff, *Quelques remarques sur le futur du verbe* avoir *en français.* — P. 318. H. F. Stewart, *Notice sur une traduction de la* Fréquente Communion. — P. 324. J. Tielrooy, *Le renouveau des études chateaubrianesques.* Analyse critique de quelques publications récentes. — P. 335. K. Titz, *Encore une fois* senior. — P. 338. M. Valkhoff, *La théorie d'une double accentuation des diphtongues et l'ancien wallon.* — P. 347. P. Valkhoff, *Lettres inédites de Voltaire à Constant d'Hermenches.* — P. 358. C. van Vollenhoven, *De rechtsterm «Prerogatief».* — P. 365. C. G. N. de Vooys, *De Franse woorden in de brieven van Wolff en Deken.* — P. 376. E. Walberg, *L'anc. franç.* estovoir *s'emploie-t-il quelquefois avec un sujet personnel?* A cette question l'auteur répond par la négative. — P. 385. A. Wallensköld, *Lettre à M. J.-J. Salverda de Grave.* — P. 389. B. H. J. Weerenbeck, *L'infinitif prépositionnel sans sujet.* — P. 399. M. Wilmotte, Waleis(e) = Gallois *dans* Parzival. «Parmi les innombrables petits problèmes que soulève la comparaison entre le *Parzival* de Wolfram d'Eschenbach et ses sources françaises, il en est un qui n'a pu laisser la critique totalement indifférente. A partir de la strophe 121, le mot *wâleis* désigne dans le texte, comme dans sa source française bien connue, soit le pays de Galles, soit un habitant de cette contrée, tandis que l'opinion courante veut qu'il s'applique, dans les deux premiers livres du

poème, à une terre bien éloignée de là, à ce Valois qui a donné une dynastie à la France...» Vérification faite, M. W. conclut qu'il n'y a aucune bonne raison de traduire nulle part *Wâleis* autrement que par «Gallois». *A. Långfors.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Sitzung am 28. Januar 1933 (Jahressitzung). Den Vorsitz führte der zweite Vorsitzende, Prof. Dr. *A. Långfors.*

§ 1. Das Protokoll vom 26. November 1932 wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Jahresbericht für das Kalenderjahr 1932 wurde vom Schriftführer verlesen.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das Kalenderjahr 1932.

Mit dem Jahre 1932 hat der Verein sein fünfundvierzigstes Tätigkeitsjahr vollendet. Das Jahr ist im Leben des Vereins ohne Störungen verflossen. Von dem Jahresfest, das am 15. März gefeiert wurde, abgesehen, fanden sechs Sitzungen statt, wobei sowohl wissenschaftliche als pädagogische Fragen in Form von Vorträgen, bzw. Referaten und Berichten behandelt wurden. Wie aus dem folgenden Verzeichnis ersichtlich ist, berühren die Mehrzahl der Vorträge das literarisch-ästhetische Gebiet, während das rein linguistische gar nicht vertreten ist.

1) Vorträge: «J. M. Synge and the Irish Theatre» (am 30. Januar, von Lektor G. Greene), «Die Goethe zugeschriebene Josephdichtung und ihre methodische Bedeutung für Verfasserfragen» (am 27. Februar, von Prof. Dr. H.-F. Rosenfeld), «Zur Milieutheorie» (am 30. April, von Prof. Dr. K. S. Laurila), «Die wissenschaftliche, ästhetische und religiöse Wirklichkeit in der Krise» (am 24. September, von Oberstudiendirektor Dr. Philipp Krämer), «Der Sprachenkampf in Norwegen» (am 29. Oktober, von Prof. Dr. H. Suolahti), «Gerhart Hauptmann» (am 26. November, von Dr. H. Schlücking). 2) Referate und Berichte: «Die Proexercitioübungen an der Universität» (am 30. Januar, von Prof. Dr. K. S. Laurila), «Die deutsche Reifeprüfung im Frühjahr 1932» (am 30. April, von Schulrat Dr. S. Nyström), «Die deutsche Reifeprüfung im Herbst 1932» (am 24. September, von Schulrat Dr. S. Nyström).

Das im Verein stets vorhandene pädagogische Interesse ist zum Ausdruck gekommen in der Initiative zur Veranstaltung einer Neuphilologenversammlung. Ferner sei erwähnt, dass der IX. Band der Mémoires im Laufe des Jahres erschienen ist.

Die Neuphilologischen Mitteilungen erschienen im Jahre 1932 in zwei Lieferungen (1/5, 6/8) mit zusammen 272 Seiten. Sie wurden, ausser an 295 Mitglieder und 76 Abonnenten (gegen 275 Mitglieder und 110 Abonnenten im Jahre 1931) unentgeltlich an 125 Institutionen, Zeitschriften und Personen im In- und Auslande gesandt (gegen 127 im vorigen Jahre). Zur Bestreitung der Druckkosten der Zeitschrift, die sich für das Jahr 1932 auf insgesamt Fmk. 24,751: 75 beliefen, wurden von der Regierung Fmk. 25,000: — (gegen Fmk. 35,000: — für das Jahr 1931) angewiesen. Ausserdem wurde dem Verein aus dem Gewinn der Geldlotterie Fmk. 15,000: — (Fmk. 25,000: — im Jahre 1931) als Beitrag zur Bestreitung der Druckkosten der Mémoires zuerteilt.

Die Redaktion der Zeitschrift bestand aus dem ersten und dem zweiten Vorsitzenden mit dem Unterzeichneten als Redaktionssekretär. Den Vorstand des Vereins bildeten Professor Dr. Hugo Suolahti, erster Vorsitzender, Professor Dr. Arthur Långfors, zweiter Vorsitzender, und der Unterzeichnete, Schriftführer und Kassenverwalter.

Åke Furuhjelm.

§ 3. Der Vorstand: Prof. Dr. *H. Suolahti*, erster Vorsitzender, Prof. Dr. *A. Långfors*, zweiter Vorsitzender, und mag. phil. *Åke Furuhjelm*, Schriftführer und Kassenverwalter, wurden durch Akklamation wiedergewählt. Zu Revisoren wurden gewählt: Frau *E. Furustam* und Fräulein *B. Solitander* mit Fräulein *N. Lindholm* als Suppleantin, und zu Mitgliedern des Jahresfestkomitees die Damen *Birgit Hougberg* und *Irma Åkerblom* und die Herren *A. Furuhjelm*, *N. Furustam* und *R. Öller*.

§ 4. Dr. *J. V. Lehtonen* hielt einen Vortrag über den Werwolf als literarisches Motiv.

In fidem: *Åke Furuhjelm.*

Schriftenaustausch.

Acta Philologica Scandinavica, VII (1933), 4; VIII (1933), 2—3.

Aevum, VI (1932), 4; VII (1933), 1—4.

L. Ahmling, Liber devotae animae, ein neues Werk Johannes Rothes. Diss. Hamburg, 1933.

Analecta Bollandiana, LI (1933), 1—2.

Annali della Scuola normale superiore di Pisa. Lettere, Storia e Filosofia, Serie II, vol. II (1933), 3–4.

Arkiv för nordisk filologi, XLIX (1933), 1–4.

P. Baden, Beiträge zur Entstehung des amerikanischen Lehrerstandes. Diss. Hamburg, 1932.

Bibliothèque Méridionale, 2e série, tome XXVI: *R. Limouzin-Lamothe*, La Commune de Toulouse et les sources de son histoire (1120–1249). Étude historique et critique suivie de l'édition du Cartulaire du Consulat. Toulouse, Privat, 1932.

Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap, 54 Deel. Utrecht, Kemink & Loon n. v., 1933.

Bijdragen van het Instituut voor Middeleeuwsche Geschiedenis der Rijks-Universiteit te Utrecht. VI: 2 (1923), VII (1922), VIII (1922), IX (1923), X (1924), XI (1928), XII (1928), XIII (1928), XIV (1929), XV (1930), XVI (1931), XVII (1932), XVII Facs. Bijdr. (1932), XVIII.

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, VIIe Reeks Deel III, Afl. 3–4 (1933).

Boletim de Filologia, I (1933), 3–4.

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, XV (1933), 3–8.

Paul A. Brandt, Das deutsche Drama am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Spiegel der Kritik. Diss. Leipzig, 1932.

U. Busse, Das Individuum in Rankes Papstgeschichte und in seinen Frühwerken. Diss. Hamburg, 1933.

Butlletí de Dialectologia Catalana, XVII–XIX (1929–31).

«Ce Fastu?», IX (1933), 3–12.

La Cultura, XI (1933), 2–3.

Katharina Danzig, Gehalt und Form der Balladen des Grafen Moritz von Strachwitz. Diss. Leipzig, 1932.

A. Düker, Lübecks Territorialpolitik im Mittelalter. Diss. Hamburg, 1932.

F. Ernst, Die Tiere der deutschen Anrufe und Ansingelieder. Diss. Hamburg, 1932.

Helmut Frenzel, George-Kreis und Geschichtswissenschaft. Diss. Leipzig, 1932.

B. Friederich, Der Vokalstil des Hieronymus Praetorius. Diss. Hamburg, 1932.

Hamburgische Universität. Reden gehalten bei der Feier des Rektorwechsels am 11. November 1932.

Jiwobleter, V (1933), 2; VI (1933), 3–5.

The Journal of English and Germanic Philology, XXXII (1933), 1–3.

Knihovna Slovanského Ústavu v Praze. Svazek I: *Jan Kollar*, Rozpravy o slovanské vzájemnosti. 1929. — Přednásky. Svazek II: Současné divadlo u slovanú 1932; VI: *Jaroslav Papoušek*, Rusko a Československé legie u letech 1914—1918. 1932. — Rukověti. Svazek II: *Josef Vajs*, Rukověť hlaholské paleografie. 1932. — Práce. Svazek I: *Julius Heidenreich*, Vliv Mickiewiczúv na Českou literaturu předbřeznovou. 1930; Svazek V: *Milan Prelog*, Pout slovanú do Moskvy roku 1867. 1931; Svazek VII: *Evgenij Perfeckij*, Historia Polonica Jana Długosze a ruske letopisectví. 1932; Svazek IX: *Julius Heidenreich*, Ruské základy srbského realismu. 1. 1933. Praze.

Margot Kuferschmidt, Zur Erklärung der pseudoxenophontischen Ἀθηναίων πολιτεία. Diss. Hamburg, 1932.

Kölner Romanistische Arbeiten, 6. Band: *Rosemarie Burkart*, Die Kunst des Masseś in Mme de Lafayette's «Princesse de Clèves». XII + 236 S. 8:o. Preis: geh. RM. 8.50. — 7: *Elena Eberwein*, Zur Deutung mittelalterlicher Existenz (nach einigen altromanischen Dichtungen). Bonn, Röhrscheid, 1933. Preis: RM. 3.50.

Leuvensche Bijdragen, XXIV (1932), Bijblad 3—4; XXV (1933), 1—4, Bijblad 1—2.

A Língua Portuguesa, III (1933), 7—10.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, LIV (1933), 3—10.

Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Avd. 1. Bd. 29. Nr. 2: *Ernst Löfstedt*, Beiträge zur nordfriesisischen Mundartenforschung. 1933.

Annelise Mandowsky, Vergleichend-psychologische Untersuchungen über die Handschrift. Ein Beitrag zur Ausdrucksbewegung Geisteskranker unter besonderer Berücksichtigung der Schizophrenie und des manisch-depressiven Irreseins. Diss. Hamburg, 1933.

Modern Language Notes, XLVIII (1933), 5—8. P. 336—8: *L.-A. Vigneras*, Sur une poésie de Thibaut de Navarre. Article remarquable qui semble apporter la solution définive d'une question débattue depuis longtemps. Il s'agit du dialogue entre Thibaut et un certain Robert, où il est question de Perron qui veut marier sa fille à un *lointain baron*. «Tous les critiques ont reconnu dans ce Pierre «au visage de furet» Pierre Mauclerc, comte de Bretagne à partir de 1215, et père d'une fille nommée Yolande, née en 1218. Mais ils n'ont pu s'entendre sur la date de la chanson, ni sur l'identification du *lointain baron*. M. Wallensköld a cru que ce dernier était Richard de Cornouailles, et que la tenson datait de 1226. Mais il y a deux objections qui rendent cette solution impossible. En 1226 la jeune Yolande n'avait que huit ans; or, la remarque assez leste de la fin: *He la! qui porroit gesir Une nuit lez son costé*, ne peut guère s'appliquer à une fillette de huit ans... De plus, en 1226, Yolande n'a pas été fiancée à Richard de Cornouailles,

mais au frère de ce dernier, Henri III, roi d'Angleterre. Il est vrai que Philippe Mouskés mentionne Richard comme fiancé d'Yolande; mais l'auteur de la Chronique rimée, généralement bien informée sur les événements de France et d'Allemagne, l'est beaucoup moins sur ceux d'Angleterre. Le témoignage de Roger de Wendover et de la correspondance de Henri III montrent que c'est bien le roi et non son frère qui a été fiancé à la jeune Yolande. Le mot *baron* ne peut guère être appliqué à Henri III.[1] Ce n'est donc pas de lui qu'il s'agit dans la chanson, et la date n'est pas 1226. — Yolande a eu trois autres fiancés. En 1227, Blanche de Castille, pour détacher Pierre Mauclerc de l'alliance anglaise, signa avec lui le traité de Vendôme (16 mars 1227). Pierre reçut plusieurs villes, dont Angers, et sa fille fut fiancée à Jean de France, frère de Louis IX. La jeune princesse fut confiée à ses oncles ... et élevée à la cour de France. Ses fiançailles avec Jean la rapprochaient donc de Thibaut, qui faisait de fréquentes visites à Paris. Jean de France ne peut être le *lointain baron*. — Le troisième fiancé d'Yolande fut Thibaut lui-même. Jean de France était mort en 1230; mais Yolande, au lieu d'être rendue à Pierre Mauclerc, avait continué à vivre à la cour de France. Peut-être Thibaut était-il déjà amoureux de la jeune fille, en 1232, lorsqu'elle lui fut fiancée; et il se préparait à l'épouser quand Blanche de Castille s'opposa au mariage, reprochant violemment à Thibaut de s'allier à un ennemi de la royauté. Thibaut dut céder, ce qui causa une guerre entre lui et Pierre Mauclerc. — Reste le dernier fiancé d'Yolande, celui qu'elle a épousé, Hugues le Brun, fils d'Hugues de Lusignan, comte de la Marche. Par sa mère Isabelle d'Angoulême, il était le demi-frère d'Henri III, et c'est pour cela peut-être que Philippe Mouskés l'a confondu avec Richard C'est lui qui est le *lointain baron*, et la chanson a sans doute été composée l'année de son mariage avec Yolande, en 1236. La jeune fille avait alors dix-huit ans, Thibaut la connaissait depuis plusieurs années; le ton du poème s'explique fort bien à cette date. — L'argument présenté par M. Wallensköld en faveur d'une date antérieure à 1234, année où Thibaut est devenu roi de Navarre, parce que, dans la chanson, il mentionne son comté de Champagne comme sa principale possession, me paraît fausser le sens du texte; car Thibaut dit simplement: *Robert, je vueil mielz morir ... Que l'en lessasse partir Pour trestoute ma conté ...* Il faut ajouter aussi qu'en 1236 Thibaut n'avait pas encore pris possession de son royaume. C'est seulement en 1237 qu'il s'est rendu en Navarre où il a été couronné.

[1] [Cette remarque de M. Vigneras est moins forte que les autres. Il n'est pas certain que le terme *baron* ne puisse être appliqué à un roi. Puis, *baron* signifie fréquemment «mari» et aurait pu être appliqué ici par anticipation. — *A. L.*]

1236 reste donc la seule date possible. — Par contre, M. W. a fort bien vu que l'interlocuteur de Thibaut ne pouvait être Robert d'Artois... Thibaut ne se serait certainement pas permis une telle familiarité à l'égard d'un frère du roi... Le Robert de la chanson est sans doute un poète de l'entourage de Thibaut, peut-être Robert la Chèvre, comme l'a supposé M. Wallensköld.»

Modern Languages, XIV (1933), 6; XV (1933), 1—2.

Moderna Språk, XXVII (1933), 5—9.

Museum, XL (1933), 7—12; XLI (1934), 1—4.

Namn och Bygd, XXI (1933), 1—2.

Die Neueren Sprachen, XLI (1933), 3—4, 6. — Beiheft 26: *W. Héraucourt*, Die Darstellung des englischen Nationalcharakters in John Galsworthys «Forsyte Saga». Preis: geh. RM. 4.50. — Nr. 27: *R. Hentze*, Die proteïsche Wandlung im «Ulisses» von James Joyce. Marburg, Elwert, 1933. Preis: RM. 5.—.

Nysvenska Studier, XIII (1933), 2—5.

Albert Oberheide, Der Einfluss Marcantonio Raimondis auf die nordische Kunst des 16. Jahrhunderts (unter besonderer Berücksichtigung der Graphik). Diss. Hamburg, 1933.

Lina Öhlbaum, Beiträge zur Vorgeschichte des Sturzes Robespierres. Diss. Hamburg, 1933.

Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society, Lit. and Hist. Section, Vol. III, Part II (1933).

Publications of the Institute of French Studies, New York: *Manuel Brussaly*, The Political Ideas of Stendhal. XIII + 233 p. 1933. — *Laurence Hervey Skinner*, Collin d'Harleville, dramatist 1755—1806. 202 p. 1933. — *Florence Hier*, La musique dans l'œuvre de Marcel Proust. 137 p. 1933. — *G. L. van Roosbroeck*, Unpublished poems by Voltaire, Rousseau, Beaumarchais, Anne d'Urfé, Helvétius, Gresset, etc. 143 p. 1933. — *Bandy*, Baudelaire judged by his Contemporaries (1845—1867). — *I. A. Schwartz*, The Commedia dell'arte and its Influence on French Comedy in the seventeenth Century.

Publications of the Modern Language Association of America, Vol. 48, 2—4.

Fedor Reinhold, Die norddeutsche Heide als Gegenstand der Dichtung bei Annette von Droste-Hülshoff, Theodor Storm und Hermann Löns. Diss. Leipzig, 1932.

Revista de filología española, XIX (1932), 4; XX (1933), 1—4.

Revue Belge d'histoire et de philologie, XII (1933), 3.

Revue des Études Hongroises, XI (1933), 1—2.

The Romanic Review, Vol. XXIV (1933), 2—4.

Romanische Forschungen, XLVI (1932), 2. Inhalt: *H. Gmelin*, Das Prinzip der Imitatio in den romanischen Literaturen der Re-

naissance (I. Teil); *J. P. Keins*, Der historische Wahrheitsgehalt in den Romanen Zolas. — XLVII (1933), 1. Inhalt: *Erwin Schneider*, Victor Hugos «Hernani» in der Kritik eines Jahrhunderts (1830—1930); *Adolf Kolsen*, Des Trobadors G. Faidit Lied Be for'oimai und sein comjat (BGr. 167, 11 u. 27); *Johannes-E. Hiller*, Lessing und Corneille.

Slavia, XI (1932), 3—4; XII (1933), 1—2. — S. 1—25: *V. Kiparski*, Über den tschechischen «Okzidentalismus».

Wilhelm Spengler, Das Drama Schillers. Seine Genesis. Diss. Leipzig, 1932.

Studia Neophilologica, V (1933), 3.

University of California Publications in Modern Philology, Vol. 15, 1: *Leavitt Olds Wright*, The -ra Verb Form in Spain. 160 p. 8:o; 2: *Gabriel Bonno*, Lettres inédites de Suard à Wilkes. 280 p. 8:o. — Vol. 16, 1: *Hermenegildo Corbató*: Los Misterios del Corpus de Valencia. 172 p. 8:o. Berkeley, California, 1932. — No. 2: *Jacqueline de La Harpe*, Le Journal des Savants et la renommée de Pope en France au XVIII^e siècle. 1933.

Karl Waentig, Die Self-Komposita der Puritanersprache. Diss. Leipzig, 1932.

Eva von der Wall, Alain-Fournier, sein Wesen und sein Werk. Diss. Hamburg, 1932.

Werken uitgegeven door het Historisch Genootschap. III Serie, No. 61: O. Oppermann, Fontes Egmundenses. Utrecht, Kemink en Zoon n. v., 1933. 307 S. 8:o. — LIII—LX. Utrecht, 1928—1932. — Bijdragen en Mededeelingen, L—LIII, 1929—1932. — Verslag, 1930, 1932.

Hans Vogel, Die Frau in Richard Dehmels Dichtung. Diss. Leipzig, 1931.

Volkstum und Kultur der Romanen, V (1932), 4; VI (1933), 1—2.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LVII (1933), 3—6.

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, hrsg. von *E. Zellmer* und *Hans Ferk*, XXXII (1933), 4. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Le nominatif pluriel en -ās dans le latin vulgaire.

«A lire les manuels de romanisme, on a parfois l'impression que le latin aurait été une sorte de langue cristallisée qui, avec la ruine de la civilisation antique, aurait pour ainsi dire repris vie et capacité de se transformer», A. Meillet, *Les langues romanes et les tendances des langues indo-européennes*, dans *Revue de linguistique romane* I (1925), pp. 1—8.

Encore aujourd'hui les romanistes ne sont pas généralement désabusés de la conception traditionnelle d'un latin «vulgaire» à existence plus ou moins indépendante, au cours des bas siècles.[1] On est habitué à penser qu'avec l'époque tumultueuse des migrations des peuples, surgit et prend essor un latin nouveau, foncièrement différent de celui qu'on connaît par la tradition «classique». Or, il a été démontré par des latinistes — c'est Wölfflin qui a le mérite d'avoir mis en train cette étude, surtout dans les numéros de son *Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik* (ALLG), à partir de 1884 — que le lat. «vulgaire», c'est l'ensemble de certaines tendances du latin que les monuments écrits ne laissent que transparaître, et qu'il faut rassembler sur tout le long de l'évolution de la langue. Dernièrement, M. A. Meillet[2] a précisé les caractères généraux du latin «vulgaire», c'est-à-dire les changements qui devaient aboutir aux langues romanes, — mais qui souvent ne s'en laissent pas moins reconnaître dès les plus anciens monuments du latin, du moins à l'état de germe. Ces changements, en effet, ont un aspect populaire, en ceci qu'ils consistent à simplifier les systèmes phonique,

[1] Voici qu'une *Chrestomathy of Vulgar Latin* publiée par Henri F. Muller et Pauline Taylor, New York 1932, déclare dans la Préface que les tendances non classiques que l'on peut observer dans les documents latins antérieurs à la seconde moitié du IVe siècle ne sont que «des incorrections sporadiques dans une énorme masse de matériaux corrects».

[2] Dans l'article cité et dans son *Esquisse d'une histoire de la langue latine*, 2e éd. revue et augmentée, Paris, 1931.

morphologique et syntactique, systèmes un peu trop délicats, tel l'opposition entre l'accent mélodique et le rhytme quantitatif, et d'autres. En même temps, M. Meillet nous montre d'une façon saisissante que cette évolution qu'a subie le latin est commune, pour le principal, à l'ensemble de l'indo-européen, ayant des parallèles frappants dans des langues congénères. — D'autres travaux récents, de caractère monographique ceux-ci, viennent s'y ajouter, dont l'intérêt spécial porte sur la continuité des éléments populaires dès les monuments les plus reculés jusqu'aux langues romanes. Depuis l'article connu de Fr. Marx, *Die Beziehungen des Altlateins zum Spätlatein* dans *Neue Jahrbücher* XXIII (1909), pp. 434—448, qui traite particulièrement des faits de vocabulaire, il faut tenir compte surtout de K. Meister, *Altes Vulgärlatein* dans *Indogerm. Forschungen* XXVI (1909), pp. 69—90, et de Fr. Altheim, *Die Anfänge des Vulgärlateins* 1 et 2, dans *Glotta* XX (1932), pp. 153—171.[1] M. Meister se propose d'établir que les inscriptions des cippes de Pisaurum (CIL I² 368—380; v. Ernout, *Recueil de textes latins archaïques*, Paris 1916, 65—74) qui datent du commencement du IIe siècle av. J.-C., renferment nombre de particularités phonétiques qui seraient à considérer comme des éléments constitutifs du latin «vulgaire», à l'époque même du latin archaïque. Traitant de ces particularités, il insiste longuement sur l'explication de la forme *matrona*, représentant un nominatif plur. en *-ūs*, avec chute de *-s* final, à l'égal du mot qui suit, *Pisaure(n)se(s)*; conjecture qui du reste n'a pas été acceptée par tous les latinistes; M. Ernout, *Recueil* p. 42,

[1] Chemin faisant, M. Meister (l. c. p 90) comme M. Altheim (l. c. p. 153) font mention des formes CEDRE (= *caedere*) et CEDITO (= *caedito*) figurant dans l'inscription connue du cippe trouvé à Spolète (CIL I² 366 XI 4766; Diehl, *Altlateinische Inschriften*² 214; Ernout, *Recueil de textes latins archaïques* 64). Or, mon maître M. (Tallgren-) Tuulio a bien voulu me communiquer la copie minutieuse qu'il avait faite lui-même de cette inscription à Pérouse (été 1931) sur un modèle en plâtre: là dessus, on lit, non CEDRE, mais CEDERE; il est vrai que ce second E restait incolore, les autres caractères ayant été colorés de rouge.

ramène *matrona* indifféremment à *matronas* ou à **matrona-i*. — Cette formation en *-ās* du nomin. pl. constitue également le sujet de la première partie du travail précité de M. Altheim; et c'est cette formation même qui nous occupera, en premier lieu, au cours des lignes suivantes.

Les exemples du nom. pl. en *-ās* dans le vieux lat. sont en réalité peu nombreux. En effet, à part le cas douteux de ce *matrona(s)* des cippes de Pisaurum, on ne connaît que deux passages de l'Atellane de Pomponius, cités par Nonius (éd. Lindsay, Leipzig 1903) 500, 30 *Quót laetitias insperatas módo mi irrepsere in sinum*; et 84, 1 *Égo quaero quod cómedim; has quaerunt quód cacent: contráriumst*, et un troisième cas, qui se trouve dans une *tabella devotionis* (Ernout, *Recueil* n° 140, v. 8): *quas cum illa luctent, deluctent.*

Ce sont là tous les nom. pl en *-ās* que donnent les documents de date archaïque. Cependant, M. Meister (86 ss.), toujours pour l'époque archaïque, prétend en fournir d'autres encore, par voie de reconstruction. Dans Nonius (éd. Lindsay) 206, 20 et 21, on lit ce vers de Pomponius: *Bálnea, forús, macellus, fána, portus, pórticus.* Ici, M. Meister s'accorde avec l'édition de Ribbeck (*Scaenicae Rom. poesis fragmenta*[3]) et avec Ritter (*Philologus* XX, 1863, pp. 664 ss.) à lire, non *balnea*, mais *balneas*, que postule, dit-il, la métrique[1] et l'usage linguistique de l'époque. En effet, le plur. neutre *balnea* est inconnu de Plaute et de Cicéron même, n'apparaissant qu'à partir d'Horace (v. *Thes. L. L.* s. v.); cf. encore Varron, *De l. l.* VII 48 et IX 68. Mais voici qui est plus important encore. M. Meister renvoie à Ritschl, *Neue Plautinische Exkurse* (Leipzig 1869), qui soutient que les nom. plur. en *-ae* avec hiatus dans Plaute auraient été substitués à des formes en *-as* du texte originaire de Plaute. Ces hiatus, au nombre de onze, sont signalés aussi

[1] En effet, la question est de savoir s'il faut éditer notre texte comme un sénaire précédé d'une fin de vers *balnea*, où l'*-a* bref ne choquerait point (opinion de Lindsay), ou bien comme un septénaire commençant par *balnea*, où la finale longue serait de rigueur (opinion de Meister et de Ribbeck).

par Leo, *Plautinische Forschungen*[2] (Berlin 1912), p. 338 sqq., qui les qualifie d'inexcusables — les dat. sg. *-ae*, par contre, formant synalèphe, et les gén. sg. *-ae* représentant un *-ai* originaire.[1]

Dès l'époque impériale, le nom. pl. en *-ās* est bien mieux attesté. Les inscriptions en fournissent nombre d'exemples, qui font l'objet d'une étude spéciale de M. Albert Hehl, intitulée *Die Formen der lateinischen ersten Deklination in den Inschriften* (thèse de Tübingen 1912), pp. 37 ss. M. Hehl passe en revue aussi les cas de nominatifs en *-ās* dans le bas lat., avec renvoi à H. Scheifler, *Quaestiones Commodianeae* (thèse, Breslau 1908), pp. 42 ss. Les quelque quarante exemples épigraphiques que donne M. Hehl s'échelonnent, dans le gros, sur les cinq premiers siècles de notre ère. Un seul, qui ne se laisse pas dater avec certitude, pourrait remonter à l'époque républicaine; c'est le n° 9420 de CIL VI— CIL I 1342 (de Rome), où se lit deux fois le nom. LIBERTAS. Seuls, deux ou trois exemples du type OLLAS (= *aullas* = *aullae*, à suppléer *positae*, dans les épitaphes urbaines) sont du premier siècle après J.-C. La répartition locale de ces nom. pl. en *-ās* est celle-ci: Rome 22 (dont 11 *ollas*), Dalmatie et Pannonie 8, Afrique 5, Espagne 3, Calabre et Apulie 3; Gaule Cisalpine, Ostie, Préneste et Sardaigne, 1. En Gaule[2] et en Mésie, ce nominatif aurait donc fait défaut, — si l'on peut en juger *ex silentio*. Ces exemples sont presque tous tirés des épitaphes et représentent, en principal, les deux types BENE QVIESCANT RELIQVIAS (CIL V 5078, d'Anaunum) et FILIAS MATRI PIISSIME POSVERVNT (CIL II 38 Salacie en Lusitanie). Une longue inscription en vers, relative à la forti-

[1] M. Leo écarte, cependant, la conjecture d'un nom. pl. *-ās*, parce que «den lateinischen Nominativ plur. in *-as* können wir nicht mehr nachweisen, er ist vor der Zeit unserer Denkmäler der neueren Bildung in *-i* gewichen» (!) (l. c. p. 347). — Cette hypothèse de substitution a été vivement contestée par F. Sommer, *Kritische Erläuterungen zur lat. Laut- u. Formenlehre* (Heidelberg 1914), pp. 101 s.

[2] J. Pirson, *La langue des inscriptions latines de la Gaule* (Bruxelles 1901), pp. 188 s., donne quatre exemples de l'acc. sg. au lieu du nom., dans des épigraphes de Gaule.

fication de la ville de Calama en Numidie 539 ap. J.-C. (CIL VIII 5352 = Buecheler *Carmina Lat. epigr.* I 297), commence ainsi: VNA ET BIS SENAS TVRRES CRESCEBANT IN ORDINE TOTAS. Les prétoriens dalmates à Rome ont élevé un autel à Jupiter avec cette dédicace (CIL VI 32 588): IOVI OPTIMO MAXIMO CAPITOLINO CIVES DALMATAS POSVERVNT.

Par conséquent, en dehors des trois ou quatre cas du latin archaïque, ces latinistes traitant du nom. pl. en *-ās* n'en connaissent pas d'exemples de l'époque républicaine, à proprement parler. Or, le dépouillement des riches matériaux de Pompéi — qui, bien qu'étudiés dans de nombreuses monographies traitant surtout de la phonétique, par Schuchardt, par Seelmann, en particulier par Diehl, et par Wick[1], sont encore loin d'avoir été utilisés de façon définitive — ne manquera pas de combler cette lacune dans une certaine mesure, fournissant quelques exemples du milieu du I^er^ siècle, environ. Dans *Notizie degli scavi di antichità* (Rome), 1912, p. 112, figure en belle reproduction photographique le programme électoral suivant, tracé avec soin et netteté: C · LOLLIV[M] | FVSCVM IIVIR · [V A S P P] | ASELLINAS ROGANT | NEC SINE ZMYRINA[2]. M. Della Corte, traitant de cette même inscription *Notizie d. sc.* 1911, p. 431, déclare que l'*s* final de ASELLINAS lui semble dû à une erreur pure et simple du *scriptor*. Diehl, *Pompeian. Wandinschriften*[2] (Berlin 1930) n° 897 s'en tient là. Je suis persuadé que *Asellinas* est un nom. plur. en *-ās*. D'abord, la foi de la photographie ne semble admettre aucun doute que c'est un *s* qui termine ce nom. Puis, un pluriel est demandé par le verbe *rogant*; on ne saurait justifier la forme du pluriel en ramenant *nec sine Zmyrina* à la place du sujet, à côté de *Asellina(s)*, puisque le verbe les sépare (à l'en-

[1] F. C. Wick, *La fonetica delle iscrizioni parietarie Pompeiane, specialmente in quanto risenta dell'Osco e accenni all'evoluzione romanza*; Naples 1905.

[2] = *C. Lollium Fuscum II vir(um) v(iis) a(edibus) s(acris) p(ublicis) p(rocurandis) Asellina[e] rogant nec sine [S]myrna.*

contre, par. ex., d'un SIICVNDVS | CVM PRIMIGIINIA | CONVIINIVNT, CIL IV 5358). Enfin, qui sont ces *Asellinae*? Rapportons-nous-en à M. Della Corte lui-même. Dans son vif et intéressant exposé des nouvelles fouilles de Pompéi (*Pompei. I nuovi scavi et l'anfiteatro*, Pompéi 1930), pp. 21—22, il décrit le cabaret dont le mur porte notre inscription, et auquel il applique la dénomination de *Thermopolium Asellinarum*. C'étaient, dit-il, des *puellae* de diverses nations, dont des noms exotiques (*Αἴγλη*, *Maria*, *Smyrna*) se lisent sur les murs, et qui étaient sous le commandement de la cabaretière *Asellina*, nommée dans un autre programme électoral qu'on peut lire dans ce même *thermopolium* (*Notizie d. sc.* 1912, p. 113).

Ce n'est pas là le seul exemple du nom. pl. en *-ās* de Pompéi. Dans CIL IV 5272 (Diehl 830; graff.), TV MORTVS IIS | TV NVGAS IIS, Mau donne la note suivante: «*nugas* pro *nugae* (i. e., nihili)». On pourrait songer à expliquer *nugas* = *nugax*; seulement, cette conjecture ne serait pas admise par le sens de la 1ère ligne *tu mortu(u)s es*. Cf. encore Cic. *ad Atticum* VI 3, 5 *amicos habet meras nugas*. — CIL IV 3494 (= Diehl 639), donne les répliques des personnages qui figurent dans une vive scène de *caupona*. Voici les paroles des deux joueurs — quelque peu obscures quant au sens —: .... NON | TRIA · DVAS | EST. Dans *Thes. L. L.*, s. v. *duas*, M. Vollmer dit là-dessus: «... puto non esse substantivum (nec *dyas*), sed accusativum vulgariter loquentis». — CIL IV 1517 (= Diehl 624), inscription gravée qualifiée de *lectu difficillima*: ... SODALES HIC · AD · EXEMPLAR | FELANT STABIANAS · PVELLAS. Le sens ne semble pas permettre de prendre *stabianas puellas* pour un accusatif; il est probable que c'est un nom. pl. en *-ās*. — Enfin, le n° 815 du CIL IV LUMPAS ROMANESES, c'est-à-dire *Lymp(h)as Romanenses* (*lumpa* se retrouvant chez Pacuve et dans les gloses; *Dict. étymol.* d'Ernout et Meillet, *s. v.*), pourrait aussi tenir la place d'un nominatif. — Ces quatre exemples tirés des inscriptions de Pompéi n'ont pas été signalés jusqu'à présent, si je ne me trompe.

Si ce nom. pl. en *-ās* fait défaut dans les auteurs classiques, il ne manque pas, par contre, chez les tardifs. Au dire de Scheifler et de Hehl, Commodien en a sept (par ex., II 26, 9: *vos estis Christi lucernas*: cfr. *tu nugas es* de Pompéi! — et II 31, 1 *divitias adsunt*; *Carmen Apolog.* 699 *sunt tibi propositas duas vias*, etc.). M. Hehl place Commodien au milieu du V^e^ siècle, sur des critères vieillis; Scheifler, l. c. p. 36, le tient pour postérieur à Saint-Augustin, à ne pas en douter; *Th. L. L.* et la *Real-Encyclopädie* de Pauly-Wissowa s'accordent à le placer au III^e^ siècle, ou dans la 1^ère^ moitié du IV^e^, au plus tard. On n'en trouve qu'un chez Grégoire de Tours (p. 200, 26 *lampadas refulgebant*), chez Jordanès [«V Mitte» (?) Hehl; les *Romana* de Jordanès datent de 551 ap. J.-C., v. Th. L. L. p. 57], chez Benoît de Nursie (17, 10 *oratio, hymni . . . terni psalmi, lectione et verso et misas*; cf. Wölfflin, ALLG IX, pp. 493 ss. Mais Antonin de Plaisance (VI^e^ siècle) en a déjà une quinzaine, et Frédégaire (VII^e^ siècle), neuf.

Dans les diplômes mérovingiens, enfin, les nom. pl. *-ae*, *-e* sont presque entièrement supplantés par les nom. pl. *-as* (D'Arbois de Jubainville, *La déclinaison latine en Gaule*, Paris 1872, pp. 20 ss.).[1]

Comment s'expliquent ces nominatifs plur. en *-ās*? La question a semblé se réduire à une alternative qui pourrait être formulée ainsi: cette terminaison remonte-t-elle à l'indo-européen, ou est-elle empruntée aux dialectes osco-ombriens? — On sait que les dialectes italiques ont gardé le gén. sg. et le nom. pl. de la 1^ère^ déclinaison de l'indo-européen, tandis que seul le latin les a remplacés par la désinence adventice *-ās*.

M. Ernout, *Recueil*, p. 42, considère le douteux *matrona(s)* comme une forme dialectale «qu'on retrouve en osque et en ombrien, osq. *aasas* 'arae', ombr. *urtas* 'ortae'»; de même, le pomponien *laetitias insperatas* serait «imité d'un dialecte osco-campanien» (l. c. p. 262, note). Pour M. Meister, qui plaide la cause du *Vulgärlatein*, il importe de reconnaître que Pom-

[1] Je regrette de n'avoir pu utiliser cet ouvrage.

ponius n'est pas Osque, et que dans les fragments d'Atellanes, en dépit de l'origine osque du genre, on ne trouve pas de traces d'une influence osque; par contre, à ses yeux, ces fragments présentent «vieles vulgär». Mais alors, pour être juste, il ne faut pas perdre de vue que Plaute, lui — qui entre en ligne de compte si on accepte la conjecture des nominatifs *-ās* changés après coup en *-ae* — était bien un Ombrien. On a même signalé des ombricismes chez Plaute; dans son Amphitryon, 383, se trouve un calembour sur *Sōsiam-sŏcium*: or, on sait, d'un côté, que *c* devant voyelle prépalatale était assibilé en ombrien, et, de l'autre, que les *Sosii* (Hor. *ep.* 120, 2; *ars poet.* 345) étaient étrangers (J. Postgate, dans *Indogerm. Forschungen* XXVI, p. 116 s.). Et puis (l. c. p. 89) M. Meister se demande quand même: «setzt sie (die Formenkategorie *-ās*) die urindogermanische Bildung fort . . ., oder ist sie aus dem Oskisch-Umbrischen ins Vulgärlatein gekommen?» Il conclut (p. 90) que «die Übereinstimmungen mit dem Umbrischen sind ihnen (c.-à-d. aux inscriptions de Pisaurum) nicht eigentümlich, sondern charakterisieren das römische Vulgärlatein, das dem Oskisch-Umbrischen näher steht als die Schriftsprache». Cette phrase abstruse n'est qu'une évocation du vieux problème qui est des plus discutés, de savoir quels sont, à proprement parler, les rapports entre le lat. «vulgaire» et l'osco-ombrien. Les phénomènes concordants des deux parlers proviennent-ils de l'un ou de l'autre, et si oui, de quel côté est l'emprunt? C'est un ensemble de problèmes dont plusieurs savants ont tenté la solution; à côté de la *Chronologie* de Mohl et des *Éléments dialectaux* d'Ernout, il convient de tenir compte de l'ouvrage cité de F. C. Wick, qui prétend révéler une influence osque considérable dans la phonétique des *graffiti* de Pompéi. Nous n'allons pas aborder ici cette matière.

M. Altheim, lui, a une manière de voir toute différente, pour expliquer les nom. *-ās* (l. c. pp. 154 ss.). Il s'agirait d'après lui, non d'une forme de nominatif — dérivée directement de l'indo-européen, ou provenant de l'osco-ombrien,

n'importe —, mais d'un accusatif qui aurait été employé à la place du nominatif. Cette explication avait été esquissée déjà par M. Marx, ouvr. cité p. 439; M. Altheim se propose de la consolider. En effet, pour étayer cette hypothèse d'une confusion des deux cas, il rappelle la tendance constatable en latin populaire, à céder une place prépondérante à l'accusatif, à employer cette forme pour le cas sujet même, tendance propre à d'autres dialectes italiques aussi, et même au grec et à l'étrusque; tout ceci n'est pas sans importance. Plusieurs noms empruntés en lat. reflètent un accusatif de la langue originaire. C'est ainsi que lat. *sporta* (Plaute *sportula*) provient de l'acc. gr. σπυρίδα, par l'intermédiaire de l'étrusque (où la dentale sonore est représentée par l'explosive); et que lat. *p(h)alanga* (Varron, Vitruve, César; aujourd'hui it. esp. prov. cat. *palanca*, fr. *palanche*, roum. *părîngă*) représente l'acc. gr. φάλαγγα, plutôt que *φαλαγγη, forme non attestée (v. Georges, *Lat.-deutsches Schulwörterbuch*, et Passow, *Griech. Handwörterb.*, s. v.). Le nom latin des Numidiens (gr. νομάδες), *Numidae*, ne peut rendre le nom., mais bien l'acc. grec; il remonte au III^e^ siècle av. J.-C. Dans le lat. tardif, saint Augustin a *sphinga hebdomada decada salpinga pentecosten*, qui tous remontent à des accusatifs grecs. On pourrait multiplier ces exemples; ajoutons-y seulement le *striga* de Pétrone (forme populaire de *strix strigis* faite sur l'acc. στρίγγα de στρίγξ; it. *strega*, roum. *strigă*, v. fr. *estrie*, ptg. *estria*); et *elep(h)antus*, *-i*, forme collatérale de *elephas*, *-ntis*, qui apparaît à partir d'Ennius et les comiques, chez Varron, dans les inscriptions et chez les auteurs tardifs (le nom. sg. étant toutefois rare avant la latinité «d'argent»); cette forme fut évidemment construite sur l'acc. gr. — La tendance du lat. (et de certains dialectes voisins) à assigner à l'acc. le premier rang dans le système casuel s'observe non seulement dans ces noms de provenance étrangère, mais aussi dans les mots indigènes, du moins accidentellement: CIL VI 19989 DOLERE NOLI MATREM FACIVNDVM FVIT; CIL VIII 20536 FRATER EORum MAIOREM; CIL VIII 5352 (v. plus haut) 2. MIRABILEM OPERAM CITO

CONSTRVCTA VIDETVR; ou encore, *Peregr. Aeth.* XXV 3 *fit orationem*. C'est ce qui s'étend même au pluriel. C'est dans cette évolution générale — continue M. Altheim — qu'il faudrait faire rentrer nos nom. en *-ās*. Quant à la 2ème déclinaison, ces formes auraient un pendant dans le nom. FILIOS de CIL VIII 21792 (de 458 ap. J.-C.) et de CIL VIII 21540 (v. E. Diehl, *De m finali epigraphica*, Leipzig 1899, pp. 204 ss.); nous en reparlerons.

Cette théorie de la confusion — ou plutôt fusion — casuelle réapparaît, en quelque sorte, dans l'étude de M. Hehl (l. c. p. 38). Il met à part d'abord les exemples romains *ollas* . . . ou *reliquias* . . .,[1] qui seraient dus à une confusion des constructions active et passive, donc à une sorte de contamination syntactique. Un cas quelque peu analogue se trouve dans *Peregr. Aeth.* XXVII, 1: *Nam sicut nos quadragesimae ante pascha attenduntur, ita hic octo septimanas attenduntur ante pascha; septimanas* est sans doute un accusatif de temps, dans la pensée de l'auteur, tout en faisant fonction de sujet grammatical, en réalité Un autre accusatif tout à fait pareil se lit ibid. XXVII, 10: *remanent dies quadraginta et unum* (Heraeus dans ALLG XV, p. 551; E. Löfstedt, *Philologischer Kommentar zur Peregr. Aeth.* [Uppsala 1911], p. 297). Quant aux autres nom. pl. en *-ās* qu'il étudie, M. Hehl admet qu'ils pourraient continuer le nom. pl. indo-européen, qui serait renforcé par le rôle que jouait l'accusatif comme synthèse des cas obliques (cf. Altheim!) et aussi par l'analogie du singulier de la 1ère déclinaison, où, après la chute de l'*m* finale, le nom. et l'acc. étaient identiques [ce dernier fait a été allégué, pour expliquer les nom. *-ās*, aussi par G. Paris, dans *Romania* XXIII (1894), p. 322, et A. Carnoy, *Le lat. d'Espagne d'après*

[1] à sous-entendre: *positae*, v. plus haut; ces épitaphes sont étudiées aussi par Konjetzny, *De idiotismis syntacticis in titulis latinis urbanis conspicuis*, dans ALLG XV (1908), pp. 297 ss., qui y voit aussi un «asyntacton pro nominativo»; en présence de *collegas* de CIL VI 8398 F • L • CASTINO ... COLLEGAS • KARissimo • POSVERVNT, tout ce qu'il sait faire c'est de l'attribuer à un «vitium quadratarii».

les inscriptions (Bruxelles 1906), p. 228]. Troisièmement, il y aurait quelquefois influence par analogie de la 3ème déclinaison: cf. CIL III 3551 HIC QVESCVNT DVAS MATRES DVAS FILIAS; CIL III 13374 FILIAS ET EREDES; CIL VIII 5352 SENAS TVRRES ... TOTAS (cf. plus haut). La conclusion à laquelle aboutit M. Hehl est celle-ci: dans les nom. pl. en *-ās*, il vaut mieux voir, non une *Kasusverwechslung*, mais un *Zusammenfall* du nom. et de l'acc. En d'autres termes, il y aurait *fusion*, non pas *confusion* des deux cas. C'est un peu subtil, et l'on aurait aimé à voir motiver davantage ce raisonnement.

Nous avons vu qu'on a émis, à tout prendre, deux théories pour expliquer le nom. pl. en *-ās* en latin: d'après l'une, on aurait affaire à un vieux nom. pl. de l'indo-européen, qui aurait passé au lat. directement (Meister) ou par l'intermédiaire des parlers osco-ombriens (Ernout); d'après l'autre, ce serait plutôt un accusatif occupant la place du nominatif (Marx et Altheim). Une théorie qui est à cheval sur les deux est celle qu'émet M. Hehl: il s'agirait à la fois d'une survivance indo-européenne et d'un résultat de l'atteinte subie par le système casuel du latin populaire. Cette théorie mixte est partagée par Stolz-Schmalz, *Lat. Gramm.*[5] (1928), p. 276, qui distingue: dans le vieux lat., *Erbform*; à l'époque impériale, fusion casuelle.

Pour tenter un jugement personnel de ces théories, il me semble à propos d'examiner quel fut le sort du gén. sg. en *-ās* de la 1ère décl. Plus haut, nous avons tracé l'histoire du nom. pl. en *-ās*. Il en est bien autrement du génitif dont je parle. En effet, en dehors de l'expression juridique *pater familias* — le seul gén. en *-ās* qui ait subsisté — on n'en connaît que quelques rares exemples chez les plus anciens, chez Livius Andronicus, Nævius, et Ennius (Stolz-Schmalz[5], pp. 269 s.). Dans les documents de caractère populaire, ce génitif est fort mal attesté. Les quelques exemples épigraphiques cités par Hehl (l. c. p. 7) se laissent expliquer par l'influence du grec (pareillement au gén. en *-ēs*, bien plus cou-

rant dans les inscriptions; cf. Sommer, *Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre*[3], pp. 325 et 327). Cette formation du génitif paraît donc tout à fait archaïque et livresque; par contre, le nom. qui nous occupe se rencontre, nous l'avons vu, précisément dans des textes et des inscriptions de caractère populaire, avant la basse époque: Atellanes, tablettes d'exécration; Plaute? Les épitaphes mêmes qui ont été mentionnées plus haut ont une empreinte vulgaire marquée, ne manifestant, en général, aucune préoccupation livresque [y noter plutôt les traits vulgaires que voici: *olla* = *aulla*; la forme *quescunt* de CIL III 3551 (cf. plus haut); CIL III 13374 (v. plus haut) *Perento* = *Perintho*; *ossua eiius in unc locu sunt*! et d'autres encore]; de même les *graffiti* pompéïens que j'ai signalés plus haut. Il résulte de cette comparaison du gén. sg. et du nom. pl. en *-ōs* que celui-là doit représenter une forme indo-européenne, usitée par affectation archaïque, tandis que le nominatif ne me semble montrer aucun lien qui le rattache directement à l'indo-européen commun. De même, il me paraît superflu d'opérer avec une influence osco-ombrienne pour expliquer ce nominatif, car on se demande pourquoi cette influence ne se serait pas fait valoir aussi dans la 2ème décl., où l'osco-ombrien avait également gardé la vieille terminaison pareille à l'acc. pl.? Or, comme je l'ai déjà dit, on connaît extrêmement peu de nom. pl. *-ōs*, en latin; à part les deux *filios* des épigraphes citées, seuls les auteurs médiévaux en offrent quelques-uns çà et là (Antonius Placentinus 171, 15 *pendentes murenas, anuli, ... balteos, coronas*; Scheifler, l. c. p. 43). Non, c'est là un accusatif substitué au nominatif — ou, si l'on préfère, un nom. refait sur l'acc. On a vu plus haut les exposés de MM. Altheim et Hehl à l'appui de cette hypothèse. Il convient de préciser ce point. L'accusatif, dit M. Altheim, serait parvenu à occuper une place prépondérante dans la flexion du lat. populaire; c'est ce qui serait prouvé par des noms empruntés comme *sporta, p(h)alanga*, etc. Or pourquoi justement l'acc.? — D'abord, il vaudrait mieux dire, non accusatif, mais «cas régime»: en latin comme en grec, les cas obliques

se distinguaient en bloc du cas sujet, ce dernier ayant souvent un thème à part, à savoir dans les imparisyllabes. L'*m* final, altéré et même caduc dès les débuts de la langue, finit par tomber plus ou moins complètement dans le langage parlé dès avant la période de la décadence, témoin les fréquentes omissions dans les inscriptions, notamment dans les *graffiti* de Pompéi:[1] Après l'amuïssement de cet *m*, l'acc. se trouvait fusionné avec l'abl. et le dat. au singulier (*-i* et *-e* finaux étant souvent confondus), excepté les neutres de la 3ème décl., dans lesquels même il arrivait quelquefois qu'on refaisait un nouveau nominatif (=accusatif) sur les autres cas: cf. le nom. *lacte* de Caton et de Pétrone, *sale* de Charisius, voire *salis* chez Térence, Plaute et Columelle (Neue-Wagener, *Formenlehre der lat. Sprache*, I pp. 2386; ibid. p. 242); cf. le nom. *lectione* du passage de Saint-Benoît cité plus haut. Ce cas régime (du sing.) qui remplissait presque toutes les fonctions syntactiques était donc forcément beaucoup plus familier à la conscience linguistique que le nom. (quand celui-ci ne lui était pas identique): il est donc naturel que, accidentellement, cette forme soit parvenue à occuper la place du cas sujet même (cf. les exemples plus haut). Il conviendra de se rappeler que d'autres langues indo-européennes montrent une évolution analogue: les thèmes slaves en *-y*, par ex., ont perdu la forme du cas sujet à n'en laisser de trace que dans les premiers documents.[2] Cependant, cette absorption du cas sujet par le cas régime ne s'étendait pas bien facilement au pluriel. Ici, les divers cas obliques avaient mieux gardé leur indépendance, parce que les terminaisons en étaient peu susceptibles de

[1] Wick, l. c. p. 366, signale que, pendant que l'osque conserve *-m* de façon générale, les *graffiti* en langue osque de Pompéi offrent 25 cas d'omission de *-m* final.

[2] A ce propos, il y aurait lieu peut-être de se rappeler encore les accusatifs «par aposiopèse» tels que *Me miserum!* des comiques, type connu aussi de Cicéron, entre autres; voir Stolz-Schmalz[5], pp. 385 s., et Hofmann, *Lat. Umgangssprache* pp. 19 ss. et *passim*. Y comparer d'ailleurs l'angl. de tous les jours *Me too!*, et fr. *moi*, etc.

s'identifier avec celle de l'accusatif. Nous avons vu que les nom. pl. pareils à l'acc. étaient très peu nombreux dans la décl. à thème en *-o*. Comment alors s'expliquer cette substitution dans la 1ère décl., où elle est relativement fréquente? — La cause principale qui l'a déterminée est sans doute l'action du singulier sur le pluriel, après la chute de l'*m* final: d'après le sg. acc. *filia(m)* — nom. *filia*, on a fait au pl. acc. *filias* — nom. *filias*. La forme *filias* était d'autant plus indiquée qu'elle renfermait la voyelle caractéristique *a* de cette déclinaison (v. G. Paris, art. cité, p. 322). Ainsi, tandis que la 2ème décl. a gardé la distinction du nom. et de l'acc. au pluriel comme au singulier, la 1ère tendait à confondre ces deux cas — d'abord au singulier et ensuite, par analogie, même au pluriel: cf. les deux nominatifs LIBERTI LIBERTASQVE dans une inscription d'Illyrie (CIL III 2386). Il est curieux de noter que cet état de choses se reflète fidèlement dans les pluriels de l'ancien français: au masc., nom. *li mur*, acc. *les murs*, en regard de *les roses*, forme unique au féminin. Même pour la Péninsule Ibérique — unique partie de la Romania qui, dès les premiers textes, ne connaisse plus les nom. plur. en *-ae* et *-i*, — on n'a pu trouver un seul exemple de la confusion entre l'acc. et le nom. plur., au masculin (v. Carnoy, l. c. p. 228). Dans l'italien septentrional, comme en roumain, le nom. pl. en *-as*, s'il a existé, a eu une existence fort précaire, les lois phonétiques propres à ces idiomes le favorisant peu (*-as* y donnerait *-i* amenant une confusion avec les thèmes *-o*; v. Meyer-Lübke, *Grammaire des langues romanes* II, § 30—31). Dans le Sud de l'Italie, ce nom. subsiste encore aujourd'hui, du moins dans le parler napolitain. C'est ce qui, selon Meyer-Lübke (l. c. § 33), serait dû à une influence osque.

Ces faits établis, je me permets d'en tirer les conclusions suivantes:

Le nom. plur. en *-ās* du latin est une formation qualifiable de «vulgaire», étant donné, d'un côté, qu'il n'apparaît que dans les documents d'un caractère populaire, et de l'autre,

qu'il se poursuit jusqu'aux langues romanes. Attesté dès le lat. archaïque, ce nominatif contribue à prouver que les éléments «vulgaires» ou «romans» du latin, au lieu d'être nés seulement à la veille de la ruine du latin même, peuvent remonter jusqu'aux débuts de la langue. Puis, enfin, ce nominatif constitue un important facteur pour le changement radical qu'a subi la flexion latine et qui a abouti, pour la majeure partie de la Romania, à la disparition du nominatif latin, en faveur de l'accusatif: les noms à voyelle thématique *-a* étaient, par la suite des modifications phonétiques et des actions analogiques, particulièrement prédisposés à ce remaniement casuel, au singulier et même au pluriel, et arrivaient ainsi, par contre-coup, à encourager la tendance que manifestait le latin populaire à élever au premier rang le cas régime.

Veikko Väänänen.

D'un gruppo di voci provenzali designanti uccelli di rapina.

Recentemente, B. E. Vidos nella I serie dei suoi *Beiträge zur französischen Wortgeschichte*, apparsa nella *Zeitschrift für französische Sprache u. Literatur*, B. LVII, 1933, H. 1—2[1] riprendeva in esame le varie etimologie proposte per la voce francese *tartane* «petit bâtiment (de la Méditerranée) ponté, à un seul mât et à voile latine», concludendo col Sainéan[2] in favore d'una derivazione da prov. *tartano* «oiseau de proie (aigle, buse, milan)», così come ad esempio abbiamo *hirondelle* e *goëlette* nomi di tipi d'imbarcazione, e originariamente nomi di uccelli.[3]

[1] V. partic. le pgg. 12—14, per l'argomento che ci interessa.

[2] Sainéan, *Sources indigènes de l'é ymologie française*, I, pgg. 173—174. Per altre etimologie proposte, v. la critica che ne fa il Vidos, pgg. 12—13.

[3] Oltre Kemna, *Der Begriff «Schiff» im Französischen*, Marburg, 1901, pg. 60 e passim; e Vidos, *Beiträge . . .*, pg. 13; v. ora: Rohlfs in *Archiv f. das Studium der neueren Sprachen*, B. 163, H. 3/4, pg. 252.

Quanto a *tartano* 'uccello di rapina' non è la sola forma provenzale che ci rimanga. Non dispiaccia ch'io anzi riferisca qui il copioso elenco offerto dal Vidos:[1]

«Im altprov. haben wir *tartana* «Bussard, Mäusefalk» und *tartarassa* «milan, buse» (Raynouard, s. v. *tartarassa*). Für *buteo vulgaris* «la buse» finden wir in den neuprov. Dialekten: *tartaou* (Nice), *tartano* (Languedoc, cév., Pézenas), *tartarasso* (Gard), *tartarassa* (Hérault), *tardarasso* (Toulon, Bouches-du-Rhône), *tardaras* (Var), *tartana* (Hérault), *tartanass* (cév., Villefranche-de-R.) und für *milvus regalis* «le milan» ebenfalls *tartàna* (Hérault), *tartàno* (Languedoc), *tartarassa* (Pyrénées-Orientales), *tartarasso* (Gard), *tardarasso* (Toulon) (Rolland, *Faune*, II, 14, 21; IX, première partie, 29, 30). Azaïs (1877) s. v. *tartano* gibt folgende Bedeutungen: «Ce nom est commun à tous les oiseaux rapaces diurnes, plus petits que l'aigle royal et plus gros que l'épervier . . .»

La voce provenzale si trova attestata *ab antiquo*, e cioè fino dalla prima metà del secolo XIII, se leggiamo «bei Deude de Pradas, *Lo romans dels auzels cassadors*», Z. 1608—9: «per paor nos fassa calcar de tartana o de buzat» (Monaci, *Studi di filologia romanza*, V, 1889, 120) (vgl. Levy, *Swb.*, s. v. *tartana*)».[2] Ma l'etimo di queste voci, che evidentemente appartengono ad una sola famiglia, sarebbe — a detta del Vidos[3] — oscuro: «Was den Ursprung des altprov. *tartana* «Mäusefalk» betrifft, so wissen wir gar nichts darüber.» A parer mio esse si ricollegano direttamente ad una base basso-latina *dardu* (da cui fr. *dard*, prov. e cat. *dart*, it. sp. *dardo*, etc.)[4] rifatta sul franco *darod* 'giavellotto'

[1] *Op. cit.*, pg. 13.

[2] Vidos, *Op. cit.*, pg. 13, n. 31.

[3] *Op. cit.*, pg. 14.

[4] Il Du Cange, *Glossarium mediae et infimae latinitatis* (ed. del Favre, Niort, 1884), II, 9, ha *dardus*, e anche un femm. *darda* — almeno se è esatto il testo del *Memoriale Potestatum regiensium ad annum 1284* apud Murator. tom. 8, col. 1165: «*quod audiens iste insanus, statim cum cultro suo, sive cum Darda percussit Episcopum et perforavit corpus eius*». V'è pure menzionato un verbo *dardejare*; e v'è anche riferimento a «*Dardana pugna*; Ludi genus»[?].

(*REW.*[3] 2479; Wartburg, *FEW.*, III, 16 b. *daroβ*);[1] da cui con vario suffisso saran pure derivate le seguenti voci dialettali italiane registrate dal Meyer-Lübke, *REW.*[3] 2475 **Dardănus* «Bienenfresser» (— woher? si domanda il M.-L., per l'etimo): it. *dárdano* moden. *dérder*, *térder*, trent. *tárter*, parm. *tartarél*, lomb. *dárdan*, veron. *dardano*, berg. *dardú*, savon. *dardáo*, *dardanél* lomb.[2] Il Meyer-Lübke scarterebbe la possibilità del collegamento di cui or s'è detto, in quanto «morphologisch nicht verständlich»; il chè non si potrà certo più dire, sol che si ammetta la base latina *dardu* che non possiamo ignorare.

Ma, tornando alle voci provenzali, ciò che ci colpisce subito è il passaggio ***D—D*** > *t—t* piuttosto singolare in sè stesso, ma spiegabilissimo con la dissimilazione *D—D* > *t—d*, donde, a sua volta, per successiva assimilazione: *t—t*. Le forme *tardaras* (Var) e *tardarasso* (Toulon, Bouches-du-Rhône) ci attestano la fase intermedia, senza possibilità di dubbio.[3] Lo stesso fatto è avvenuto per le voci italiane:[4] ecco così, e già s'è

[1] Non è formazione molto antica, non anteriore certo ai sec. IX e X: manca assolutamente al *Mittellateinisches Glossar* dello Habel (Paderborn, 1931). Assai più recente áncora è la forma *dartus* 'Jaculum, telum' in carta probabilmente francese del 1335 (riferito dal Du Cange) rifatta sul volgare *dart*. Ma su fr. *dart*, v.: Godefroy, *Dict. de l'ancienne langue française*, IX, 274 c.; Gamillscheg, *Et. Wörterbuch der franz. Sprache*, 290 b.; Tobler-Lommatzsch, *Altfranzösisches Wörterbuch*, 15. Lief., Berlin, 1932, coll. 1196—1197 (cfr. a col. 1196 spec. per l'ampia bibl.).

[2] Tolgo quest'elenco da: E.-H. Giglioli, *Avifauna Italica*, Firenze, 1886. pgg. 185—186 e pgg. 192—193; dalla I serie di *Note etimologiche e lessicali* di Costantino Nigra, in *Arch. Gl. Italiano*, XIV, 1897, fasc. II, pg. 283; e dal *REW.*[3] 2475. — Aggiungo ancora menzione dei toponimi lombardi: *Grotta dei Dàrdani*, in Valsassina; e *Sasso dei Dardi* nella Grigna Settentrionale, che l'Olivieri (*Dizionario di Toponomastica Lombarda*, Milano, 1931, pg. 234) riconduce alla base di cui sopra.

[3] D'altronde l'esempio di *dart* ci attesta come pure sia avvenuto il fatto contrario.

[4] Queste naturalmente sono indipendenti dalle voci provenzali. Ricordo però a proposito di *dardo* come il Salvioni (*Dell'elemento germanico nella lingua italiana*, in *Rend. del R. Istituto Lombardo*, S. II,

visto, a Modena, *térder* accanto a un più antico *dérder*, e nel Trentino un più evoluto *tárter*. Solo che nel provenzale è assai più antico.[1]

Veniamo ora a parlare della seconda *r* che offre qualche difficoltà. Per le voci italiane, accanto a *Dárdu* + *-anu*, le forme modenesi *dérder* e *térder* trent. *tárter* parm. *tartarél* ci autorizzano a pensare ad un *dardu* + *-ulu*,[2] così come il berg. *dardú* postula, al contrario, un accrescitivo *dardu* + *-one*. Ma diversamente dovrà spiegarsi la seconda *r* di alcune forme provenzali: *tardarasso*, *tardaras*, *tartarassa*, *tartarasso*; e cioè come risultante dell'assimilazione *r—n* > *r—r*.[3] Io però mi domanderei se in coteste forme non si debba pure vedere l'influenza di *tartàri* 'tartaro' in riferimento al color nero del piumaggio del 'falco', del 'nibbio' e degli animali di rapina in genere. Ricorderò come sia esclusivamente provenzale l'espressione: *negre coumo Tartari, negre coumo un Tartàri* = «nero, cioè, come un (uomo)tartaro», «assolutamente

---

vol. XLIX, 1916, pg. 1036) lo abbia detto «un non dubbio gallicismo», contro il Bertoni, che nel suo vol. su *L'elemento germanico nella lingua italiana*, Genova, 1914, pg. 111 aveva parlato di una diretta origine germanica. Per conto mio penso che anche per l'it. *dardo* — sopratutto per esso, direi quasi —, si debba partire dalla base basso-latina *dardu*. Il Bezzola che nel suo *Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli (750—1300) — Saggio storico linguistico*. Heidelberg, 1925 (*Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher* del Meyer-Lübke, R. V, B. 6), pg. 185 di *dardo* s'è occupato, include questa voce nell'elenco di quelle, allo studio delle quali egli dice mancargli «i materiali necessari a un'indagine più approfondita» (pg. 184). E più oltre conclude (pg. 185): «... Non ho indagato neppure su *dardo* (pr. fr. *dard*; *REW.*[3] 2479 *DARO þ* franco.»

[1] Come sopra s'è visto a proposito di *tartana*, che risale al sec. XII°.

[2] Inutile dire che siamo in territorio in cui il rotacismo è ancor vivo e vitale; ma per l'estensione del fenomeno v.: P. E. Guarnerio, *Fonologia romanza*, Milano, 1918, pg. 431 e segg. § 329; e G. Bertoni, *Italia dialettale*, Milano, 1916, pgg. 88—91, § 47.

[3] Su casi analoghi nei dialetti provenzali moderni, v. Jules Ronjat, *Grammaire istorique des parlers provençaux modernes*, Montpellier, 1932, T. II, pg. 375.

nero».[1] L'accento delle voci prov. rientra poi nella norma comune del provenzale.

Quanto all'etimo proposto, dalla sua giustezza ci dà conferma pur la ragion geografica; difatti le voci qui prese in esame si estendono su un'area in cui *d a r d u* (< **d a r o d*) dovè certo essere popolare.

Ma si rende ora necessario un cenno sull'origine ideologica del nome. Sarà stato lo stesso impulso, o non un altro, a far chiamare con lo stesso nome il 'falco', ad esempio, e il c y p s e l u s a p u s? E quale, o quali? Come dunque potè avvenire il passaggio semantico da «d a r d o» 'giavellotto', a «d a r d o» 'uccello di rapina' e 'rondone'?

Scartata senz'altro l'ipotesi del Nigra, il quale spiegava l'it. *dardano* 'rondone', ripetendolo da un nome geografico,[2] occorrerà invece esaminare con attenzione quella del Pieri, il quale, a proposito di lucch. *falcino* 'rondone', così osservava:[3]

---

[1] Per la storia, e le varie interpretazioni di queste espressioni, v.: Clément-Simon, *Proverbes du Bas-Limousin*, in *Revue des langues romanes*, XVII–XVIII, 1880, pg. 89; e ora la utile dissertazione di Walter Widmer, *Volkstümliche Vergleiche im Französischen nach dem Typus «Rouge comme un coq»*, Basel, 1929 (Tesi di Basilea), pgg. 34–35. – Per nomi di uccelli di rapina, in riferimento al colore del piumaggio scuro, v. qualche cenno, da me dato ne *L'Italia Dialettale*, VI, 1931, pgg. 244–250; e dal Garbini, *Antroponimie e Omonimie nel campo della Zoologia popolare, I*, in *Atti e Mem. dell'Accademia di Agricoltura Sc. e Lettere di Verona*, S. IV, vol. XXI, 1920, pgg. 87–88.

[2] *Dardano* nome geografico (Nigra, *Note et. e less.*, in *Arch. Gl. It.*, XIV, pg. 283); ma ecco che il Pieri (*Appunti etimologici*, in *Studj romanzi*, I, 1903, pg. 40) si domanda «E quale sarebbe poi? Pensa egli ai *Dardani* dell'antico Illirico o alla *Dardania* sull'Ellesponto, o allo stretto dei *Dardanelli*?» – Ma dopo quanto sopra è stato detto, parmi inutile indugiare ancora sull'errata interpretazione del Nigra. Anche di altre voci, addotte dal N. a sostegno della sua ipotesi, si è poi data un'interpretazione del tutto diversa; così, ad es., di *griva* e *grive* 'tordo', per cui v. Hermann Urtel, *Vogesische Miszellen*, in *Archiv f. das Studium der neueren Sprachen*, CXXII, 1909, pgg. 369–379. – Occorre infine ben rilevare come il Nigra si ebbe ad occupare essenzialmente delle forme italiane.

[3] *Appunti etimologici*, loc. cit., pg. 40.

«Avrà il suo nome dalla coda 'falcata' o ad arco rientrante (*falcino* vale insieme 'tiro breve e corto di ruzzola'). Nello stesso ordine ideale starà appunto il *balestruccio* (anche 'archetto per incannare la seta') da '*balestro*'. E pure l'equivalente *dardo* dell'Alta Italia (*dard, dárdan* =*en* =*er*, ecc. cfr. Giglioli *Avif. it.* 185—186 e 192—193), dovè essere così appellato, perché il dardo o freccia ha le sue penne disposte 'a coda di rondine'. Certo i nomi del cypselus apus, della hirundo rustica, e della rondine comune sono stati evidentemente suggeriti dalla forma della coda, così il lucch. *falcino* (idea originale «falce»),[1] il tosc. *balestrúčč̣o* (idea orig. «balestra»),[2] il trent. *séfla* ven. *sifílla* e *čefilla* (idea orig. «forbice»),[3] il nap. *taliafuǫ́rfeče*,[4] il rom. *forcinélla* (idea orig. «forchetta»; cfr. ancon. *rondine dalla forkétta*).[5] Ma a base dei nomi provenzali d'uccelli di rapina darivati da *dardu* sarà stata la stessa idea? Io, più che un riferimento alla forma delle ali[6] o della coda,[7] vedrei un riferimento al rapido volo,[8] alla potenza offensiva, e agli unghioni di questi uccelli.[9]

Pontremoli (Massa Carrara), Italia.

P. S. Pasquali.

---

[1] I. Nieri, *Vocabolario lucchese*, Lucca, 1901, s. v.; Pieri, *Appunti etimologici*, loc. cit., pg. 40.

[2] Jaberg u. Jud, *Sprach- u. Sachatlas Italiens u. der Südschweiz* (*AIS*), III, K. 499 «Rondine», punti 513 (Incisa in Val d'Arno) e 534 (Piteglio, presso Pistoia).

[3] Intorno a queste ed altre voci affini, v.: Th. Gartner, *Die Mundart von Erto*, in *Zeitschrift für romanische Philologie*, XVI, 1892, pgg. 343—344; Schneller, *Die romanischen Volksmundarten in Südtirol*, Gera, 1870, pg. 130; A. Mussafia, *Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten im XV. Jahrhundert*, nelle *Denkschr. d. Kaiserl. Akademie der Wissenschaften* di Vienna, 1873, p. 123; Meyer-Lübke, *R(omanisches) E(tymologisches) W(örterbuch)* n° 828, 1802, 2446; e, più di tutti, Angelico Prati, *Etimologie*, in *Archivio Glottologico Italiano*, XVII, 1913, fasc. III, pgg. 414—416.

[4] V. Giuseppe Bonelli, *I nomi degli uccelli nei dialetti lombardi*, in *Studj di Filologia Romanza*, IX, fasc. 2, pgg. 421—422.

[5] Bonelli, *I nomi degli uccelli . . .*, pg. 383.

[6] Io penso all'espressione: «*ali falcate*». Ma sarà qui questione di *falx* o *falco*? l'it. ha pure altre espressioni: «*reni falcate*»; «*cam-*

Le jeune Anatole France et Volney.

Dans une conférence sur «Anatole France sans la politique», faite à l'Université des Annales le 19 décembre 1924 et publiée dans *Conferencia* du Ier mai 1925, M. Louis Barthou présentait au public quelques pages peu connues ou inédites d'A. France, entre autres un *devoir couronné* que le futur écrivain composa à l'âge de quinze ans, quand il était élève de Stanislas. Le morceau est intitulé: *Méditations sur les ruines de Palmyre*, et l'on pourrait admirer le jeune France, comme le fait M. L. Barthou, et parler avec lui d'«enfant sublime» (Conferencia, num cit., p. 472), si notre écrivain en herbe n'avait tout simplement démarqué. Et loin d'être nourri de

---

minare a grandi falcate» nelle quali però senza dubbio si tratta di *falx*. I vocabolari italiani hanno ancora, da *falx*: «falcato — Della luna, in figura di falce» (Petrocchi) e (*carro*) *falcato*; «*falcata* f Salto del cavallo in avanti dopo essersi sulle zampe di dietro inarcato con tutto il corpo» (Petrocchi).

[7] Vedansi gli esempi addotti qua sopra nel testo; a proposito dei nomi del cypselus apus e della hirundo rustica.

[8] Non s'hanno forse, in italiano ad esempio, le espressioni «*correre come una freccia*»; «*rapido come una freccia, come una saetta*»? Appunto l'idea della velocità, credo sia stata quella a determinare l'applicazione dei nomi di *hirondelle* e *tartane* a dei navigli leggeri e rapidi.

[9] In riferimento alle «unghie» dell'animale, V. Garcia de Diego, *Etimología idealista*, in *Revista de Filología Española*, XV, 1928, fasc. 3, pg. 236, pensa siano stati originati alcuni nomi spagnuoli d'uccelli di rapina, e il prov. *faouciheto* 'martinet' dato dall'Avril, *Dict. prov.*, s. v. Certo che *falx* nel senso di 'unghia' non fu ignota agli antichi; Plinio, *Nat. Hist.*, VIII, 15 ha *falcula*, ad es., in tal significato. Ma quanto ai significati e all'origine di *falx*, v.: Hugo Schuchardt, *Sichel und Säge; Sichel und Dolch*, in *Globus*, LXXX, sett. 1901; Max Niedermann, *Essai d'étymologie et de critique verbale latines*, VII (1918) vol. del *Rec. de travaux éd. par la Faculté des Lettres* dell'Università di Neuchâtel, pg. 24 e segg. e 49; Walde, *L(at). E(t). W(örterbuch)*; Muller Izn, *Altit. Wörterbuch*, s. v.; Meyer-Lübke, *REW.*[3] s. *falx*, s. *daca* (2456) e s. *daculum*, *-a* (2458, per *falcula*); B. A. Terracini, *Spigolature Liguri*, in *Archivio Glottologico Italiano* (Sez. Goidanich), XX, 1926, pgg. 127—129, e — per la bibl. — pg. 150, nota 15, pg. 151, n. 24.

Châteaubriand, comme le dit M. Barthou (*ibid.*), A. France a seulement bien assimilé quelques passages de C. F. Volney, dans les *Ruines ou méditations sur les révolutions des empires* (Paris, Baudoin frères, 1826).

On en jugera facilement par la confrontation des deux textes :

France.	*Volney.*
Le soleil couchant ne traçait plus qu'un bandeau de feu à l'horizon, et la lune s'était levée sur les ruines de Palmyre. Cet astre de la nature endormie ajoutait encore à la morne solitude de ces lieux où tout repose d'un sommeil éternel.	Le soleil venait de se coucher; un bandeau rougeâtre marquait encore sa trace à l'horizon lointain des monts de la Syrie: la pleine lune à l'orient s'élevait sur un fond bleuâtre, aux planes rives de l'Euphrate ... l'éclat mourant du jour tempérait l'horreur des ténèbres;... un vaste silence régnait sur le désert; seulement, à de longs intervalles, on entendait les lugubres cris de quelques oiseaux de nuit et de quelques chacals. (Chap. I: le Voyage.)
On entendait au milieu du silence les glapissements des chacals et les cris des oiseaux de nuit, ces voix lugubres du désert et des ruines.	Ici le texte de Volney (surtout dans l'introduction) a été interprété et fort bien résumé par A. France.
Un voyageur apparaissait seul au milieu de ces débris; le dégoût du monde l'avait entraîné loin de sa patrie, loin des hommes, et il était venu demander au désert les impressions dont son âme était altérée.	
Ce voyageur, échappé du monde des vivants pour contempler un monde évanoui, méditait sur le grand spectacle qui s'offrait à ses yeux.	... tout éleva mon cœur à de hautes pensées ... je m'abandonnai à une rêverie profonde. (Le Voyage.)
Les voilà donc, pensait-il, tous ces monuments qui faisaient autrefois l'orgueil de Palmyre. La main qui les a renversés ne semble en avoir respecté quelques débris que pour en faire les monuments irrécusables de la fragilité des œuvres humaines.	... Et maintenant voilà ce qui subsiste de cette ville puissante, un lugubre squelette! Voilà ce qui reste d'une vaste domination, un souvenir obscur et vain!... Ainsi donc périssent les ouvrages des hommes!...

Suit un passage, d'une belle envolée, entièrement dû à l'imagination d'A. France.

France.

Ici, pourtant, se pressait une foule nombreuse; ici, des hommes ont vécu; ils ont eu leurs jours de joie comme leurs jours de douleur. Où est-il maintenant le souvenir de leurs maux et de leur félicité? Où est-il le secret de leur existence?

Cet amas de ruines était un temple. Où sont-ils ceux qui y venaient brûler de l'encens?... Ils ont passé comme la fumée de leurs sacrifices. Dans ce palais dont il reste à peine quelques colonnes, un prince, un roi peut-être, entourait son existence de tout ce qui pouvait flatter ses passions et satisfaire ses vœux. La foule misérable portait alors des regards d'envie sur cette orgueilleuse demeure en maudissant les injustes caprices de la fortune qui jette en aveugle le bonheur et l'adversité.

Mais la mort a passé par là et le vent du désert a complété son œuvre; il a mêlé les cendres du tyran aux cendres de l'esclave.

A cette pensée, le voyageur s'arrêta, puis, se levant:

Salut, dit-il, opulente Palmyre, royale Babylone, superbe Persépolis; et vous Tyr et Sidon, reines du commerce, salut. Dépouil-

Volney.

Oui, ces lieux maintenant si déserts, jadis une multitude vivante animait leur enceinte... En ces murs où règne un morne silence, retentissait sans cesse le bruit des arts et les cris d'allégresse et de fêtes... Ah! comment s'est éclipsée tant de gloire!... Comment se sont anéantis tant de travaux!...

... ces marbres amoncelés formaient des palais réguliers; ces colonnes abattues ornaient la majesté des temples... Là, pour les devoirs respectables de son culte... affluait un peuple nombreux... Au concours bruyant qui se pressait sous ces portiques, a succédé une solitude de mort... Les palais des rois sont devenus le repaire des fauves; les troupeaux parquent aux seuils des temples, et les reptiles immondes habitent les sanctuaires des dieux...

(Chap. II: la Méditation.)

C'est vous [ruines] qui, lorsque la terre entière asservie se taisait devant les tyrans, proclamiez déjà les vérités qu'ils détestent, et qui, confondant la dépouille des rois avec celle du dernier esclave, attestiez le saint dogme de l'ÉGALITÉ. (Invocation.)

Où sont-ils ces remparts de Ninive, ces murs de Babylone, ces palais de Persépolis, ces temples de Balbek et de Jérusalem? Où sont ces flottes de Tyr, ces chantiers d'Arad, ces ateliers de Sidon,

France.

lées comme vous l'êtes de vos prêtres et de vos temples, de vos soldats et de vos remparts, de vos marchands et de vos trésors, que vous avez d'attrait pour moi!

Ruines de tant de nations puissantes, que je vous sens de vertus!

Vous consolez le malheureux par la vue de la plus terrible catastrophe; vous réprimez l'élan d'une joie immodérée par une image de deuil et de mort; vous apprenez au riche ce que valent les richesses, à l'esclave combien est court son esclavage, enfin, vous élevez l'homme vers un monde meilleur, en lui montrant que rien n'est stable, que rien n'est vraiment grand ici-bas.

Volney.

et cette multitude de matelots, de pilotes, de marchands, de soldats?

(Chap. II: la Méditation.)

... ruines solitaires ... mon cœur trouve à vous contempler le charme des sentiments profonds et des hautes pensées. Combien d'utiles leçons, de réflexions touchantes ou fortes n'offrez-vous pas à l'esprit qui sait vous consulter! ... que vous possédez de vertus ... Vous punissez l'oppresseur puissant; vous ravissez l'or au concussionnaire avare, et vous vengez le faible qu'il a dépouillé; vous compensez les privations du pauvre, en flétrissant de soucis le faste du riche ... vous donnez à l'âme ce juste équilibre de force et de sensibilité qui constitue la sagesse, la science de la vie. En considérant qu'il faut tout vous restituer, l'homme réfléchi néglige de se charger de vaines grandeurs, d'inutiles richesses: il retient son cœur dans les bornes de l'équité ... et, de vos sommets, embrassant la scène des peuples et des temps, l'esprit ne se déploie qu'à de grandes affections, et ne conçoit que des idées solides de vertu et de gloire.

(Invocation.)

On remarquera qu'en avançant dans sa «composition» Anatole France s'est un peu affranchi de son modèle et a eu des trouvailles de style plus heureuses que n'en a eu Volney. On pourrait encore ajouter, à la décharge d'A. France, que Volney lui-même, dans le texte reproduit ici, n'a pas été sans se rappeler le passage célèbre de La Bruyère (*Caractères*, Des Biens de Fortune) qui commence par ces mots: «Ni les troubles, Zénobie ...»

Une page des premiers chapitres des *Ruines* figure très souvent dans les anthologies françaises du siècle dernier: le maître et l'élève à Stanislas y auront sans doute trouvé l'inspiration. Et le futur auteur de *Thaïs* et du *Jongleur de Notre-Dame* aura pu ensuite la compléter dans l'ouvrage du vieux Volney, découvert dans la librairie paternelle, et en tirer parti, comme nous croyons l'avoir montré. Mais comment le démarquage ne fut-il pas reconnu?

L. J. Vaganay.

Das Verhältnis der Menschen zum Besitz in Galsworthys «Forsyte Saga».

Die Aufgabe, die Hippolyte Taine der Literaturgeschichte zuweist, besteht darin, in dem literarischen Denkmal die geistige Struktur nicht nur des Individuums, sondern auch die eines ganzen Zeitabschnitts und einer ganzen Nation aufzuweisen, so dass ein literarisches Werk als ein vortreffliches Zeugnis für die Psychologie eines Volkes anzusehen sei. Diese These erweist sich für das Werk John Galsworthys in hohem Masse nutzbar. Greifen wir aus der Fülle seiner Produktion das Hauptwerk heraus, die beiden Trilogien der «Forsyte Saga» und der «Modern Comedy», so ziehen an uns zwei Epochen mit ihren Wesenheiten vorüber: das viktorianische Zeitalter und die Folgezeit. Der Dichter selbst gehört durch sein Leben beiden Zeitabschnitten an: geboren in den «golden sixties, when the world was simple», wächst er heran auf dem gesättigten Boden des ruhigen, in sich gefestigten viktorianischen Zeitalters und lebt hinüber in die umwertende georgische Zeit. Seiner Herkunft nach ist er in der upper middle-class mit ihren festgefügten Anschauungen verwurzelt, aber nicht in ihrem engen Kreis haften geblieben. Das Besinnen auf sich und seine Kaste führt zur Darlegung und Kritik ihres Seins. So hat John Galsworthy in der «Forsyte Saga»

die Blütezeit, den Niedergang und Verfall der viktorianischen Aera geschildert. Dieses Werk, das «Epos der upper middle-class», stellt auf dem Wege verstehenden Einfühlens seine eindringlichste Erfassung viktorianischer Wesenheit dar. Nicht der Form einer kritiklosen Spiegelung bedient sich Galsworthy, sondern einer ausserordentlich fein detaillierten Satire, die der ehrliche, mit Humor durchsetzte Realismus des Dichters jeder verletzenden Schärfe entkleidet und die seine vornehme Zurückhaltung zu einer Kunst gestaltet, die sich nicht aufdringlich autoritativ gebärdet, aber doch nachdrücklich genug ist. Dadurch, dass Galsworthy die einzelnen Mitglieder der Forsyte-Familie von den verschiedensten Seiten betrachtet, gelingt es ihm, dem Leser ein umfassendes Bild ihrer spezifischen Haltung zu geben. Hier muss mit allem Nachdruck hervorgehoben und für die Folge im Auge behalten werden, dass Galsworthy nicht die Entwicklungsgeschichte einer isoliert für sich stehenden Familie bringt, dass die Forsytes nicht nur Individuen, sondern den Typus einer «class» darstellen, auch als Vertreter der englischen Nation insgesamt stehen, ja in gewissem Grade zu Typen mit universeller Bedeutung werden, wie Galsworthy durch sein Medium young Jolyon zum Ausdruck bringt: «We are,[1] of course, all of us the slaves of property, and I admit that it's a question of degreee» (M. o. P. S. 239). Im Vordergrund der «Forsyte Saga» steht das Bemühen, den Forsyte als Vertreter des reichen Bürgertums, als Typus des Berufsadels mit seinem «class spirit» in der viktorianischen Epoche und sein Absterben in der Folgezeit darzustellen. So sagt der Dichter in der Vorrede zum «Man of Property», S. 10: «the upper middle-class ... in these pages ... rests, preserved in its own juice: The Sense of Property». Der Eigentumssinn, der Besitzinstinkt, das ist also nach Galsworthy das Charakteristikum par excellence der upper middle-class oder ihrer Vertreter, der Forsytes, ja überhaupt das all-

[1] Zitate nach der Tauchnitz Edition. — Im Text verwandte Abkürzungen: M. o. P. = Man of Property; I. S. = Indian Summer of a Forsyte; I. Ch. = In Chancery; T. L. = To Let.

einige principium movens ihres So-Seins. Mit psychologischem Interesse — die psychologische Betrachtungsweise erfuhr ja in dem neueren englischen Roman durch den Einfluss des Amerikaners Henry James eine Wiederbelebung — hat Galsworthy den Eigentumsbegriff weit ausholend studiert. Schon in «Villa Rubein» sucht er ihn zu analysieren und verfolgt ihn mit englischer Hartnäckigkeit auch in späteren Werken, entsprechend der steten Beschäftigung mit der sozialen Frage in seinen Dramen. Die «Forsyte Saga» ist die eindringlichste Studie des property-Problems, das der Angelpunkt des Werkes ist, wenn auch ein immer mehr zunehmendes Interesse des Dichters für das emotionale Problem Soames-Irene festgestellt werden kann.

Im folgenden wird innerhalb der «Forsyte Saga» das Verhältnis der Menschen zum Besitz untersucht. Der Charakterisierungsweise Galsworthys folgend, wird die Stellung der Forsytes zur property sowohl auf eine etwas mehr allgemeine Art behandelt, wie auch spezieller durch Beleuchtung einiger hervorstechender Gestalten.

I. — Allgemeine Charakteristik der Forsytes in ihrem Verhältnis zum Besitz.

Die Viktorianer vom Schlage der Forsytes, namentlich der älteren Generation, kennen in keiner Weise den Drang, zu dem vorzudringen, was «die Welt im Innersten zusammenhält». Das Streben nach den letzten Dingen des Seins ist ihnen wesensfremd, in diesem Sinne fehlt ihnen jeglicher spekulative Geist. Ihre Denkweise spiegelt sich in dem Worte von Anatole France wider: «L'esprit spéculatif rend l'homme impropre à l'action.» Das Charakterideal der Forsytes ist nicht Intelligenz, sondern — darin sind sie typische Vertreter der englischen Nation insgesamt — Wille. Ein Wille, der mit starker Zurückhaltung des Emotionalen auf das praktische Leben hinweist.

So kennen die Forsytes nur *ein* Problem, ein praktisches Problem: Besitz. Ihr property-Begriff umfasst als Eigentums-

objekte nicht nur die gewöhnlichen Konsumtions- und Produktionsgüter, wie persönliche Gebrauchsgegenstände, Geld, Wertpapiere, Häuser, Grundstücke, sondern es gelten für die Forsytes in notwendiger Ergänzung dazu auch ihr Ruf, die einzelnen Familienmitglieder, wie die Familie insgesamt, Gesundheit und Leben als Besitz. Seelisches existiert im allgemeinen für sie nicht als Besitz, sondern fast ausschliesslich äussere materielle Güter und das, was zu deren Erwerb und Sicherung dienlich ist. «For what shall it profit a man if he gain his own soul, but lose all his property?» (M. o. P. 63). Die Umkehrung dieses Bibelwortes enthält die Glaubensregel der Forsyte-Menschen.

Der Begriff «property» ist mit den Forsytes unlöslich verbunden. Besitz ist jedoch für sie mehr als ein äusseres Haben, mehr als ein Mittel zur Existenz, vielmehr ist Besitz für den Forsyte das seinen Willen lenkende Prinzip, eine Lebenshaltung, eine normative Form, die gewissermassen das Ordnungsprinzip der Welt für ihn darstellt. Den Sinn des Lebens erfasst der Forsyte im Besitz und im Streben danach: «A man's life was what he possessed and sought to possess. Only fools thought otherwise — fools, and socialists, and libertines!» (I. Ch. 318).

Bezeichnend ist, dass die Forsytes nicht selbst ihre Eigenart erkennen; ihr «élan vital», der Eigentumssinn ist nicht aktuell in ihrem Bewusstsein wirksam: «It is in the nature of a Forsyte to be ignorant that he is a Forsyte» (M o. P. 234). Instinktiv handeln sie nach dem ihnen innewohnenden Trieb, dem «sense of property», der ihnen den richtigen Blick für ihre Wunschobjekte verleiht, die Zähigkeit, daran festzuhalten, und die Einsicht, dass es unnatürlich sei, das zu vergeuden, wofür sie «so big a price» gezahlt haben.

Der Forsyte ist als solcher an seinem «sense of property» zu erkennen. In dem 10. Kapitel des zweiten Teiles des «Man of Property» wird die «diagnosis» eines Forsyte gestellt durch young Jolyon, der das Hauptmedium ist, in dessen Worten der Forsyteism reflektiert wird, der Interpret der

Forsyte-Seele, hinter dem sich der Dichter verbirgt.[1] Hier heisst es an einer Stelle: «Two qualities which are the real tests of a Forsyte — the power of never being able to give yourself up to anything soul and body, and the sense of property» (M. o. P. 240/241). Jedoch ist die Unfähigkeit der Forsytes, sich etwas mit Leib und Seele hinzugeben, letzten Endes auf den «sense of property» zurückzuführen: Erwerb und Sicherung des Besitzes verlangen kühle, geschäftsmässige Haltung, Zurückdämmen des Emotionalen. Deshalb stehen sie auch völlig verständnislos und argwöhnisch den leicht beschwingten Eindringlingen in ihre erdgebundene Habenswelt gegenüber, dem Architekten Bosinney, diesem mittellosen Träumer, der ebenso des «sense of property» entbehrt wie Irene, dieses Symbol der «disturbing Beauty», die Bresche in die «possessive world» legt. Den Tod des Outsiders Bosinney könnten die Forsytes direkt als ein gerechtes Eingreifen des Schicksals empfinden: «In their hearts they would even feel it an intervention of Providence, a retribution — had not Bosinney endangered their two most priceless possessions, the pocket and the hearth?» (M. o. P. 362).

Die Wurzel des Forsyteism, der «sense of property», zeitigt bei seinen Trägern den Erwerb von Besitz und seine Sicherstellung als den Leitstern ihres Lebens. In seinem Streben nach Besitz ist für den Forsyte die Berufswahl von ausserordentlicher Bedeutung. Die Berufe wertet er lediglich vom Standpunkt der finanziellen Einträglichkeit. Deshalb finden wir die echten Forsytes nur in solchen Berufen, die unmittelbar gewinnbringend sind, wie Teehändler, Rechtsanwälte,

[1] Ebenso wie young Jolyon zwischen Forsyte- und Bosinney-Welt steht, nimmt Galsworthy eine Zwischenstellung ein: durch seine Herkunft und Erziehung in Harrow und Oxford war er aufs engste mit der property- und security-Kultur verknüpft, aber andererseits setzt seine Kritik des Forsyteism schon früh ein, wenn er sich auch erst spät dem Fabianismus angeschlossen hat. In den Äusserungen young Jolyons können wir demnach am ehesten Galsworthys persönliche Ansicht erblicken trotz des Strebens des Dichters — man denkt an Flaubert — hinter seinem Werk zurückzutreten.

Güteragenten, Haus- und Grundstücksmakler, Verleger. In diesem Zusammenhang ist ihre Stellung zur Kunst charakteristisch. Sie erkennen nur die Kunst an, die einen «useful penny» einbringt. Dabei ist es ihnen ganz gleich, ob es sich um Schund handelt oder nicht, vielmehr wird in ihren Augen der Schund durch den Verkauf geadelt. Der Forsyte ist eben eine durchaus materialistische Natur, ein Zug, der als Erbe des angelsächsischen Bauern dem ganzen englischen Volke eignet, wie Dibelius in seinem Englandbuche ausführt. Um zu Besitz zu gelangen, geht der Forsyte besonnen und vorsichtig zu Werke, jedoch ist ihm jedes Mittel gerecht, wofern der äussere Anstand gewahrt bleibt. Bezeichnend ist der Hinweis auf die imperialistischen Bestrebungen der englischen Nation, die ihr Besitzinstinkt, ähnlich wie die Forsytes im einzelnen, zu immer weiteren Erwerbungen führt: «The historian of the English eighties and nineties will . . . depict the somewhat rapid progression from self-contented and contained provincialism to still more self-contented if less contained imperialism — in other words, the 'possessive' instinct of the nation on the move. And so, as if in conformity, was it with the Forsyte family» (I. Ch. 69). Deshalb wird der geschäftstüchtige Forsyte sein Geld stets so investieren, dass es gewinnbringend arbeitet; der Gedanke an eine Kapitalsanlage, die zwar sicher ist, aber nicht beträchtliche Zinsen einträgt, ist ihm schrecklich.

Damit kommen wir zu der anderen Hauptausstrahlung des «sense of property»: Sicherstellung, Festhalten des Besitzes. «Security» ist eine Kardinalfrage im Leben des Forsytes. Wenn irgend welche, auch nur die leisesten Schatten am politischen oder wirtschaftlichen Horizont auftauchen, peinigt die Forsytes grosse Angst um Verluste. Aktien z. B., die nicht ganz sicher sind, werden sofort verkauft. Der Verleger Timothy Forsyte erscheint direkt als eine Art von «incarnation of security haunting the background of the Forsyte universe» (M. o. P. 24). Im Hinblick auf die Sicherstellung der property befleissigen sich die Forsytes also grösster Umsicht und

Vorsicht; «they never did a wild thing», wie es an einer Stelle (I. Ch. 190) von ihnen heisst. Der eingefleischte Forsyte lebt deshalb nie unmässig, sondern sucht sich die property «Leben» möglichst lange zu sichern durch ständiges Achten auf seinen Gesundheitszustand. Der Tod, der ihnen das Leben raubt und sie damit von allem Besitztum trennt, ist für sie die schrecklichste Gefahr, gegen die sie instinktive Vorsichtsmassregeln ergreifen. Die Familie ist anlässlich des Todes der alten Aunt Ann aufs tiefste erschüttert bei dem Gedanken, dass ein Forsyte sein Eigentum aufgibt. Also gibt es keine absolute Sicherheit! Und wie um Schutz und Sicherung in dem Schoss der Familie zu suchen, kommen sie alle zusammen, um sich den ermutigenden Anblick zu geben der «tenacious unity, to illustrate gloriously that law of property underlying the growth of their tree, by which it had thriven and spread» (M. o. P. 127). Die Forsytes fühlen durchaus, dass durch festen Zusammenhalt der Familie ihre Kräfte gestärkt und somit Erwerb und Sicherstellung des Besitzes verbürgt werden. Der «homing instinct of all true Forsytes in anxiety and trouble» (I. Ch. 196) führt sie zusammen und stählt sie für die andächtige Pflege der property. Aus dem Forsyte-Familiengefühl ergibt sich mit Notwendigkeit, dass die Forsytes solche Testamente machen, die die Erhaltung des Besitzes nur für die Familie sichern. Dieser «sense of possessive continuity» spielt bei den Forsytes in Beziehungen zwischen Menschen hinein, die unabhängig von der property sein sollten. Das Natürliche und Sittliche ist, dass man sich ohne Rücksicht auf sein Eigentum Kinder wünscht, aber nicht, dass man nur Nachkommen verlangt, um nicht das Individualeigentum in fremde Hände kommen zu lassen. Die Forsytes jedoch sehnen sich nach Erben zur Sicherung des Besitzes, ihre Kinder sind die beste Kapitalsanlage. Niemanden zu haben, dem er seinen Besitz hinterlassen kann, dünkt den Forsyte die «negation of true Forsyteism» (I. Ch. 101). Der Forsyte möchte also wenigstens indirekt am Leben wie an allem anderen Besitz festhalten. So könnte ein Forsyte selten,

vielleicht niemals Selbstmord begehen, denn «that final renunciation of property is hard» (M. o. P. 356).

Das Prinzip des «hold on» hat für die Lebenshaltung der Forsytes weitgehende Folgerungen. Sie gehören zu den Trägern des für England so typischen Traditionalismus. Aus dem Gedanken heraus, dass eine Änderung der Verhältnisse sie ihres Besitzes berauben könnte, gelangen die Forsytes zur Abwehr des Fremden und Neuen, mit anderen Worten zur Selbstgefälligkeit und Wertschätzung des Eigenen. Ich möchte ihre Haltung geradezu einen sozialen Solipsismus nennen. Sie sind Individualisten, Egoisten. So ist es verständlich, dass der Forsyte weder negativ noch positiv exponiert sein will: er fürchtet ebenso den Skandal, wie er es vermeidet, nach öffentlicher Auszeichnung zu streben. Denn in ihrem Erwerbssinn achten die Forsytes als Geschäftsleute nicht nur auf «respectability» und auf die Makellosigkeit ihres Namens, vielmehr ist der Name sogar heiliger Besitz, der nicht durch Berührung mit der Öffentlichkeit profaniert werden darf. Die individualistische Einstellung der eingefleischten Forsytes tritt mit aller Schärfe in ihrem Verhältnis zu Gesetz und Staat zutage. Das Gesetz ist nur der «guardian of all property» (I. Ch. 333). Gesetz und Staat sind gewissermassen sekundäre Institutionen, die zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Bürgers da sind. Der Bürger fordert von ihnen, aber umgekehrt darf es nicht sein. So kennt der echte Forsyte keine Opferbereitschaft. Er verurteilt jedes Handeln, das ihm nicht Vorteil bringt. Wenn Timothy seinen Unmut darüber äussert, dass der Burenkrieg an das Land mehr Anforderungen als gewöhnlich stellt, wenn er beispielsweise die Kriegsfreiwilligenmeldungen verurteilt, so gibt er einem Empfinden Ausdruck, das nicht nur für einen grossen Teil der Engländer in der damaligen Zeit symptomatisch war, sondern auch im Weltkriege zum Vorschein kam. Selbst in Zeiten des höchsten Altruismus oder des Einstehens für einen übergeordneten Verband wird der Forsyte nicht aus seiner auf dem «sense of property» basierenden individualistischen Lebenshaltung gerissen. Seine Stellung zum Besitz er-

stickt jegliches Kollektivgefühl. Der Individualismus der Forsytes mit ihrer Hochschätzung des Eigenen, des Bestehenden führt sie zur feindlichen Abwehr jeden Umschwungs. Mit dem grössten Misstrauen betrachten sie die sich allmählich vollziehende Gesellschaftsumschichtung, das Heranwachsen der Demokratie, die an allem, was den Forsytes teuer ist, zu rütteln beginnen würde. Ihre Besorgnis in dieser Hinsicht kommt namentlich in «To Let» zum Ausdruck. Man ist empört über die Einkommensteuer und fürchtet die Einziehung des Vermögens, was die «negation of all virtue, the overturning of all Forsyte principles» (T. L. 42) wäre. Zwei Wirtschaftsauffassungen stehen sich gegenüber: die durch die kapitalistischen Forsytes vertretene radikale Privateigentumsordnung der viktorianischen upper middle-class fühlt sich bedroht von der des kommenden Sozialismus.[1]

Die neue Aera ist nicht mehr durchpulst von dem «sense of property», vielmehr zeigt sich, dass, wie Michael Mont, einer ihrer Vertreter, sagt, «the possessive principle has got its shutters up» (T. L. 272). Die neue Generation, die am schärfsten in Fleur Forsyte sichtbar wird, steht sprunghaft, unstet, kompliziert den fest in sich gegründeten Viktorianern gegenüber. Sie nagt an den Idolen der alten Zeit, an «property» und «security», und langsam, aber unabänderlich weicht das ruhige viktorianische Zeitalter dem Drängen des ungestümen georgischen. Die eigentliche Forsyte-Zeit ist vorüber mit dem Tode jenes «terrific symbol Timothy Forsyte — the one pure individualist left» (T. L. 316). Einsam steht das Haus in Robin Hill da, leer, wehmütig, und symbolisch kündet die Tafel «To Let» der «gilt-edged period» Untergang. «To Let» — the Forsyte age and way of life, when a man owned his soul, his investments, and his woman, without check or

[1] Angemerkt sei, dass die liberal-kapitalistische Wirtschaftsauffassung, die auf dem vom klassischen römischen Recht vertretenen radikalen Privateigentum beruht, bezeichnenderweise in England schon im 17. Jahrhundert, in Deutschland erst Ende des 18. Jahrhunderts wirksam wurde.

question. And now the State had, or would have, his investments, his woman had herself, and God knew who had his soul» (T. L. 327).

Es ist durchaus nicht ganz zum Vorteil des Landes, dass die Forsyte-Zeit dahinschwindet und damit die Kaste, die das viktorianische England darstellt mit seinen «principles of trade and individualism at five per cent, and your money back» (I. Ch. 190). Denn Menschen vom Forsyte-Typ bilden immerhin einen Kulturfaktor; ihre Eigenschaften, ihr «sense of property» bedingen, von ihnen selbst nicht empfunden, sogar für die Gebiete der Geisteskultur unverkennbare Vorteile, die uns Galsworthy durch den Künstler young Jolyon aufdeckt. Dieser hat die Einsicht, dass Kunst und Wissenschaft nur in dem Lande gedeihlich gepflegt werden können, dessen Wirtschaftsleben gesund ist. Die Forsytes schaffen erst den Grund und Boden, auf dem sich Kunst und Wissenschaft entwickeln können. Aber es ist nicht nur young Jolyons Ansicht, sondern wir können vermuten, auch die des Dichters, der hierbei wohl seines Vaters gedenkt. «Art, literature, religion, survive by virtue of the few cranks who really believe in such things, and the many Forsytes who make a commercial use of them» (M. o. P. 240).

II. — Charakteristik einzelner Forsytes in ihrer Stellung zum Besitz.

Nachdem das Verhältnis der Forsyte-Menschen zum Besitz in einem allgemeineren Rahmen betrachtet wurde, ist es instruktiv, einige Gestalten herauszugreifen, um an ihnen konkreter das property-Problem zu beleuchten. Denn Galsworthy hat es nicht nur verstanden, die Gesamtzüge der Forsytes darzulegen, sondern darüber hinaus jeder Figur persönliche Schattierungen zu verleihen. Überdies gestattet ihm auch in der «Forsyte Saga» das Kunstmittel der Kontrastierung, das in seinen Werken häufig Verwendung findet, die Forsytesche Wesenheit scharf hervorzuheben. Die Familie gliedert sich

im wesentlichen in zwei gegensätzliche Gruppen: auf der einen Seite der rein rechnerisch eingestellte, lediglich in der Habenswelt verwurzelte Zweig der eingefleischten Forsytes, repräsentiert vor allem durch James und seinen Sohn Soames, auf der anderen Seite die Linie, deren Forsyte-Natur durch mehr oder minder starke Hinwendung zum Emotionalen eine sympathische Abschwächung erfährt; Vertreter: old Jolyon und sein Sohn young Jolyon. Ins grellste Licht stellt Galsworthy den Forsyteism dadurch, dass er seine Vertreter mit den Aussenseitern kontrastiert, die nicht vom «class spirit» geleitet werden, sondern direkt die Negation des echten Forsyte-Charakters darstellen; diese Outsiders haben wir bereits kennen gelernt in der Person von Bosinney und Irene.

Dem Rahmen dieser Ausführungen entsprechend, wird im folgenden nur an old Jolyon und Soames mehr schlaglichtartig das Verhältnis der Forsytes zum Besitz dargestellt, gleichsam zur Illustration des mehr abstrakt gehaltenen vorhergehenden Abschnitts.

1. Old Jolyon.

Galsworthy nennt old Jolyon, das greise Haupt der älteren Generation der Familie, den Repräsentanten von «moderation, and order, and love of property» (M. o. P. 52). Zwar schlummert tief verborgen in old Jolyons Innerem etwas, das ihn von den anderen Forsytes unterscheidet und das nur des lösenden Zauberwortes bedarf, um zu schöner Entfaltung zu reifen. Aber immerhin ist er den grössten Teil seines Lebens im grossen und ganzen Forsyte. So hat er dem Familiengotte seinen Sohn geopfert, dessen Liebe stärker war als Forsyte-Geist. Und mit Forsyte-Hartnäckigkeit hält der Vater für viele Jahre die Trennung aufrecht, wenn ihm auch das Herz in seiner Einsamkeit blutet. Je älter er wird, desto drückender lastet auf ihm das Alleinsein. Er sehnt sich nach einer ihn verstehenden Seele, mit der er sich aussprechen kann über alles das, was ihn bewegt, und ihn, den Forsyte, interessieren

seine Vermögensangelegenheiten: «It had been impossible to seriously confide to June his conviction that property in the Soho quarter would go up in value . . ., or even to discuss how he could best avoid the payment of those death duties which would follow his decease» (M. o. P. 53). Der «sense of property» lebt eben auch in einem old Jolyon. So verstehen wir auch, dass old Jolyon seinem Sohn als Zeichen der Vergebung einen Scheck auf 500 Pfund schickt, und als er ihn zum ersten Mal aufsucht, ist er, der reiche Teehändler, bekümmert über die bescheidene Wohnung young Jolyons, denn für jeden Forsyte ist ein angemessenes Haus gewissermassen der Massstab persönlichen Wertes. Er hat den innigen Wunsch, seinen Sohn wieder wohlhabend zu machen, und die Liebe zu seinem Kinde lässt deutlich in ihm das Gefühl aufleben, dass «Geben» mehr Freude bereite als «Nehmen». Jedoch würde es der Forsyte-Natur in ihm zuwiderlaufen, seinen Besitz anderen als seinem eigenen Fleisch und Blut zu hinterlassen; es wäre ein Frevel gegen das «hold on». Nur eins vermag das feste Gemäuer seiner property-Welt zu durchbrechen: die Schönheit. Old Jolyons Verehrung der «Beauty» führt ihn dazu, Irene, die nicht durch Bande des Blutes an ihn geknüpft ist, eine Leibrente auszusetzen, eine Handlungsweise, die den anderen Familienmitgliedern unverständlich ist. Old Jolyon hat sich zu der dem echten Forsyte fremden «amour désintéressé» durchgerungen! Schon immer hat er etwas ausserhalb des Familienkreises gestanden als der Mann, der den andern geistig überlegen ist, der edel sein kann; verächtlich blickt er besonders auf die Art seines Bruders James und dessen Sohnes Soames herab. Gänzlich wesensfremd ist er den Forsytes durch seine Gemütsweichheit und seine philosophischen Anwandlungen, «the un-Forsytean philosophy which ever intruded on his soul» (I. S. 11). Frei von den Forsyte-Schlacken erscheint er uns an seinem Lebensabend, den das lyrische Intermezzo «Indian Summer of a Forsyte» beleuchtet. Es heisst da von ihm: er verehrte drei Dinge: «beauty, upright conduct, and the sense of property; and the

greatest of these now was beauty» (I. S. 12). Gerade die reiche Entfaltung seines Schönheitssinnes, durch die Begegnungen mit Irene bedingt, entfernt ihn immer mehr von den Forsyte-Prinzipien, denn zu ihnen gehört die Pflege der Gesundheit als kostbares Besitztum, während in old Jolyon etwas ist, «which transcended Forsyteism. For it is written that a Forsyte shall not love beauty more than reason; nor his own way more than his own health» (I. S. 51). Wie hat old Jolyon vorher in allen Dingen Mässigkeit beobachtet, um sich gesund und jung zu halten! Jetzt glüht in ihm der Durst nach Schönheit, die in Irene Gestalt gefunden hat. Der alte Jolyon geizt mit seinen letzten Stunden, nimmt sich nicht mehr die Zeit, um den Verfall seiner Kräfte aufzuhalten, nur um sich an der Schönheit erfreuen zu können. Umwogt von der Pracht des Sommers, schlummert er hinüber, glücklich im Erwarten der Schönheit.

2. Soames.

Soames, Mitinhaber der Advokatenfirma seines Vaters James, ist der Vertreter der upper middle-class der spätviktorianischen Zeit. Der Dichter hat ihn in den Mittelpunkt der «Forsyte-Saga» gestellt und an ihm die Auswirkungen des «sense of property» am umfassendsten aufgezeigt. «Man of property» und «safe man» sind Soames' Erkennungszeichen. Wie James den wandelnden «sense of property» in der ersten Generation darstellt, so Soames in der zweiten. Der Besitzinstinkt mit seiner vielfältigen Beeinflussung der gesamten Lebenshaltung hat in Soames seine höchste Steigerung erfahren und seinen Träger derart in seine Bande geschlagen, dass er ist «enslaved by his own possessive instinct» (I. Ch. 276). Wie kann der Besitz vermehrt werden? das ist die Kardinalfrage in Soames' Leben. Alle seine Kräfte stellen sich in den Dienst des property-Kultes. So läuft sein Schönheitssinn nur in einer Richtung, nämlich in der Wertung als «investment, cultivated by the owner for his advancement, in accordance

with the laws of competition» (M. o. P. 83). Auch Soames' Bewertung der Kunst — er ist ein eifriger Sammler von Gemälden — ist nur ein Echo des «sense of property». Er hat zwar wirklich den Blick und das Verständnis für echte Kunst, aber er schätzt und kauft Bilder nur, wenn sie nach seinem Ermessen «a big price some day» erzielen würden (M. o. P. 332). Seine Gemäldegalerie besucht Soames recht oft und empfindet aufrichtiges Vergnügen beim Anblick derjenigen Bilder, die im Marktwerte steigen. Seine Stellung zur Kunst lässt sich in folgende Worte zusammenfassen: «Art for art's sake and all that, of course, was cant. But æsthetics and good taste were necessary. The appreciation of enough persons of good taste was what gave a work of art its permanent market value, or in other words made it 'a work of art'» (T. L. 114).

Das Dogma «Glaube an die property, erwirb und vermehre sie mit allen Kräften» zeitigt bisweilen bei Soames Auswirkungen, die uns zum mindesten grotesk anmuten. Des öfteren geht er in die St. Paul's Kirche in London, nicht etwa aus einem seelischen Bedürfnis, sondern um sich an dieser stillen Stätte eine «sacred inspiration» für die günstige Abwicklung seiner Geschäfte zu verschaffen. Denn der Aufenthalt in der Kirche verleiht ihm ganz besonders die Fähigkeit, sich auf seine Angelegenheiten gedanklich zu konzentrieren. Geschäftsgeist überall! Der Sinn für Besitz pocht stets in ihm, selbst da, wo sonst das Ichbewusstsein von der Anteilnahme am Geschick anderer Menschen zurückgedrängt wird. Nur einmal fühlt Soames deutlich, dass der Besitz nicht das Ordnungsprinzip der Welt ist. Es ist am Morgen nach dem Tode seines Vaters. Die kühle Morgendämmerung umfängt Soames an der Themse, er ist allein, und seiner Seele offenbart sich die Natur: ihre Wesen, Vögel, Tiere, Bäume, waren nicht immer Eigentum der Menschen, einst herrschte die «unowned loneliness», aus der alles stammt und in die alles wieder zurückkehrt. Aber schon lange ist alles aufgeteilt, jedes hat seinen Besitzer gefunden, «and a good thing too!» empfindet der Forsyte. Soames fühlt das Unheimliche, ihm

Fremde der «unowned» Welt und flüchtet schnell wieder in die vom Besitzinstinkt registrierte Region. Hier herrschen die den Forsytes unentbehrlichen Richtlinien: Ordnung und Sicherheit, Übersichtlichkeit und Masshalten. Soames weiss, dass Masshalten ein Lebensnerv der property-Kultur ist. Immer hat er sich vorsichtiger Zurückhaltung befleissigt. Ekel und Trauer erfassen ihn, als er bei einem Gang nach Soho in eine Menge gerät, die sich ungezügelter Lustigkeit hingibt: «This, then, was the populace, the innumerable living negation of gentility and Forsyteism. This was — egad! — Democracy! ... Restraint, reserve! Those qualities to him more dear almost than life, those indispensable attributes of property and culture, where were they! It wasn't English!» (I. Ch. 289/290). Aber das Gefühl des Besitzes gibt ihm Zuversicht gegenüber diesen schreienden «radicals and socialists»: «After all we're the backbone of the country, They won't upset us easily. Possession's nine points of the law» (I. Ch. 290). Soames, der Gegner aller Unruhe, ist also das Prinzip der Stetigkeit; der späteren Generation erscheint er als Symbol der Sicherheit. Und den Namen eines «safe man» bewahrheitet er bis ins letzte; nichts lässt er sich entgehen, was ihm irgendwie Sicherstellung gewähren kann. Selbst für das Jenseits sucht er sich eine Art Sicherung zu verschaffen, wenn sein Glaube an ein Fortleben auch noch so brüchig ist. Es ist bei Timothys Begräbnis auf dem Highgate Cemetery; in der Kapelle findet die Leichenfeier statt. «Soames would have liked to stay outside in the sunshine. He didn't believe a word of it; on the other hand, it was a form of insurance which could not safely be neglected, in case there might be something in it after all» (T. L. 318).

Nach dem Hingange Timothys, des letzten der alten Forsytes, hat Soames das Empfinden, dass die «goldene» Zeit mit ihrem Streben nach Besitz endgültig dahin sei. Melancholisch gestimmt, steigen Bilder aus der Vergangenheit in ihm auf, und er kann sich bisweilen nicht des Gefühls erwehren, «as if the family bolt was shot, their possessive instinct dying

out. They seemed unable to make money — this fourth generation; they were going into art, literature, farming, or the army; or just living on what was left them — they had no push and no tenacity. They would die out if they didn't take care» (T. L. 325). Aber die neue Zeit verschmäht den Grundsatz des «take care». «Of all things in the world, don't you think caution's the most awful?» (T. L. 101), das sind Worte Fleurs, der Repräsentantin des neuen Zeitalters. Welch ein Abgrund zwischen der neuen Aera und Soames, dem typischten Vertreter der Forsyte-Klasse, den sein ganzes Wesen am Alten festhalten und in Gegensatz zu jedem Umschwung stehen lässt! Er ist der entschiedenste Anhänger der auf dem Privateigentum aufgebauten Wirtschaftsordnung. Jeder Verstaatlichung, allem Beamtentum steht er, wie viele Engländer, feindlich gegenüber. In Übereinstimmung mit allen echten Forsytes ist Soames reinster Individualist, den die Nöte anderer Leute nicht rühren. Auch der Staat soll möglichst nicht in sein Leben eingreifen, jedenfalls in keiner Weise «the natural advantages which he had acquired or inherited» beeinträchtigen (T. L. 162). Ganz besonders ist Soames beunruhigt über das nahende sozialistische Gespenst. Wenn er nicht die Möglichkeit haben sollte, sein Vermögen zu behalten, um es seiner Tochter Fleur zu hinterlassen, an der er mit innigster Liebe hängt, würde das Leben für ihn zwecklos sein. Mit solcher Zähigkeit kann Soames am Besitz festhalten, dass er sogar das schmerzlich vermisst, was er bereits gegen einen angemessenen Preis verkauft hat.

Zum Abschluss gehe ich darauf ein, zu welchen Auswirkungen der «sense of property» bei Soames im Umgang mit Menschen führen kann. Es handelt sich hier namentlich um die Kontrastierung mit Bosinney und Irene. Soames' Stellung zu seinem neuen Verwandten Bosinney ist von ausgesprochenen Gewinnrücksichten bestimmt. Der gewiegte Forsyte erkennt bald, dass der Architekt seinen Beruf nicht als alleiniges Mittel zum Erwerb von Besitz betrachtet, sondern dass es ihm in erster Linie auf Verwirklichung seiner künst-

lerischen Ideen ankommt. Soames ist gewillt, Bosinney vor seinen property-Wagen zu spannen: «The architect might do for his purpose» (M. o. P. 62—63). Dieser Zweck ist der Bau eines Hauses in Robin Hill, das ein weithin leuchtendes Wahrzeichen von Soames' Reichtum werden soll. Zu dem Hausbau — für jeden Forsyte eine überaus wichtige Angelegenheit — wird Soames nicht zum geringsten durch die Überlegung veranlasst, dass ein Haus «a first-class investment» sei. In dem Kapitel «Projection of the House» des «Man of Property» tritt Soames' Geisteshaltung durch die Gegenüberstellung mit Bosinney deutlich zutage. Diesem ist nur die schöne Lage des Grundstückes, auf dem das Haus gebaut werden soll, nur die Naturschönheit von Bedeutung. Soames hat dafür kein Verständnis, ihn bestimmt lediglich die Kostenfrage des Bauplatzes. Als er dann die Entdeckung macht, dass Bosinney die für den Hausbau bewilligte Summe überschritten hat, geht er in schroffster Weise gegen ihn vor. Nachsicht gegen Bosinney würde ein Umstossen aller seiner Prinzipien sein, und das wäre für Soames gleichbedeutend mit der Zertrümmerung des Bodens, auf dem seine Existenz ruht. Dazu kommt, dass Bosinneys Liebe zu Irene, Soames' Frau, erwidert wird. Soames beschliesst, den Eindringling in seine Habenswelt zu vernichten. Ein Prozess soll Bosinney unschädlich machen. Im dichten Londoner Nebel wird der Outsider überfahren. Das Besitzprinzip triumphiert!

So ist der äussere Brand, der Soames' property-Gebäude zu verzehren drohte, gestillt. Doch fast unwahrnehmbar hat im Innern das Feuer stets geschwelt, ohne gelöscht werden zu können. Einmal wird die Glut in lodernden Flammen ausbrechen und sich nicht mehr zurückdämmen lassen. Soames' Frau, Irene, ist dieser Feuerherd, den Soames vergeblich zu ersticken sucht. Durch ihre Ehe sind zwei verschiedene Welten zusammengekoppelt, Property und Beauty. Unversöhnlich prallen sie aufeinander, und die gefesselte Schönheit ruft nach Erlösung. Sie wird einst die Bande abstreifen und, von den hungrigen Augen der Property verfolgt, in ihr Reich

sieghaft strahlend ziehen. Der Eigentumssinn muss vor der Schönheit kapitulieren. Eine Irene kann nicht für einen Soames bestimmt sein. Immer wieder hatte dieser mit Hartnäckigkeit um sie geworben, bis sie schliesslich, zermürbt und in einer Stunde der Verzweiflung über ihr bisheriges freudloses Leben, in eine Ehe mit ihm einwilligte, ohne sich der Folgen dieses Schrittes bewusst zu sein. Doch allzu schnell ist die Reue gekommen und die unabweisliche Erkenntnis der Unmöglichkeit dieser Ehe. So lebt sie nun, traurig wie ein gefangener Vogel im Käfig, dessen Herr stolz auf seinen Besitz ist. Irene ist wirklich das Eigentum ihres Gatten: «He loved her — in his way. She was his property. That is the view he holds of life — of human feelings and hearts — property. It's not his fault — so was he born» (T. L. 250). Soames kann nicht anders: es ist der «sense of property», sein allgewaltiger Dämon, der ihn soweit peitscht, sogar seine Frau, ebensowie sein Geld, seine Häuser, in die Welt seines Besitzes einzuordnen und das, was er liebt, beinahe als Sklavin zu halten. Irene ist für Soames gewissermassen ein Wertobjekt, alles an ihr, Körper und Seele zugleich, möchte er besitzen. Doch kein noch so kostbares Geschenk, keine noch so freigiebige Ausstattung mit Geld — diesem Losungswort, das nach Forsyte-Meinung jeden Sesam öffnen müsste —, bringt sie ihm nahe, — sie bleibt ihm verschlossen. Ihren Körper vermag er nur zu besitzen, ihr Herz und Seele bleiben auf ewig ihm verschlossen. Es scheint ihm im Widerspruch zu dem «most fundamental of all laws, the law of possession, that he could do no more than own her body — if indeed he could do that, which he was beginning to doubt» (M. o. P. 86). Soames weist die nagende Mahnung ab, dass Irene nicht für ihn geschaffen sei. Da kommt die Katastrophe. Bosinney tritt wie ein Feuerbrand in Irenens Leben, und dem ihr innerlich Verwandten fliegt ihre hungernde Seele zu. Dem rechtmässigen Besitzer verwehrt sich Irene. Doch in dem Bewusstsein, der Eigentümer seiner Frau zu sein, macht Soames seine Gattenrechte mit brutaler Gewalt geltend. Bosinneys Tod

treibt zur Lösung. Wie eine Blume, die im verkümmernden Schatten schmachtet, sich stets nach dem wärmenden Lichte sehnt, so will Irene aus ihrem dunklen Käfig hinaus. Sie verlässt Soames. Lange Zeit leben sie getrennt. Trotzdem Soames selbst sieht, dass ein weiteres Zusammenleben mit Irene unmöglich ist, schreckt er doch vor der gesetzlichen Scheidung zurück, denn der freiwillige Verzicht auf sein Eigentum ist für den Forsyte unnatürlich, abgesehen davon, dass der in die Öffentlichkeit getragene Eheskandal für seinen Beruf und damit für die weitere Besitzesaufhäufung nur von Nachteil ist. Wie tief gegründet dies Festhalten am Besitz ist, zeigt Soames' Wunsch, seine Besitzrechte an Irene trotz einer zwölfjährigen Trennung zu erneuern. Ihr Anblick nach so langer Zeit ruft in ihm die alte Liebe wach und auch den Besitzinstinkt, der in ihm die verlockende Vorstellung von Irenens Rückkehr aufsteigen lässt: dann würde ein Skandal vermieden werden, und er selbst würde wieder in den ruhigen Besitz seines Eigentums gelangen. Soames fühlt sich frei von aller Schuld; in wirklich aufrichtiger Liebe hat er Irene geheiratet, folglich ist sie sein rechtmässiger Besitz und darf sich nicht gegen ihn auflehnen, ist seine Denkweise. In diesem Zusammenhang ist folgender Vergleich äusserst charakteristisch. Es ist in der Zeit des einsetzenden Burenkrieges. Die Zeitungen berichten, dass die Buren die englische Oberhoheit ablehnen. Soames denkt: «Just like her! She always did. Suzerainty I still have it by rights» (I. Ch. 160). Soames' Einstellung zu Irene kann mit dem Burenkrieg als dem Ausdruck des Besitzesstrebens der gesamten Nation in Parallele gesetzt werden: «Domination of peoples or of women! Attempts to master and possess those who did not want you!» (I. Ch. 275). Wie sich also die Engländer im ganzen über die Gefühle anderer Menschen hinwegsetzen, so Soames im einzelnen. Ihm fehlt direkt der Blick für das Gefühlsleben anderer, denn sonst würde er nicht immer wieder versuchen, Irene in seinen Besitz zurückzuführen. Er handelt dabei nicht immer egoistisch: Irene wiederzugewinnen, scheint ihm auch für sie am

vorteilhaftesten. Soames' Bemühungen um Irene entbehren nicht der Tragik: er liebt sie ja wirklich, und seine Forsyte-Überzeugung, «that it was a sin against common sense and the decent secrecy of Forsytes' to waste the wife he had» (I. Ch. 195) lässt sich nicht unterdrücken. Für den echten Forsyte bleibt die Ehe in erster Linie ein ökonomisches Problem, eine materiale Bindung. Aber schliesslich erkennt Soames, dass Irene niemals zu ihm zurückkehren wird, und nun wird sein schon lange gehegter Wunsch, eine Fortsetzung des eigenen Selbst, einen Erben zu besitzen, immer stärker. Die Französin Annette soll dazu dienen, ihm zum Besitz eines Sohnes zu verhelfen. Dazu ist gesetzliche Scheidung von Irene notwendig. Um Belastungsmaterial gegen sie zu sammeln, wird sie in Soames' Auftrage überwacht, obwohl ihm, dem sein «private life as his most sacred piece of property» (I. Ch. 214) gilt, dieses Vorgehen äusserst zuwider ist. Die Scheidung wird ausgesprochen, Soames heiratet Annette, und so scheint die Property endgültig von der Beauty abgelassen zu haben. Soames' Sehnen nach einem Erben soll in Erfüllung gehen. Jedoch würde nach Ansicht des Arztes die Erhaltung des Kindes höchstwahrscheinlich das Leben der Mutter fordern. Soames steht vor einer qualvollen Entscheidung: auf der einen Seite Operation und damit das Leben der Mutter gesichert, aber Tod des Kindes und die Unmöglichkeit, einen neuen Erben zu erhalten; auf der anderen Seite keine Operation und dadurch Gewinn eines Erben, aber die grösste Gefahr für Annette. Soames muss einen Erben haben, den Verzicht darauf verwehrt seine Forsyte-Natur. Ausserdem besteht die leise Hoffnung, Mutter und Kind gleichzeitig am Leben zu erhalten, und ein Forsyte behält sein Eigentum, bis es ihm gewaltsam entrissen wird. Soames entschliesst sich, die Operation nicht vornehmen zu lassen. Der «sense of property» hat gesiegt! Zwar ist es nur eine Tochter, aber «this thing was *his*!» (I. Ch. 375). Das Gefühl erneuten Besitzes macht ihn glücklich. Fleur, seine Tochter, ist die «treasured possession of his life» (T. L. 49). So hätte Soames' Leben in

ungetrübter Ruhe dahinfliessen können, wenn ein Forsyte in der Lage wäre, jemals einen ehemaligen Besitz ganz zu vergessen. Die Geister der Vergangenheit suchen ihn oft heim, Irenens Bild lässt sich nicht völlig in seinem Innern verlöschen. Einmal, als Soames zufällig Irene wiedersieht, fühlt er symbolisch, dass Irene die ihm entgegengesetzte Welt verkörpere, dass sie den Boden des Forsyteism unterhöhlt habe. Trotz seines Strebens nach Besitz hat Soames also doch nicht erreicht, was er im Stillen ersehnt hat: «only one thing really troubled him . . . — the melancholy craving in his heart . . . He might wish and wish and never get it — the beauty and the loving in the world!» (T. L. 328). Wie ein Maulwurf, der in dunkler Erde wühlt, blind ist gegen das strahlende Licht der Sonne, so hat Soames, vom Besitzinstinkt versklavt, die Augen nicht zur Beauty erheben können. Der «sense of property» ist die Tarnkappe, die ihm das eigentliche Wesen Irenens verschlossen hat. Das ist die Tragik seines Lebens. Diesem Menschen kann man doch nicht sein Mitleid versagen. Zwar tritt er uns im «Man of Property» so unsympathisch wie nur möglich entgegen, verletzt unsere Gefühle vom Hehren und Schönen. Aber dann, je weiter sich das Werk entwickelt, ringt sich unser Bedauern für ihn durch, zuerst zaghaft, dann immer deutlicher. Und wenn wir die «Modern Comedy» lesen, entdecken wir an Soames Züge, die uns sein Wesen in wärmerem Lichte erscheinen lassen. Die übergrosse Liebe zu seiner Fleur läutert grobe Schlacken hinweg. Er stirbt, wie ein Märtyrer, den Opfertod der Liebe für sein Kind. Darin prägt sich Galsworthys Wandel in seiner Einstellung zum Viktorianismus aus. Birgt auch die property- und security-Kultur des Forsyte-Bürgers grosse Nachteile in sich, so schafft sie doch andererseits beständige, positive Werte gegenüber der ungestümen, zersetzenden neuen Generation.

Elbing. *Gerd Krause.*

Besprechungen.

Fritz Loewenthal, *Handbuch zur deutschen Philologie.* Halle a. S., Max Niemeyer. XII + 217 S.

Das vorliegende Handbuch will das Gesamtgebiet der deutschen Philologie in seinen wesentlichen Teilen systematisch erfassen. Mit dem Deutschen als Mittelpunkt ist den nordischen Sprachen und Literaturen gebührender Raum gegönnt und auch das Mittellateinische berührt. «Gleichsam als Aussenzone» ist das Niederländische berücksichtigt, das Altenglische «wenigstens gestreift».

Das Handbuch ist in erster Linie für die Bedürfnisse des Anfängers und des fortgeschrittenen Studierenden bestimmt. Mit Rücksicht auf diesen Zweck hätte man gerne gewünscht, dass die kurzen orientierenden Notizen und Wertschätzungen, die hie und da den Titeln von Büchern und Aufsätzen beigefügt sind, reichlicher wären. Es ist ja klar, dass der Verfasser nicht auf allen Gebieten zu Hause ist, und dass es auch nicht nötig ist, überall ein Urteil auszusprechen. Aber ebenso wichtig wie es z. B. ist, den Studenten bei der Erwähnung des Wörterverzeichnisses der Altsächsischen Grammatik von Gallee mit dem Ausruf «Sehr unzuverlässig» zu warnen, ebenso wichtig wäre es auch gewesen, nach der auf die Mittelhochdeutsche Grammatik von Weinhold folgenden Bemerkung «Noch immer unentbehrlich» ein Warnungszeichen «veraltet, mit Vorsicht zu gebrauchen» hinzuzufügen. Betrachtet man vom Standpunkte des Studenten die Auswahl des Stoffes, so fragt man sich auch, ob nicht die Gelehrten-Bibliographien besser weggelassen worden wären und statt dessen einer Auswahl von wichtigen modernen Textausgaben und -serien (wie z. B. Deutsche Texte des Mittelalters), die grundsätzlich ausgelassen worden sind, Platz bereitet wäre.

Der Verfasser ist sich dessen bewusst, dass seine Auswahl aus der kaum übersehbaren Stoffmasse «bei allem Streben nach rein sachlicher Wertung einen subjektiven Charakter trägt». Anders kann es ja nicht sein. Doch vermisst man, auch wenn man dies einräumt, mit guten Gründen Einiges.

Unter den S. 62 aufgezählten Arbeiten, welche sich auf Fremd- und Lehnwörter beziehen, hätten die Lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen von W. Franz (1884), die bedeutende Abhandlung Salverda de Graves «De franse Woorden in het Nederlands» (1906) und Laters Abhandlung «De latijnsche Woorden in het Oud- en Middelnederduitsch» (1904) nicht feh-

len dürfen. Im § 13 unter der Rubrik «Germanische Sprachwissenschaft» wird Karstens Aufsatz «Die Fortschritte der germanisch-finnischen Lehnwortforschung seit Vilhelm Thomsen» in GRM 16 (1928) genannt, aber Thomsens epochemachende Arbeit «Über den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen» (Halle, 1870) und Setäläs wichtiges «Bibliographisches Verzeichnis der in der Literatur behandelten älteren germanischen Bestandteile in den ostseefinnischen Sprachen» (Finnisch-ugrische Forschungen XIII, Festgabe für Vilhelm Thomsen, 2. Teil) hätten in erster Linie erwähnt werden sollen. Die deutschen Pflanzennamen haben bis jetzt keine zusammenfassende Behandlung erfahren. Löwenstein verweist wegen derselben nur auf die deutsche Volkskunde hrsg. von John Meier (1926), S. 53—66; Bibliographie S. 311—13. Vielleicht hätte auch Björkmans erschöpfende Sammlung der Pflanzennamen der Althochdeutschen Glossen in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung II. III. VI. verdient genannt zu werden. In der Abteilung «Gotisch» vermisst man die Darstellung Kluges in der dritten Auflage von Pauls Grundriss «Elemente des Gotischen» auch schon aus dem Grunde, weil sie gerade pädagogische Zwecke verfolgt.

Überhaupt deuten die in Loewenthals Handbuch befolgten Prinzipien nicht darauf, dass es als Führer für den Anfänger bestimmt ist. Vielleicht ist dies aber auch kein Nachteil. Denn so wie das Handbuch angeordnet ist, gibt es sowohl dem fortgeschrittenen Studenten wie dem Gelehrten ein konzentriertes Verzeichnis der wichtigsten germanistischen Fachliteratur. Es ist zuverlässig und mit der nötigen Akribie ausgearbeitet. Die nichtdeutschen Büchertitel sind meistens korrekt wiedergegeben. S. 8, Nr. 72 steht «Nissen — — — Festkrift» statt «Nilsen — — — Festskrift». Im alphabetischen Verzeichnis sind die Hinweise auf die Nummern 256, 533 unter Noreen, Ad., nicht richtig; die Nummern sind 356, 553. Löwensteins Handbuch ist durchaus zu empfehlen. *Hugo Suolahti.*

E. Herg, *Deutsche Sprichwörter im Spiegel fremder Sprachen,* unter Berücksichtigung des Englischen, Französischen, Italienischen, Lateinischen und Spanischen. Berlin, Walter de Gruyter & C:o, 1933. 130 S. Preis: RM. 5.—.

Sprachforscher, Kulturhistoriker, Folkloristen und auch Pädagogen werden einen grossen Nutzen von diesem Büchlein haben. Aber es wird auch sonst jedem, der sich für Sprachkunde interessiert, Vergnügen bereiten und Belehrung bieten, denn es ist nicht nur interessant, sondern auch unterhaltend, zu sehen, in

welche Form derselbe oder ein ähnlicher Gedanke bei verschiedenen Völkern sich kleidet. Der Verfasser hat fünf andere Sprachen zum Vergleich mit dem Deutschen herangezogen. Warum nicht mehr? Hat ihn etwa die von ihm gewählte typographische Anordnung daran verhindert? Sie ist, das muss man anerkennen, sehr übersichtlich, aber inbezug auf Ausnutzung des Raumes sehr verschwenderisch. Ich glaube, eine Anordnung in fortlaufenden Zeilen (vielleicht mit einer kleineren Schrift für die fremden Sprachen) statt nach Spalten würde die Aufnahme einer bedeutend grösseren Anzahl von Sprichwörtern gestatten, ohne dass der Preis des Buches erhöht zu werden brauchte. Das brächte zugleich den Vorteil mit sich, dass man auch solche deutsche Sprichwörter in grösserer Anzahl aufnehmen könnte, für die es nur in ein paar oder nur in einer anderen Sprache eine Entsprechung gibt. Eine Raumersparnis würde auch erzielt, wenn die Hinweise auf ähnlich lautende Sprichwörter durch blosse Nummerierung erfolgte (statt durch weitläufige Wiederholung des Wortlautes), wie dies in der von Herg gar nicht erwähnten ausgezeichneten Sprichwörtersammlung von Wilhelm Körte geschieht (Leipzig, Brockhaus, Neue Ausgabe 1847 — eine neuere kenne ich nicht). Die alphabetische Anordnung, die sowohl Herg wie Körte haben, muss natürlich beibehalten werden, da sie für den praktischen Gebrauch unentbehrlich ist. In der von Körte bearbeiteten, über 7.000 Nummern enthaltenden Sammlung gibt es ebenfalls eine Menge Hinweise auf verwandte Sprichwörter in anderen Sprachen (auch solchen, die Herg nicht berücksichtigt, z. B. dänisch, griechisch, auch Mundartliches). Notwendig sind auch die alphabetischen Register der Sprichwörteranfänge in den fremden Sprachen, wie Herg sie bringt. Hoffentlich findet sein nützliches Buch so viel Anklang, dass eine neue, in typographischer Hinsicht praktischer angeordnete und reichlich vermehrte Auflage nötig sein wird.

Johannes Öhquist.

A New English Dictionary on historical Principals: Introduction, Supplement and Bibliography. Edited by **W. A. Craigie** and **C. T. Onions.** Oxford, 1933.[1]

With the publication of the *Supplement* the *New English Dictionary* is now complete. It is undoubtedly the greatest dictionary (in all senses of the word) which has so far appeared. And the fact that it *has* reached completion represents a remar-

[1] A reissue of the whole dictionary (including the *Supplement*) is now available at the remarkably low price of £ 21.

kable achievement in itself. The main aim of the *Supplement* is to record and illustrate words and meanings that have come into use since the dates of publication of the various sections of the NED. For American words an attempt has also been made to provide earlier examples than those in the NED. The *Supplement* includes a bibliography (in itself very valuable as an aid to research) containing all the references quoted in the NED. A list of ghost-words is also of great interest. Since the publication of the first fascicule in 1884 the development of the English language, both in this country, in America and in the Colonies has been very considerable; in the *Supplement* a very great number of new entries both technical and colloquial are consequently to be found.

The completion of the NED marks a stage in English lexicography. But even a dictionary of this size, accuracy and scope does not present us with a complete picture of the standard English of to-day. In actual fact it is doubtful whether any dictionary could do so. The chief aspect[1] of the vocabulary designedly omitted in the NED is the full presentation of all the technical (particularly the 'slang-technical') and special vocabularies. The whole question is one of the greatest problems confronting the modern lexicographer in all languages. And this for three reasons: the large and ever-increasing number of such words; their increasing flow into the standard vocabulary, and the great difficulty of defining them at a length commensurate with dictionary requirements and in a manner at once accurate and intelligible to the layman.

Since the inception of the NED things have changed with regard to these words — both as to their number and as to the part they play in ordinary life. Probably older people do not quite realise how large this part is. In order to illustrate it let

[1] Other omissions consist chiefly of modern slang (e. g. *bloody** as in *Jones is bloody* 'Jones is objectionable', *unrein** (the German word) 'not of the upper classes') and 'mumfordish*' (or to use the more usual term, obscene) words. As regards the latter there appears to have been a definite policy of omission; it certainly seems regrettable that the perpetuation of a Victorian prudishness (inacceptable in philology beyond all other subjects) should have been allowed to lead to the omission of some of the commonest words in the English language (e. g. *cunt** 'female sex-organs'; *the curse** 'menstrual period'; *to fuck** 'to have intercourse with'; *roger** = *fuck*). Often the words are attested from an early period and their omission from the NED has sometimes led to the anomaly of their not appearing in the standard etymological dictionaries either (thus *cunt* should appear, along with its cognates, in A. Walde—J. Pokorny, *Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen* I, 560).

us look cursorily at the life of an average conventionally-educated Englishman[1] of the present-day (say one born in 1916) and see what technical and special vocabularies he is likely to acquire. His first linguistic experience will be with the special vocabulary of the nursery; here he will acquire many children's words (such as *dicky-bird, moo-cow, puffer puff-puff*) and abbreviated forms such as *golly**[2] 'gollywog', *hanky, kitty*). At about the age of eight he will go to a preparatory school, where, besides any technical terms incidental to his work, he will acquire prep-school slang (words such as *bait, to blub, footer, half** 'half holiday', *reduced** (sc. *to tears*), *snubs** interj. accompanied by making a long nose; also the technical vocabulary of football and cricket and perhaps other games (e. g. fives, squash, lacrosse). At this stage too he will acquire a fairly large technical vocabulary connected with motoring (words such as *air intake**, *carburettor, dash, to decarbonise, to double-declutch** 'to let the clutch in twice (instead of the more usual once) when changing gear'), wireless (words such as *grid bias, selectivity, superhet*) and locomotives (words such as *bogey, four-four-two** 'kind of engine with this wheel arrangement', *injector*), three subjects beloved of almost all small boys. Here too he will acquire one or more hobbies each with its own technical vocabulary; e. g. stamp-collecting (words such as *catalogue value, imperforate* adj., *plate number** 'number appearing in the margin of certain stamps', *rouletted, watermark-detector**), entomology (with the names of the different varieties e. g. *camberwell beauty, chalk-hill blue, red admiral, wood argus**), or meccano (engineering terms such as *bush-wheel**, *contrate wheel, set-screw, telpher line*). At about thirteen he will go to his public-school where he will remain until about eighteen. Here his first linguistic experience will be with mumfordish and swear-words (e. g. *arse, balls** 'testicles', *bugger, john** 'penis', *to pump** 'pass water', *to rear** 'void excrement'). Here he will encounter public-school slang (words such as *bonk** 'beat', *coll** (= college), *praenip** 'small boy at a prep-school', *pre** 'prefect', *senior infagger** 'senior inferior' (class of sub-prefect), *wagger** 'waste-paper-basket'); this varies greatly from public-school to public-school. Here too technical words connected with his work will begin to appear in large numbers and on leaving school he will probably have acquired a fairly large academic technical vocabulary. After this

[1] Women acquire a much smaller number of technical words.

[2] Words, senses and phrases not recorded in the NED or the *Supplement* are here followed by an asterisk. Meanings of words in the NED are not usually given.

he will probably go to a University or perhaps straight into business; whichever it is he will acquire further technical words; in business words such as *on balance, to bear, bucket-shop, overdraft, to site,* at the University perhaps Oxford slang such as *divvers, grind* 'steeple-chase', *toggers* coupled with the technical terms of Oxford 'hobbies' such as psycho-analysis with words like *complex, repression,* and, of course, the technicalities of his academic career. After this period his acquiring of new technical and special words will depend much more on his circumstances. All this technical and special linguistic experience is not ephemeral; much of it will remain with him all his life, and, in all probability, he will still be able to understand much of the prep-school slang of his grandchildren.

The NED has only included a certain proportion of the technical and special words of the present-day. Whatever conditions prevailed with regard to such words fifty years ago it is obvious that to-day a complete list could not be included on grounds of space alone.[1] In conclusion it may be of interest to give a few examples of words of this kind which do not appear in the NED or the *Supplement.* Motoring and card-playing may serve as illustrative subjects, not too academic in character.

MOTORING *autovac*, breather*, calormeter*, circlip*, dipstick*, to filter** (against a robot) 'to turn against the red light of a robot under certain legitimate conditions' (of traffic), *master-cylinder**; also motoring slang: *a blown* model* 'model fitted with a supercharger'; *clock** 'speedometer' (also verb as in *she's clocking* sixty*). The motoring vocabulary solves once and for all the much-vexed question of whether all compounds should be included in dictionaries: no dictionary could reasonably be expected to contain a compound such as *spare-wheel-support-top-lug-stud**.[2]

CARDS (AND SIMILAR GAMES) (a) bridge: *to cross-ruff**; *to go down** 'to put one's hand down (as dummy)' (ii) piquet: *cards** (as in *to get the cards, ten for the cards*) 'the majority of the tricks'; *huitième** 'sequence of eight'; *major*, minor* hand* 'alternative names for the *elder* and *younger hands*'. (iii) écarté: *to announce* the king* 'to declare (before play) that one has the king

---

[1] How this problem of technical and special words is to be met in the future seems difficult; possibly a series of multilingual technical dictionaries (with definitions, where possible, by some non-linguistic method, e. g. by illustrations for motoring, by formulae for chemistry) would best meet the case. Work along these lines has already begun.

[2] In print in *The Morris Isis Six, Illustrated List of Spare Parts* (1932).

of trumps in one's hand'; *jeu-de-règle** 'hand which should be played without taking cards'; *to mark** *the king* 'to score one for the king of trumps'; *to propose** 'to suggest (as non-dealer) that cards be taken'; *to accept**, *to refuse** (this proposal). (iv) euchre: *the bridge* (in four-handed euchre) 'a state of the game at which one side has scored four, and the other, one'; *to cross** *the suit* 'to declare the trump suit changed from a red to a black suit (or vice versa)'; *to make it next** 'to declare the trump suit changed to the opposite suit of the same colour'; *to order up** (the trump) 'to declare the trump suit to be as turned up'; *point** (also at écarté) 'three of the five possible tricks'. (v) mah-jongg — a game much in vogue in England and America some ten years ago: *bamboos**, *circles**, *characters** 'the three «suits» of the game'; *chow** 'sequence of three tiles of the same suit'; *the heavenly twins** 'a «mah-jongg» hand consisting of seven pairs'; *kong**, *pung** 'set of four resp. three identical tiles'. Also card-slang e. g. *mossy-face** (gen.) 'name for the ace of spades'; *jewish forest** 'three three's'; *to run away** 'to pass out' (poker).

Leeds. *Alan S. C. Ross.*

Le Haut Livre du Graal Perlesvaus, edited by **William A. Nitze** and **T. Atkinson Jenkins**. Volume I: Text, Variants, and Glossary. The Modern Philology Monographs of the University of Chicago. Chicago, Illinois, The University of Chicago Press, 1932. 537 p. 8:o. Prix: relié toile $ 6.—.

L'édition de *Perlesvaus* publiée par Ch. Potvin en 1866 est basée sur un manuscrit médiocre et donnant une rédaction secondaire. La nouvelle édition suit d'aussi près que possible le meilleur manuscrit, qui est le ms. Hatton 82 de la Bodléienne (du milieu du XIII^e siècle). Les variantes des autres manuscrits français sont communiquées dans l'appareil critique mis au bas des pages, tandis qu'un appendice fournit celles de la version galloise.

L'introduction renseigne d'abord sur les six manuscrits français, auxquels s'ajoutent deux manuscrits où le début de *Perlesvaus* se trouve interpolé comme une sorte d'introduction au *Tiers livre Lancelot du Lac,* et sur les deux éditions anciennes, de 1516 et 1523 respectivement. Suit un classement des manuscrits et enfin une analyse sommaire du roman. Le texte se divise en onze branches, conformément aux manuscrits. Il est suivi d'une table des noms propres et d'un glossaire. Un second tome, qui n'a pas encore paru, est réservé au commentaire détaillé, qui comprendra l'étude du roman au point de vue littéraire et philo-

logique. Une fois achevée, cette publication comptera parmi les plus remarquables de ces dernières années. Autant que j'ai pu voir en attendant le commentaire promis, le texte est établi avec un soin et une compétence admirables. J'aurais seulement souhaité un glossaire un peu plus explicite. Mais on trouvera sans doute dans le second tome les renseignements complémentaires désirés. *A. Långfors.*

Jaume Massó Torrents, *Repertori de l'antiga literatura catalana.* La Poesia, vol. I. Institut d'Estudis Catalans. Barcelona, Editorial Alpha, 1932. 620 p. 4:o. Prix: broché 45 pesetas.

Ce ouvrage de grande envergure doit comprendre deux parties: la première, s'occupant de la poésie catalane, des origines jusqu'au milieu du XVI[e] siècle approximativement, nécessitera deux volumes (dont nous annonçons ici, avec trop de retard, le premier), la seconde, des œuvres en prose de la même époque. Ce plan indique déjà l'importance de l'entreprise de M. Massó Torrents, et il suffit de feuilleter le volume paru pour se rendre compte immédiatement qu'il ne s'agit pas d'une sèche énumération de faits, comme le pourrait faire supposer ce titre modeste de répertoire choisi par l'auteur. Il commence par la liste des chansonniers provençaux (qui contiennent, comme on sait, un grand nombre d'œuvres d'auteurs catalans); suivent les chansonniers catalans (avec, en tête, le fameux chansonnier Gil i Gil, récemment mis à la disposition des érudits), les autres manuscrits contenant des poésies catalanes, les impressions (jusqu'à 1573), les traités grammaticaux et poétiques. Après cette introduction proprement bibliographique, le premier chapitre, «Les troubadours catalans», débute par quatre sections qui constituent une sorte d'histoire littéraire et qui sont suivis de trente-deux monographies commençant par Ot de Moncada (qu'à vrai dire on ne connaît que par la mention de Guillem de Berguedan: *En est son vieil antic Que fetz N'Ot de Moncada Anz que peira posada Fos al cloquer de Vi*) et Berenguer de Palou (1150—1185) et allant jusqu'à Frédéric III de Sicile (1296—1338). Tout ce chapitre forme un important complément au *Grundriss* de Bartsch et à la nouvelle bibliographie des troubadours de Pillet.

Le chapitre deuxième est consacré à la poésie religieuse anonyme, le chapitre III à Raimon Lull et Ramon Muntaner. Avec le chapitre IV nous arrivons aux premiers lyriques du XIV[e] siècle, tandis que le chapitre V, très étendu, a pour sujet l'école poétique de Toulouse. Il trouve sa justification dans le fait que

des poètes catalans ont été en relations avec le consistoire du gai savoir de Toulouse. Dans ce chapitre on trouve intercalée une étude sur les traités grammaticaux et poétiques antérieurs à la fondation de l'école de Toulouse. Le chapitre sixième et dernier, sur la poésie narrative, est divisé par cinq rubriques: poésie populaire religieuse, «nouvelles» et contes d'amour, «nouvelles» humoristiques, «nouvelles» d'inspiration française, traités divers. Les tables sont excellentes; il y a entre autres une table des incipit.

Il faut vivement souhaiter que M. Massó Torrents, qui a déjà rendu des services signalés aux études médiévales, trouve le loisir et l'appui matériel nécessaires pour mener à bien cette vaste entreprise qui honore la science catalane.

A. Långfors.

Eingesandte Literatur.

Altdeutsche Textbibliothek, Nr. 34: *Notkers* des Deutschen Werke. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *E. H. Sehrt* und *Taylor Starck*. Band 1, Heft 3. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. S. 245—403. 8:o. Preis: geh. RM. 4.—.

Olof S. Anderson, The English Hundred-names. Lund, Håkan Ohlsson, 1934. 174 S. 8:o.

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei: *Tristan Bernard*, Voyageons, herausgegeben von *H. Mertens* und *E. Laval*. 56 S. Text, 11 S. Anmerkungen und 23 Seiten Wörterverzeichnis. 1933. Preis: RM. —.95. — Das Werk umfasst 15 kleine Reisegeschichten, von denen jede ein Erlebnis, ein Abenteuer enthält, wie es uns täglich im Auto, in der Bahn oder auf dem Schiffe begegnen kann. Ein besonderer Vorzug all dieser psychologisch feinsinnigen Erzählungen liegt darin, dass sie, ihrem Inhalt entsprechend, in der modernen Umgangssprache, aber im vortrefflichsten Französisch abgefasst sind. So erhält der Leser einen Begriff von den in der Sprache pulsierenden und gestaltenden Kräften der Erneuerung und Weiterbildung und lernt das Idiom kennen, das heute in Frankreich lebendig ist und wirklich gesprochen wird. — Modern English Humour. Von Dr. *Gust. Hagemann*, Bochum. 1934. 63 S. Preis: RM. —.90. — Precursores y representantes del espíritu español contemporáneo. Herausgegeben von Studienrat *A. Rohlfing*, Essen. 1934. Text 114 S., Erläuterungen 32 S. Preis: RM. 1.40.

Honoré de Balzac, Eugénie Grandet. Paris, Génie de la France, René Hilsum, 1932. 200 p. 8:o. Prix: 5 fr.

Beiträge zur Anglistik, Heft 2: *Alexander Tiegs*, Zur Zusammenarbeit englischer Berufsdramatiker unmittelbar vor, neben und nach Shakespeare. Breslau, Trewendt & Granier, 1933. 7 + 144 S. 8:o. Preis: RM. 2.50.

Bibliothèque de la Revue des Cours et Conférences: *Henri Bornecque*, Tite-Live. Paris, Boivin & Cie, 1933. 220 p. in-16 jésus. Prix: 18 fr. — Ce livre est le seul ouvrage publié sur Tite-Live depuis «l'Essai» de Taine. Or, si le livre de Taine demeure très intéressant et des plus suggestifs; le sujet y est vu de haut, dans un esprit de système un peu exclusif. Surtout, depuis soixante-quinze ans, la connaissance de l'antiquité romaine a fait de grands progrès, dont l'historien latin n'a bénéficié que par des études de détail, nombreuses d'ailleurs. Faire la synthèse de ces travaux, de manière que son ouvrage offre sur Tite-Live le dernier état de la science, tel a été le premier propos du savant professeur à la Faculté des Lettres de Lille. Son livre a un autre mérite: il est à la fois précis et vivant. Qu'il s'agisse de l'homme, de l'historien, de l'écrivain, l'on trouvera des faits, souvent curieux, et qui, par leur mise en lumière, arrivent à prendre la valeur de révélations. La critique est très souple et très moderne. M. Bornecque n'a pas voulu être plus tainien que Taine; toutefois, en appliquant les théories de ce dernier, l'auteur, qui connaît, sans doute mieux que personne, la rhétorique latine et particulièrement les déclamateurs, a démontré que, sans les écoles de rhéteurs, l'œuvre de Tite-Live ne se comprendrait pas. D'ailleurs, au contraire de l'écrivain dont il traite, M. Bornecque est parfaitement impartial. Il détruit la légende du républicain faisant, à la face d'Auguste, sa profession de foi politique. Il n'hésite pas à montrer tout ce qui manque à l'historien. Que reste-t-il? Un narrateur clair et brillant, un orateur disert, un moraliste aux tendances élevées, un homme enfin, dont l'âme s'est étroitement et volontairement confondue avec celle d'un pays fondateur d'Empires.

Y. M. Biese, Liite englanninkielen harjoituskirjaan I. Alkeiskurssin käännösharjoitusten ratkaisuja. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö.

Magnus Björkenheim, Pierre Loti och havet. Helsingfors, Söderström & C:o, 1933. 146 S. 8:o. Preis: FM. 50.—.

Herbert Montcalm Carr, Daily Dialogues. Colloquial English. 6. Edition by *Will Potter*. Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1934. 258 S. 8:o. Preis: geh. RM. 1.—, geb. RM. 3.—.

A. Dauzat, L'évolution de la langue française du XVIe siècle à nos jours (extrait de: Le Français Moderne, I, 1933, p. 1—14).

— —, La diffusion du français en France et le français régional (*ib.*, p. 133—43). Paris, J. L. L. d'Artrey.

Die deutschen Dichtungen von Salomon und Mar-

kolf. Band II. Salomon und Markolf, das Sprachgedicht. Herausg. von *Walter Hartmann*. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. 80 S. 8:o. Preis: geh. RM. 5.40.

Deutsches Werden, Greifswalder Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte. Herausg. von *Leopold Magon* und *Wolfgang Stammler*, Heft 4: *Paul Scheid*, Studien zum spanischen Sprachgut im Deutschen. Greifswald, Universitätsverlag L. Bamberg, 1934. 135 S. 8:o. Preis: geh. RM. 3.60.

Holger P:n Dyggve, Finn Magnusen og Rasks store rejse. Særtryk af Danske Studier, 1933. S. 17—22. 8:o.

Ellinger-Butler, Englisches Unterrichtswerk für Mittelschulen, Teil IV: *Joh. Ellinger* and *P. P. Herrmann*, An Advanced English Reader. 2. Auflage. Wien, Holder-Pichler-Tempsky, 1933. 315 S. 8:o. Preis: geb. M. 4.90.

Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures, ed. by *Edward C. Armstrong*, 31: *Raymond S. Willis*, Jr., The Relationship of the spanish *Libre de Alexandre* to the *Alexandreis* of Gautier de Châtillon. Paris, Les Presses Universitaires de France, 1934. 94 S. 8:o.

Edith Fishtine, Don Juan Valera. A Dissertation. Bryn Mawr, Pennsylvania, 1933. 120 p. 8:o.

Folkmålsstudier. Meddelanden från Föreningen för nordisk filologi i Helsingfors, utg. av *T. E. Karsten*. Helsingfors, 1933. 99 S. 8:o.

Fränkische Forschungen. Heft I: *Friedrich Mauer*, Volkssprache. Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde. Erlangen, Palm & Enke, 1933. X + 135 S. 8:o. Preis: RM. 5.—.

Geistige Arbeit, Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt, Nr. 1. Neue Folge der Minerva-Zeitschrift, hrsg. von *H. Sikorski*. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter, 1934.

Germanische Bibliothek. Reihe IV: Wörterbücher, Band 7: *F. Holthausen*, Altenglisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 4, 6. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1933, 1934. 8:o. Preis: geh. je RM. 2.50.

A. Griera, Études de géographie linguistique, première série. Publicacions de l'Oficina Romànica. Extret de l'Anuari de 1932. Barcelona, Biblioteca Balmes, 1933.

Handbücherei für den deutschen Unterricht, 1. Reihe, Band 8: *Albert Leitzmann*, Der kleine Benecke. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. 111 S. 8:o. Preis: geh. RM. 2.60.

Harvard Studies in Comparative Literature, Vol. 10: *John Webster Spargo*, Virgil the Necromancer. Studies in Virgilian Legends. Cambridge, Harvard University Press, 1934. XII + 502 p. 8:o. Price: $ 5.—.

Iorgu Iordan, Toponimie putneană. Extras din «Milcovia», anul IV, Vol. 1—2. Focşani, 1933.

Wolfgang Jördens, Die französischen Ödipusdramen. Ein Beitrag zum Fortleben der Antike und zur Geschichte der französischen Tragödie. Bochum-Langendreer, Heinrich Pöppinghaus, 1933. VII + 149 S. 8:o.

Wolfgang Keller, Walter Scott. Eine Rektoratsrede. (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster, Heft 17.) Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Preis: RM. —.70.

Adolf Kolsen, Fünf Gedichte des Trobadors Gaucelm Faidit (B. Gr. 167, 1, 5, 16, 32 und 41). Estretto dall'Archivum Romanicum, XVII, 1—26. Genève—Firenze, Leo S. Olschki, 1933.

Willy Krogmann, Mudspelli auf Island. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, 1933. 74 S. 8:o. Preis: RM. 6.50.

Kultur und Sprache, Band 8: *Andreas Heusler*, Germanentum. 143 S. 8:o. Preis: geh. RM. 3.—. — Band 9: *Herman Güntert*, Der Ursprung der Germanen. 192 S. 8:o. Preis: geh. RM. 3.—. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1934.

Language Monographs publ. by the Linguistic Society of America, XIV (1933): *T. Atkinson Jenkins*, Word-Studies in French and English, I. Baltimore, Waverly Press.

Larousse Mensuel illustré, revue encyclopédique, tome IX, n:o 324 (février 1934). Paris, Libr. Larousse. Prix: fr. 4.—. A signaler, p. 620—21: Coinci (Gautier de), excellent exposé, par Mme Arlette Ducrot-Granderye, de la vie et de l'œuvre du prieur de Vic-sur-Aisne et de l'état actuel des études qui s'y rapportent.

K. S. Laurila, Oppikoulujemme vierasten kielten opetusohjelma. Eripainos Valvoja-Ajasta. Otava, 1933.

Eugen Lerch, Talent. Eine wort- und kulturgeschichtliche Studie. Aus Die Neueren Sprachen, 1933, S. 410—20.

H. Luc & E. Bertrand, La pensée française et européenne des origines à la Renaissance. Paris, Librairie Delagrave, 1934. 320 p. 8:o.

Hermann Maschek, Eine metrische Symbolik der Sakralgewänder aus dem XIII. Jahrhundert. Excerptum ex Ephemerides Liturgicae, a. 1933. Typis polyglottis Vaticanis.

J. Morawski, Notices sur deux manuscrits provenant des anciennes librairies de Bourgogne et du Louvre (Romania, LIX, 1933, p. 431—37).

Nordiska texter och undersökningar, utg. av *Bengt Hesselman*, 1: *Nils Svanberg*, Verner von Heidenstam och Gustaf Fröding. Stockholm, Hugo Gebers förlag, 1934. X + 221 S. 8:o. Preis: Kr. 5.—.

V. A. Nordman, Erään suomalaisen ylioppilaan kohtalo Wittenbergin yliopistossa 1600-luvun alkupuolella. 1933.

Norsk Riksmålsordbok, 1933, H. 9, 13, 14.

Palaestra, 186: *G. Eggert*, Lord Byron und Napoleon. Leipzig, Mayer & Müller, 1933. Preis: geh. RM. 8.—.

Dorothy Penn, The Staging of the «Miracles de Nostre Dame par Personnages» of Ms. Cangé. New York, Columbia University, 1933. 95 p. 8:o. Price: $ 1.75.

Holger Petersen Dyggve, Franska lånord i svenskan. Särtryck ur Svenska Folkskolans Vänners Kalender, 1933. 9 S.

Johannes Petrich, Bismarck und die Annexionen 1866 (Teildruck). Diss. Hamburg, 1933.

Luigi Pirandello, Ny teater och gammal teater. Särtryck ur Finsk Tidskrift, 1934. (Società Dante Alighieri, Comitato di Helsingfors, Pubblicazioni, I.) Preis: FM. 6.—.

Rudolf Plate, Englische Wortkunde auf sprach- und kulturgeschichtlicher Grundlage. München, Max Hueber, 1934. 137 S. 8:o. Preis: RM. 2.25.

Jean Plattard, Montaigne et son temps. Paris, Boivin & Cie, 1933. 300 p. 8:o. Prix: 30 fr.

Otto S. Reuter, Urnordischer und eurasischer Zählbrauch. Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, XXV (1933), S. 353—383.

Mario Roques, Pour le commentaire d'Aucassin et Nicolette. Romania, LIX (1933), p. 423—431.

— —, Sur deux leçons contestées du manuscrit d'Aucassin et Nicolette. Mélanges Salverda de Grave, 1933, p. 263—271.

Rutebeuf, Le Miracle de Théophile. Transposition de *Gustave Cohen*. Paris, Librairie Delagrave, 1934. 61 p. 8:o.

Ella Schafferus, Der Verfasser der jungeren Glosse zum Reinke de Vos. Zeulenroda i. Th., Bernh. Sporn, 1933. 167 S. 8:o.

B. Schmitz, Deutsch-französische Phraseologie in systematischer Ordnung. 26. Auflage von *O. Tatge*. Berlin—Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1933. 232 S. 8:o. Preis: geb. RM. 3.75.

Israel Schur, Versöhnungstag und Sündenbock (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum VI, 3). Helsingfors—Leipzig, 1933. 89 S. 8:o. Preis: FM. 27.—.

Walther Schurig, Das Prinzip der Abstufung im deutschen Vers. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. 79 S. 8:o. Preis: geh. RM. 4.—.

Sammlung Göschen, Band 375: *Hugo Preller*, Englische Geschichte. Berlin—Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1934. 151 S. Preis: geb. RM. 1.62.

Sammlung Romanischer Elementar- und Handbücher, III. Reihe, 3: *W. Meyer-Lübke*, Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. neu bearbeitete Auflage. Lief. 15. S. 897—960. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1933. 8:o. Preis: geh. RM. 2.50.

Christian Sénéchal, Les grands courants de la littérature française contemporaine. Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1934. 463 p. Prix: RM. 6.—.

Johannes Siebert, Der Dichter Tannhäuser, Leben — Gedichte — Sage. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. 249 S. 8:o. Preis: geh. RM. 10.—.

Société de Publications Romanes et Françaises, XII: *Edward Pousland*, Étude sémantique de l'anglicisme dans le parler franco-américain de Salem. Paris, Librairie E. Droz, 1933. 309 p. 8:o. Prix: 60 fr.

Hans Spanke, Zur Geschichte der geistlichen Musik des Mittelalters. Sonderabdruck aus Historische Vierteljahrschrift, Bd. 28, H. 4, S. 737—66. Dresden.

Sprache und Kultur der Germanisch-Romanischen Völker. C. Romanistische Reihe, Band X: *Kurt Jäckel*, Bergson und Proust. Breslau, H. Priebatsch, 1934. 129 S. 8:o. Preis: geh. RM. 6.—.

Sprachkunde. Blätter zur Pflege und Förderung des Sprachunterrichts, als zwanglos und kostenlos erscheinende Hauszeitschrift hrsg. von der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung, Berlin—Schöneberg. Neue Folge, Heft 1. März 1934. Dieses Heft enthält u. a. einen bemerkenswerten Aufsatz «*Natürliche*» *Spracherlernung?* von Professor Dr. Eugen Lerch, aus dem wir uns erlauben, folgenden Auszug zu machen: «Mit gewaltiger Reklame empfehlen neuerdings verschiedene Verleger eine angeblich neue Methode, fremde Sprachen zu erlernen. «Spracherwerb leicht gemacht!» «Fort mit der Grammatik!» — das sind ihre Schlagworte. Keine Anstrengung, kein Einpauken von Vokabeln oder von Sprachregeln sei mehr nötig. Der Lernbegierige soll die fremde Sprache genau so erlernen, wie er als Kind seine Muttersprache erlernt hat. Spielend soll er lernen, ohne auch nur zu merken, dass er lernt. Er braucht nur ein paar Texte zu lesen, deren Vokabeln angegeben sind. Das klingt ausserordentlich verlockend. So ist es denn unserer Zeit geglückt, wenigstens auf dem Gebiete der Spracherlernung den Stein der Weisen oder den Nürnberger Trichter zu erfinden; so können wir denn in dem stolzen Bewusstsein, wie herrlich weit wir's gebracht haben, die barbarischen Methoden früherer Zeiten frohgemut zum alten Eisen werfen! Denn was ist einleuchtender als der Gedanke, dass es möglich sein müsse, eine fremde Sprache so zu erlernen, wie man als Kind seine Muttersprache erlernt hat: also ohne Grammatik, lediglich durch Nachahmung von Einzelfällen? Nur schade, dass die Methode der Reklamehelden gar nicht so neu ist, wie sie vorgeben. Sie ist den Pädagogen längst unter dem Namen der «direkten Methode» bekannt; sie war eine Zeitlang sogar in verschiedenen Schulen eingeführt, man versprach sich blaue Wunder von ihr — aber man ist

im allgemeinen von ihr wieder abgekommen. Warum? Weil die erhofften Erfolge sich nicht einstellten, und weil man einsah, dass die Bedingungen, unter denen wir als Knirpse die Muttersprache erlernen in Wahrheit völlig verschieden sind von den Bedingungen, unter denen grössere Kinder oder Erwachsene eine fremde Sprache erlernen. Man hat erkannt, dass die Erlernung einer Sprache durch blosse Nachahmung (ohne Grammatik) keineswegs eine direkte Methode darstellt, sondern vielmehr eine höchst indirekte, umständliche, zeitraubende, hoffnungslose, und dass die wirklich direkte Methode für die Erlernung einer Fremdsprache vielmehr in der Aneignung der Grammatik, der mühsam gefundenen Regeln besteht. Darüber sind die Fachleute im grossen und ganzen einig. Bei den Laien aber besteht die Gefahr, dass sie sich von den verlockenden Verheissungen und von dem trügerischen Argument, das kleine Kind erlerne die Sprache ohne Grammatik, einfangen lassen. ... Die sogenannte direkte Methode der Spracherlernung stellt einen ungeheuren Umweg dar. ... Der Erwachsene, der eine Sprache nur unvollkommen kennt, verfährt nicht anders, als das Kind; er bildet und gebraucht die Form gefühlsmässig, d. h. nach vagen Analogien, die nicht immer zutreffen, nach unbewussten Regeln, die meistens falsch sind. Wenn sogar der deutsche Professor, der doch alle Einzelbeispiele kennt, nicht imstande ist, daraus sofort die allgemeine Regel richtig abzuleiten — wie soll dann der Ausländer, der bestenfalls nur einen winzigen Teil der Einzelbeispiele kennt, imstande sein, das Richtige zu finden! Die induktive Methode ist, wie jeder Logiker weiss, eine stete Quelle des Irrtums; die richtige Regel ergibt sich nicht aus einer beschränkten Anzahl von Einzelbeispielen, sondern genau genommen nur aus ihrer Gesamtheit. Derjenige also, der die richtige Regel gefunden hat, hat damit eine wertvolle geistige Arbeit vollbracht, und es wäre eine Torheit, wenn der Sprachlehrer sich diese Regel, diese Summe geistiger Arbeit entgehen lassen wollte, wenn er seine Schüler diese Regel noch einmal finden lassen, d. h. diese Arbeit noch einmal tun lassen wollte. Es wäre allerdings eine sehr nützliche Gehirngymnastik — aber nur unter der Voraussetzung, dass der Lehrer selbst die richtige Regel kennt — und selbst dann bliebe es fraglich, ob er im Klassenunterricht über soviel Zeit verfügt. Gerade da, wo Ziel des Unterrichtes nicht bloss passives Verstehen von Gelesenem oder Gehörtem ist, sondern aktives Sprechenkönnen, wird man ohne Regeln und ohne Grammatik, ja ohne viel Regeln und ohne viel Grammatik nicht auskommen.»

Julius Stenzel, Philosophie der Sprache. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1934. 116 S. 8:o. Preis: geh. RM. 5.—.

O. J. Tallgren-Tuulio, Sémantique finnoise et non finnoise. Appendice à la thèse de M. Hakulinen. Studia Fennica, I, 3. Helsinki, 1933.

Gunnar Tilander, El Fuero latino de Albarracín. De la Revista de Filología Española, tomo XX, 1933. Madrid.

Karel Titz, Encore une fois senior (tirage à part des Mélanges Salverda de Grave, p. 335—37).

Bertil Weman, Old English Semantic, analysis and theory. Diss. Lund, A.-B. Lindstedts Univ.-bokhandel, 1933. 187 S. 8:o. Preis: Kr. 10.—.

Maurice Wilmotte, Le Poème du Gral. Le Parzival de Wolfram d'Eschenbach et ses sources françaises. Paris, Librairie E. Droz, 1933. 93 p. 8:o.

Helmer Winter, 77 käännöstehtävää sekä toisen kotimaisen kielen ylioppilastehtävät vv. 1919—1933. Viides, lisätty painos. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 100 S. 8:o. Preis: FM. 10.—.

Hedwig Elisabeth Wohlwill, Typische Verhaltensweisen im Wahrnehmen. Diss. Hamburg, 1933.

Heinrich Wöhrmann, Görres' Rheinischer Merkur. Diss. Hamburg, 1933.

Franz Wollmann und *Robert Sernko*, Sprachübungen mit sprachkundlichen Belehrungen. Zweiter Teil. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1933. 132 S. 8:o. Preis: geb. RM. 2.75.

R. E. Zachrisson, English Place-Names. Reprinted from Studia Neophilologica VI. Uppsala, A.-B. Lundequistska Bokhandeln, 1934. 89 S. 8:o. Preis: Kr. 4.—.

Schriftenaustausch.

Annales de l'Université de Paris, VIII (1933), 6; IX (1934), 1—2. A signaler, p. 37: *G. Millardet*, Leçon d'ouverture du cours de philologie romane, donnée à la Sorbonne le 8 décembre 1933.

Annali della R. Scuola Normale Superiore di Pisa. Serie II. Vol. III (1934), 1.

Arkiv för nordisk Filologi, XLIX (1933), 4.

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, VIIe Reeks Deel IV, Afl. 1—2. — Registers of de 62 Reeks (1933).

Boletim de Filologia, II (1934), 2.

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, Tom XV (1933), 9—10; XVI (1934), 2. Palma de Mallorca.

Elisabeth Brauer, Jacopo de Barbari's graphische Kunst. (Teildruck.) Diss. Hamburg, 1933.

Hugo Buchthal, Codex Parisinus Graecus 139. Diss. Hamburg, 1933.

Julius Cohn, Die Dialektik der Gewissheit in Descartes' Entwurf der Sapientia universalis. Diss. Hamburg, 1933.

La Cultura, XII (1933), 4. — Rivista critica mensile fondata da Cesare de Lollis. Anno XIII (1934), 1. Torino, Giulio Einaudi.

The English Literary and Educational Review for Continental Readers, Nr. 3–4 (1933). Leipzig, Anglo-Saxon Book Agency.

Giessener Beiträge zur romanischen Philologie, hrsg. von *K. Glaser*, 26: *Herta Wendel*, Arkadien im Umkreis bukolischer Dichtung in der Antike und in der französischen Literatur. Preis: RM. 4.50.

Betty Heimann, Darstellung der Frau bei Jens Peter Jacobsen. Diss. Hamburg, 1932.

Investigaciones lingüisticas, I (1934), 3–4. Mexico, D. F.

The Journal of English and Germanic Philology, XXXII (1933), 4; XXXIII (1934), 1.

Junta para ampliación de estudios históricos. Archivo de tradiciones populares, II: *B. Acevedo y Huelves* y *M. Fernández y Fernández*, Vocabulario del Bable de Occidente. Madrid, 1932.

Adolf Katzenellenbogen, Die Psychomachie in der Kunst des Mittelalters. Diss. Hamburg, 1933.

Leeds Studies in English and kindred Languages, Nr. 2 (1933).

Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Avd. 1, Bd. 29, Nr. 5: *E. A. Kock*, Notationes Norrœnæ, XIX. — 7: *E. Löfstedt*, Ostfälische Studien, I. Grammatik der Mundart von Lesse im Kreise Wolfenbüttel (Braunschweig). 1933.

Modern Language Notes, XLIX (1934), 1–5.

Modern Languages, XV (1934), 3–4.

Moderna Språk, XXVIII (1934), 1–4.

Museum, XLI (1934), 5–7.

Namn och Bygd, XXI (1933), 3–5; XXII (1934), 1–2.

Akdes Nimet, Die türkische Prosopographie bei Laonikos Chalkokandyles. Diss. Hamburg, 1933.

Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society, Literary & Historical Section, Vol. III, Part III (1933).

Publications of the Institute of French Studies: *Thor J. Beck*, Northern Antiquities in French Learning and Literature (1755–1855), Vol. I: The «Vagina Gentium» and the Liberty Legend.

Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Atti, XC–XCII (1930–33).

Heinrich Redeker, Die Reorganisation der hamburgischen Polizei im 19. Jahrhundert. Diss. Hamburg, 1932.

Revista de filología española, índice de materials, tomo XX (1933), recopilado por *H. Serís*; XXI (1933), 1.

Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XII (1933), 4.

Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, 20: *Ingeborg Schröbler*, Wikingische Elemente im zweiten Teile des Gudrunliedes. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. Preis: RM. 4.80.

Revue des études hongroises, VIII–IX (1933), 3–4.

Romanische Forschungen, XLVII (1933), 2: *E. Fey*, Der literarische Charakter Mussets und das Problem seiner Beeinflussung; *A. Kolsen*, Nachtrag zur Rekonstruktion von G. Faidits Lied *Be for'oimai*. — XLVIII (1934), 1: *Gertrude Franke*, Der Einfluss des Nikolauskultes auf die Namengebung im französischen Sprachgebiet.

Otto Seelig, Zwillingsindividualität und Zwillingsgemeinschaft. Diss. Hamburg, 1932.

Sprache und Volkstum, Arbeiten zur niederdeutschen Sprachgeschichte und Volkskunde, III: *G. Cordes*, Schriftwesen und Schriftsprache in Goslar bis zur Aufnahme der neuhochdeutschen Schriftsprache. Hamburg, Karl Wachholtz, 1934. Preis: RM. 3.—.

Studia Neophilologica, VI (1934), 1–2.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, 164: *Alf Bo*, Tonegangen i Dansk Riksmaal, 1933. — 165: *K. Friis Johansen*, Iliaden i tidlig Graesk Kunst, 1934. København, P. Branner.

University of Illinois Studies in Language and Literature, XVI (1933), 3–4: *Don Cameron Allen*, Francis Meres's Treatise «Poetrie».

Volkstum und Kultur der Romanen, VI (1933), 3.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LVII (1933), 7–8; LVIII (1934), 1–2.

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, hrsg. von *E. Zellmer* und *Hans Ferk*, XXXII (1933), 5; XXXIII (1934), 1–2. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Mitteilungen.

Hjalmar Johannes (Nino) Runeberg est mort à Helsingfors le 16 février 1934. Il était né le 27 mai 1874 à Rome, où son père, sculpteur de grand talent, travaillait alors. Il passa son baccalauréat au Collège Chaptal à Paris en 1892, assista quelques années plus tard aux confé-

rences de Gaston Paris, publia en 1902 une étude sur le *Conte de l'ile-poisson* dans le troisième tome des *Mémoires de la Société néo-philologique*, soutint en Finlande, en 1905, une thèse de doctorat intitulée *Études sur la geste Rainouart* et fit enfin paraître, dix ans plus tard, l'édition critique d'une chanson de geste, la *Bataille Loquifer*.

Mag. phil. *Ole Reuter* verteidigte am 17. März zur Erlangung der Doktorwürde an der Universität Helsingfors eine Abhandlung *On the Development of English Verbs from Latin and French Past Participles* (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum VI, 6). 170 S. 8:o.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen: *A. Långfors*, Mots rares chez Gautier de Coinci (in Romania, LIX, 1933, S. 481—496).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XXXIII (1932), bespr. von Mario Roques in Romania, LIX, S. 311—12; *id.*, XXXIV (1933), Aufsätze von P. Verrier und H. Spanke, bespr. von M. Delbouille in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XII, S. 1411—12. — *A. Långfors*, Notice des manuscrits 535 de la Bibliothèque municipale de Metz et 10047 des nouvelles acquisitions du fonds français de la Bibliothèque nationale, suivie de cinq poèmes français sur la parabole des Quatre Filles de Dieu, bespr. von Mario Roques in Romania, LIX, S. 480. — *O. J. Tallgren-Tuulio*, Locutions figurées calquées et non calquées (Mém. Soc. Néo-philol. IX, 1932), kurz bespr. von P. S. Pasquali, in Il Folklore Italiano, VIII (1933), S. 102.

Ferienkurse im Auslande: *Bagnères-de-Bigorre* (Université de Toulouse), vom 3. Juli bis 9. September. — *Besançon*, Juli—September. — *Clermont-Ferrand*, vom 15. Juli bis 31. August. — *Dijon*, vom 15. Juni bis 31. Oktober. — *Florenz*, vom 14. Juli bis 28. August. — *Grenoble*, vom 2. Juli bis 28. Oktober. — *Hamburg*, vom 6. August bis 1. September. — *München*, vom 11. Juli bis 7. August. — *Paris*, Institut de Phonétique, vom 2. Juli bis 21. Juli und vom 23. Juli bis 11. August. — *Perugia*, Juli—September. — *Rom*, vom 5. Juli bis 29. August. — *Santander*, vom 1. bis 31. August. — *Siena*, vom 15. Juli bis 2. September. — *Zaragoza* (Jaca), vom 1. Juli bis 31. August.

Metrische Fragen.

Professor ANDREAS HEUSLER hat in der *Zeitschrift für deutsches Altertum* (LXX. Bd., 1933, S. 122—132) über mein Buch *Le Vers français* Bericht erstattet. Obwohl er hie und da etwas auszusetzen hat, kann ich nicht umhin, mich über seine weitgehende Anerkennung zu freuen und ihm dafür zu danken. Hoffentlich wird er es auch nicht übel nehmen, wenn ich hier zeigen will, wie seine Kritik grossenteils darauf beruht, dass er in meinem Buche dies und jenes nicht beachtet. Solch eine Erörterung metrischer Fragen dürfte wohl andere Forscher interessieren.

Der Klarheit wegen empfiehlt es sich, der Rezension HEUSLERS auf Schritt und Tritt zu folgen. R. = diese Rezension. H. = HEUSLER, *Deutsche Versgeschichte* (Bd. I—II, 1925—27). V. = VERRIER, *Le Vers français* (Bd. I—III, Paris, 1931—32).

— 1. Zu R., S. 122, Z. 5 (v. u.) ff. —

Zu einem Versmass gehören meines Erachtens ein r h y t h m i s c h e r R a h m e n und ein s p r a c h l i c h e s S c h e m a. Werden sprachlich die Silben weder gemessen noch gewogen noch gezählt, so können wir nicht von einem sprachlichen Schema reden, so haben wir kein Versmass, keinen Vers. Selbst wenn es sich um einen gesungenen Text handelt, wie z. B. in L'*Attaque du Moulin* von ZOLA und BRUNEAU oder in *Pelléas et Mélisande* von MÆTERLINCK und DEBUSSY. Obgleich der Vers vor Zeiten im Gesang geboren ist, hören wir heutzutage manchen Tonkünstler darüber klagen, dass er ihm in der Musik die sogenannte «carrure», die Vierhebigkeit, jedenfalls eine starre Taktgliederung aufnötigt und ihn daran hindert, sich in freien Melodien zu bewegen. Nicht nur im Gesang, sondern auch im Sprechvortrag kann taktierende Prosa vorkommen. Als solche haben sich z. B. Stellen aus BOSSUETS *Oraisons funèbres* und CHATEAUBRIANDS *Les Martyrs* ohne Absicht des Deklamators durch Experimentalphonetik erwiesen (s. Verrier, L'*Isochronisme dans le Vers français*, Paris, 1912,

Ex. 10, 11, 27 und 28). Mit ihren wechselnden, nicht schablonenmässigen Taktreihen mag dergleichen «rhythmische Prosa» besser gefallen als Verse: zu Versen wird sie deshalb doch nicht. Umgekehrt sind «freie Verse» oftmals nichts anderes als «rhythmische Prosa».

— 2. Zu R., S. 122–123. —

Sicher kann der Sprachstoff auf den rhythmischen Rahmen einwirken: auf die Verskadenz (s. R., S. 132, Z. 5 ff. und V. II, S. 53, 216–217), auf das Taktgeschlecht (s. V. II, S. 61 ff., und III, S. 248), auf die Abstufung und sogar die Stellung der Hebungen (s. V. II, S. 246 u., und vgl., als Folge der französischen Aussprache des Lateins, «Ave, maris stella» —). Doch nicht ganz auf dieselbe Weise lässt sich vielleicht die Entstehung des daktylischen Zehnsilblers aus dem «vers commun» erklären, — natürlich nicht aus der ursprünglichen Form 4 F + 6 M, sondern aus der abgeleiteten 4 M + 6 M, die schon im 10. Jh. häufig belegt ist (42.4 % im *Boethius*). Auf den Weg zum daktylischen Rhythmus konnte ja der Dichter leicht vom «sprachlichen Rhythmus» gelockt werden, wenn ihm ein Vers einfiel wie der folgende:

Filla's al rei qui a gran poestat.
Boethius, 163.

Man merke, wie sanglicher und sprachlicher Rhythmus in den ersten Versen einiger Gedichte dieser Art zusammenfallen:

Main se leva la bien faite Aelis,
Bel se para et plus bel se vesti, —

Mout m'abelist l'amouros pensement
Qui soutilment a mon cuer assailli.

Belle Doettë as fenestres se siet.
S. V. II, S. 151 f. (vgl. S. 252 u.).

— 3. Zu R., S. 123, Z. 24 ff. —

Im angeführten Verse,

Nus n'a joie | s'il n'aime par amour.

Renart le Nouvel (GENNRICH, Rondeaux II, S. 155),

wird an der Zäsur der Wortton im Gesang verfälscht und dadurch das sprachliche Schema regelwidrig variiert. Die Zäsur aber, d. h. der vom Versmass geforderte Verseinschnitt, ist ebenso wohl vorhanden wie in

Li miens amis | jut anuit avoec moi.

Ebd. S. 414 (GENNRICH, S. 103)

— 4. Zu R., S. 123—124. —

Wie HEUSLER S. 127 tadelnd bemerkt, habe ich in meinem Buch manches, oft mehr als einmal, wiederholt. Ja wohl, und mit Absicht. Ich durfte ja meinem Leser nicht zumuten, von Kapitel zu Kapitel und gar von Band zu Band alle Einzelheiten im Kopfe zu behalten. In V. II, S. 14—29 erkläre ich ausführlich, dass zu einem Versmass ein rhythmischer Rahmen und ein sprachliches Schema gehören (schon eine Wiederholung!), dass aber die Romanen ihre Verse nach der auf eine bestimmte Weise berechneten Silbenzahl nennen, welcher Name das sprachliche Schema im Grossen und Ganzen, den rhythmischen Rahmen dagegen gar nicht angibt. Das alles konnte ich nicht zu Anfang jedes Kapitels über ein neues Versmass wiederholen.

Für HEUSLER sind unsere 6+6, 8+6 und 7+7 nur verschiedene Füllungsformen eines und desselben Versmasses, einer aus zwei Viertaktern bestehenden Langzeile. Ein derartiger Begriff passt mit mehr oder weniger Vorbehalt auf den altdeutschen Reimvers und das deutsche ritterliche Reimpaar, schlecht aber schon auf den lyrischen Minnesang und sogar auf gewisse Versarten des deutschen Volkslieds, jedenfalls gar nicht auf den romanischen Vers. Jedes der obenerwähnten

französischen Versmasse hat seinen eigenen rhythmischen Rahmen und sein eigenes sprachliches Schema. Da ersterer Veränderungen aufweisen kann, müssen wir letzteres als Ausgangspunkt der Besprechung wählen. Dazu zwingt auch der allein geläufige Name. Deshalb ist je eine besondere Einteilung meines Buches dem 4+6, dem 4+4, dem 5+5, dem 6+6, dem 8+6 und dem 7+7 angewiesen. Eingehend aber bespreche ich jedesmal sowohl den eigentlichen rhythmischen Rahmen wie seine typischen, verbreiteten und lebenskräftigen Variationen. Aus dieser Besprechung des Rhythmus erhellt ja auch das darauf bezügliche Unterschieds- und Ähnlichkeitsverhältnis zwischen dem 8+6 und dem 7+7. Ebenso das rhythmische Gleichgewicht der viertaktigen Halbverse im 8 M + 6 F, — worauf ich übrigens aufmerksam mache: «Cette inégalité n'existe pas dans le nombre des mesures, 4+4» (V. II, S. 150). In sprachlicher Hinsicht aber enthält der Abvers weniger Stoff, und diese Ungleichheit hören wir auch im Gesang wie im Sprechvortrag.

In Heuslers Auffassung spiegelt sich gewissermassen ein Formgefühl ab, das in mittelalterlicher und volkstümlicher Dichtung germanischer Sprache mehr oder minder zum Ausdruck kommt: durch die gemeinsame zweiteilige Achttaktigkeit unserer 8+8, 6+6, 8+8 und 7+7 erklärt sich nämlich, wie ich in meinem Bande III hie und da bemerkt, dass die germanischen Nachahmungen dieser Versmasse öfters ineinander hinüberfliessen.

— 5. Zu R., S. 124—125. —

Zum Verhältnis zwischen lateinischen und vulgärlateinischen ritmi weise ich auf V. II, S. 60—69, 212—217, 279—281 und besonders auf meine Artikel in *Annales de l'Université de Paris*, 1932, S. 520 ff.; 1933, S. 122 ff., 320 ff. und 452 hin. Nur eine Bemerkung betreffs der «positivistes résolus». Quod non est in actis, non est in mundo, — erst also im Jahre 842 entstand das Galloromanische? Wird eine zur betreffenden Zeit unbelegte Sprach- oder Versform durch an-

dere notwendig vorausgesetzt oder anderswie sicher bezeugt, so dürfen und müssen wir sie als damals gebräuchlich anerkennen. Sonst aber nicht (zu R., S. 129).

— 6. Zu R., S. 126, Z. 10 f. —

Ich kann nicht einsehen, dass selbst die literarischen, geschweige denn die volkstümlichen chansons d'histoire «nach Inhalt wie nach Form» von den nordischen *Folkeviser* «recht weit abliegen» (s. V. I, S. 57 ff., 83 ff., 103—165, III, *passim*, besonders 82—89). Skandinavische Forscher, wie Sverker Ek, haben die Ähnlichkeit ausdrücklich erkannt.

— 7. Zu R., S. 126, Z. 11 ff. —

Früh, glaub' ich, hat sich der deutsche Reimvers nach dem französischen Sechzehnsilbler geformt. Ob aber in der Merowinger- oder Karlingerzeit? (S. V. III, S. 149.) — Den grossen deutschen Einfluss auf die nordische Dichtung des Mittelalters verkenne ich keineswegs (vgl. V. III, 26—27, 36 oben, 83—84). Der Gegenstand meines Buches ist aber ein anderer, nämlich der französische Vers und seine Verbreitung. — Die Tatsache, dass der leoninische Reimvers vor dem 9. Jh. in einem, dem westlichen Teil Deutschlands eingebürgert war, kann nicht als Beweis dafür gelten, dass Reigentanz mit Begleitung endreimender Langverse um 1020 im Anhaltischen üblich geworden sei.

— 8. Zu R., S. 126—127. —

Nun zu der Frage: Kurzvers oder Halbvers, Langvers oder nur Langzeile. Heuslers Auseinandersetzung kann ich nicht ganz verstehen. Wir wollen nach vorliegenden Tatsachen urteilen. In Otfrids *Evangelienbuch*, im *Saint Léger*, in der *Clermonter Passion* und in der sogenannten Complainte-Strophe sind je zwei vierhebige Glieder nicht nur durch den Reim verbunden, sondern auch durch den Sinn, den Satzbau. Das ist sicher gewollt. Wird doch durch erlaubte Reimbre-

chung das Reimen, das Versemachen bedeutend erleichtert. Es sind also nach dem Willen des Dichters Langverse, versus leonini, worum es sich in diesen Fällen handelt, und «der Formville des Urhebers ist uns verbindlich» (H. I, S. 4). Vom entgegengesetzten Formwillen zeugen in den ritterlichen kurzen Reimpaaren Deutschlands und Frankreichs die häufige, manchmal beinahe regelmässige Reimbrechung: hier haben wir also Kurzverse.

Den leoninischen Langversen gegenüber standen im Mittelalter endreimende Langverse, versus caudati, welche auch durch den Sinn, den Satzbau je eine Einheit bilden. Selbst wenn ihr Anvers leoninisch wurde oder mit dem nächststehenden Anvers reimte, blieben sie mindestens eine Zeit hindurch Langverse: versus caudati tripertiti oder versus caudati ventrini (s. WILHELM MEYER, *Gesammelte Abhandl.*, I, S. 83 u. 91).

Was versus leonini oder versus caudati angeht, geben uns manche Handschriften einen Fingerzeig: bald bildet jeder Langvers eine Zeile; bald fängt er an mit einer Majuskel oder einem roten Buchstaben; bald wird er durch einen Punkt abgegrenzt, welcher die einzige Interpunktion im Texte ist.

— 9. Zu R., S. 127, III. —

Nein, der germanische Versstil ist mir nicht «sauer geworden». An diesem Irrtum trage ich wohl einigermassen selbst die Schuld. Beim Korrekturlesen kam es mir lebhaft vor, dass meine Besprechung des Alliterationsverses diesen falschen Eindruck hinterlassen könne. Daher die Note, die HEUSLER angeführt. Weiteres konnte ich nicht mehr hinzufügen. Es werde hier gesagt. In dieser Besprechung kam es mir nur darauf an, darzulegen, dass die Germanen vom Alliterations- zum Reimvers übergegangen, weil letzterer (das meint auch HEUSLER) besser zum Gesang und selbst zum «geordneten Sprechrhythmus» passe; deshalb habe ich diesen Unterschied so schroff als möglich dargestellt. Brauch' ich

wohl in dieser Verbindung daran zu erinnern, dass alternance fixe nicht notwendig alternance binaire, ununterbrochnes Auf-und-ab bedeutet? Im Sprechvers bin ich fürwahr kein unbedingter Freund des «Jambentrabs» (vgl. Paul Verrier, *Métrique anglaise*, I, Paris, 1909, S. 336—342). Beim Alliterationsvers gefällt mir gerade die Abwechslung, die ja so wirkungsvoll «die Gegensätze des Sprachfalls unterstreicht» (V. III, S. 199, so von HEUSLER zitiert, und S. 118 ff.). Daneben kommt mir der Rhythmus des Otfridschen Reimverses «terne et traînant» vor (V. III, S. 171). Soll ich's gestehen? Mehr als einmal hab' ich mich beim Lautlesen oder Hersagen von Stücken aus der *Edda*, aus angelsächsischen Gedichten förmlich berauscht. In den kleinen Zeilen des *Sonatorrek* höre ich EGIL schluchzen oder stolz und doch wehmütig trotzen. Wenn ich auch einzelne Verse für schwächer oder verderbt halte (V. III, S. 141 f.), verstehe ich HEUSLERS Bewunderung für das *Hildebrandslied* (s. V. III, S. 118). Auf die Abwechslung des germanischen Verses ist ein Franzose nicht ganz unvorbereitet: im heutigen Vortrag unseres klassischen Alexandriners wechseln die Typen (s = Senkung, h = Hebung, H = Haupthebung) sshssH, shsssH, ssshsH und (selten) hssssH ab, — welche im zweiten Halbvers durch den weiblichen Schluss und in beiden durch mehr oder minder häufige Auslassung des *e muet* weiter variiert werden. Unleidlich wirkt auf mich und meine Landsleute der jambische Vortrag dieses unsres vornehmsten Versmasses.

Ich unterscheide gehörig zwischen «les imitations fantaisistes d'un Richard Wagner» und «les calques savants d'un Hugo Gering ou d'un Genzmer» (V. III, S. 120). Weshalb ich trotzdem einen «alliterierenden» Vers WAGNERS als Beispiel zitiére? Eben um zu zeigen, wie weit vom angeblichen Muster ein feinhöriger, aber in der Metrik ungeschulter Deutscher bleiben kann.

HEUSLER findet meine Rhythmisierung von *Hild.* 50a «unmöglich». Mit Recht. Aus mehreren Gründen ist sie geradezu schrecklich, und ich begreife nicht, wie ich solch ein

Ungeheuer zur Welt gebracht. Selbstverständlich ist «i h w a l= l o t a» Auftakt und «s u (m a r o)» stabreimende Haupthebung.

Dadurch, dass ich mich bei Benutzung meiner alten No= tizen verlesen und verschrieben, lässt sich mein Fehler mit Bezug auf die *Wulfklage*, wenn nicht entschuldigen, doch teil= weise erklären.

— 10. Zu R., S. 128. —

Da ich die Zweitaktlehre ausdrücklich nach HEUSLER dar= lege (V. III, S. 110), so muss ich ihn allemal nennen, wenn ich von seiner Meinung abweiche. Ich habe nie geglaubt, dass nach HEUSLERS Ansicht alle gleichen Anlaute Stäbe seien (vgl. V. III, S. 115).

— 11. Zu R., S. 128, Z. 14 ff. —

Nein, was die Vierzahl der Sieversschen Glieder über= schreitet, betrachte ich keineswegs als Zusatz: q u a n d j e d i s 'a u g m e n t é', 'a c c r o i s s e m e n t', 'a d d i t i o n', e t c., c' e s t t o u t s i m p l e m e n t p a r c o m p a r a i s o n a v e c l' h é m i s t i c h e 'n o r m a l' (V. III, S. 99). Genau «beschreibe» ich zunächst, wie und auf welche Weise der Halbvers fünf, sechs oder sieben Glieder enthält. Das Einklammern der die Vierzahl überschreitenden Glieder und das Beibehalten meiner Bezeichnung sollen gerade klarmachen, — was die Sieverssche Notation mit A* usw. verschleiert, — wie «künstlich» es ist, fünf=, sechs= oder siebengliedrige Typen in den Rahmen eines viergliedrigen hineinzwängen zu wollen. Diesen meinen Stand= punkt, — die Vielheit der Typen oder richtiger der Füllungs= formen, — betone ich wieder und wieder (z. B. V. III, S. 102, 103, 109). Wie hat HEUSLER nicht verstanden, dass ich mit ihm in dieser Hinsicht einig bin?

— 12. Zu R., S. 128, Z. 20 ff. —

Der von HEUSLER angeführte Nachtrag (V. III, S. 380 zu p. 152) hat mit der Frage dipodisch oder monopodisch gar nichts zu tun. Zunächst von HERMAN MÖLLER, später und

besonders von HEUSLER habe ich gelernt, den Alliterationsvers als dipodisch (viervierteltaktig) zu rhythmisieren. Den deutschen Reimvers dagegen habe ich immer als monopodisch (zweivierteltaktig) erkannt. So auch in meinem Buch (V. III, S. 110 und 151 ff.). Deshalb bezeichne ich hier die 'Haupthebungen', nicht durch Blockschrift, wie in Langtakten, sondern durch den Akut (schon S. 41). Ich erkläre es auch S. 387 unter 3.

Nicht dipodisch also, sondern nur zweigipflig kam mir der Otfridsche Halbvers vor: sei es durch mehr oder minder bewusstes Einwirken des Alliterationsverses mit seinen zwei — wenn auch anders geregelten — Haupthebungen, sei es um mehr oder weniger unbewusst ein besseres Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Füllungsformen zu erhalten, hat dieser Ansicht nach der Dichter je irgendwelche zwei der vier Hebungen durch sprachlich (und sanglich) höheren Stärkegrad zu Haupthebungen erhoben. So verschwindend ist die Zahl der anscheinend sicheren Ausnahmen, dass wir sie ruhig einem Fehlwägen OTFRIDS zuschreiben können. Es wird doch ein jeder zugeben, dass unser Dichter in seinem Wägen nicht ganz sicher ist: davon zeugen seine schwankenden und manchmal unrichtigen Akzente (vgl. V. III, S. 151 und 157 ff.). Erst beim Lesen der letzten Korrektur fragte ich mich selbst, ob es vielleicht nicht natürlicher wäre, sowohl keine feste Zahl wie keine feste Stellung der Haupthebungen bei OTFRID anzunehmen. Im Augenblicke fiel es mir nicht ein, dass ich diese Auffassung früher bei HEUSLER gefunden. Ehe ich die einzelnen Fälle untersucht, darf ich nicht Partei nehmen. HEUSLER mag recht haben. Wenn dem so ist, fehlen in meinem Buche Beispiele der seltenen nicht zweigipfligen Typen, — welches für meinen Zweck nicht von Belang ist.

— 13. Zu R., S. 129. —

Möglich ist es, dass bei den Minnesingern die «zwei- und dreihebigen Daktylen» ebenfalls nach französischem Vorbild entstanden sind (vgl. V. II, S. 155 und 252). Nicht aber die Variationen der Silbenzahl im 'Zehnsilbler': da sie

nicht nur an der Zäsur vorkommen, sind sie doch wohl eine Folge «der bekannten germanischen Neigung zu unstarrer Taktfüllung» (s. V. III, S. 251 f.).

— 14. Zu R., S. 128 f. —

In der Modus-Frage bei den Troubadours und Trouvères ist JEAN BECK bald in der einen bald in der anderen Richtung zu weit gegangen (s. V. II, S. 157). — Den Namen antikyklischen Daktylus für | ♩·♩ ♪ habe ich mit unseres besten klassischen Metrikers, LOUIS HAVETS Beifalle gewählt.

Ebenso wie der kyklische, | ♩·♪♩ = | ♪♩ ♪♩, gehört der antikyklische Daktylus zum dreiteiligen Taktgeschlecht: | ♩·♩ ♪ = | ♩ ♪♩ ♪. Im Gegensatz zu HEUSLER bin ich der Meinung, dass die zwei Takttypen ♩·♩ ♪ und 𝅗𝅥 ♩ ♩ nur für den Verstand, nicht für das Ohr beinahe zusammenfallen.

Nur ersterer ist modal (dreiteilig). M. A. n. erklärt er besser die Behandlung von Wörtern wie «werdekeit» und die grosse Seltenheit der Auflösung der dritten Note, der dritten Silbe. Er passt auch besser zu so häufigen Fällen wie in

Wer möhte hân grôze fröide âne kumber?
HAUSEN, MF 44, Z. 1.

Nicht nur besser, sondern allein, auf Grund seines dreiteiligen Geschlechts, passt er zu den gemischten Daktylen: | ♩·♩ ♪ = | ♩ ♪♩ ♪. Vgl. neuere deutsche Lieder (s. V. III, S. 249).

— 15. Zu R., S. 128 ff. —

Nach welchem Vorbild ist der deutsche Reimvers entstanden? Nach dem Achtsilbler der lateinischen Hymnen? Nach dem galloromanischen Sechzehnsilbler? HEUSLER berührt kaum meine Einwände gegen die erste Theorie und meine Beweisführung zugunsten der zweiten (V. III, S. 148—152, 168—173, 174—189). Hier kann ich nur darauf hinweisen.

Er verficht aber die entgegengesetzte Ansicht mit Gegengründen, worauf ich kurz antworten will. «Um *Kristes lob* zu singen», so hätte OTFRID gedacht, «ist nur éine Form wür-

dig, eine von unsrer Mutter, der heiligen Kirche, approbierte». Nein, der patriotische Franke OTFRID hat wohl gedacht: Um *Kristes lob* auf deutsch, auf fränkisch zu singen, muss ich ein deutsches, ein fränkisches Versmass wählen. Nicht nur für die in den r i t m i mehr oder minder bewanderten Kleriker war das Buch bestimmt, sondern auch und vielleicht zumeist für Laien, die Latein nicht verstanden (O. I, 1, 119—122 und an Liutbert, Z. 23 bei Braune), ja sogar, — wie ausdrücklich AUGUSTINS *Contra Donatistas*, — für «Analphabeten», die also nicht lesen, wohl aber hören konnten. Und für alle diese Laien passte ein bekanntes deutsches Versmass besser als eine für sie kaum erkennbare Nachahmung lateinischer r i t m i (die damals nur in gewissen Klöstern gesungen wurden). Warum denn nicht eher der Alliterationsvers? Er war ja im Verfall und nicht sangbar. Ausserdem meinte OTFRID, dass der deutsche Vers des Reimes bedürfe (an Liutbert, Z. 68—70). Aus all diesen Gründen zog er den Reimvers vor, den er also schon vorhanden fand. Älter als das *Evangelienbuch* sind einige der aufbewahrten Gedichte, welche diese deutsche Versart allein oder teilweise anwenden: nach HEUSLER vielleicht das sangbare *Petruslied*, sicher das *Muspilli* und der erste *Merseburger Segen*; nach anderen Forschern andere und zwar kirchliche, jedenfalls erbauliche Gedichte (s. V. III, S. 148). HEUSLER fragt, warum die Kleriker den deutschen Reimvers, wenn er verhältnismässig alt und volkstümlich war, nicht früher in ihren Gedichten benutzt haben. Ja, warum wurde auf Island der Reimvers, der schon 1119 (?), jedenfalls mehrmals später in der Kleinkunst bezeugt ist, in die höhere als Vers der r í m u r nicht vor der Mitte des 14. Jh. aufgenommen? In beiden Fällen aus demselben Grund, den HEUSLER ja verstehen kann: die Getreuen des vornehmen und kräftigen Alliterationsverses werden eine Zeit lang auf den vielleicht noch nicht ganz heimisch gewordenen Reimvers der Kleinkunst, der «bleichen Spielleute», als eine «Narretei» (vgl. *Skjald.*, I A, 539, 2), als «unflätiges Zeug», «teuflisches Geplärr und Geleier» (J. B. BACH, nach R. S. 130) herabgesehen haben.

Dem sei, wie ihm wolle! Entweder von Spielleuten oder erst von OTFRID geformt, soll nach HEUSLER der deutsche Reimvers durch Versschluss und Reim dem lateinischen «Achtsilblerpaare» näher stehen als dem galloromanischen. Ich meine, es sei umgekehrt.

Sicher haben die zwei ältesten überlieferten französischen Gedichte, der *Saint Léger* und die *Passion*, ihr Versmass den lateinischen Hymnen nicht nachgebildet (s. V. II, S. 67 f.). Es setzt eine selbständige galloromanische Entwicklung voraus. Schon erscheint es in einer etwas erweiterten Form: im *Saint Léger* (kurz nach 950) durch Hinzufügung eines dritten Reimpaares; in der *Passion* (kurz vor 1000) durch sporadische Auflösung der letzten Hebung (42 Fälle unter 516, d. h. 8.14 %). Diese Auflösung (| ♩♪♪) widerspricht der Behandlung des weiblichen Schlusses in unseren alten Versmassen (| ♩ ♪ oder | 𝅗𝅥. | ♩). Die auf diese Weise unregelmässig eingeführte Gleichwertigkeit des weiblichen und männlichen Schlusses treffen wir erst viel später und nur im Sprechvers wieder, nie im Volkslied. Die ursprüngliche Form des französischen Gesätzes finden wir bis heute in der sogenannten C o m p l a i n t e - Strophe:

> Le roi Renaud de guerr' revint, — tenant ses tripes dans sa main.
> Sa mère était sur le créneau, — qui vit venir son fils Renaud.

Hier, wie noch im *Saint Leger* und in der *Passion*, ist das Achtsilblerpaar wirklich ein leonischer Langvers (s. oben). Ebenso bei OTFRID. In den r i t m i der Hymnen hat sich der ursprüngliche Oktonar in zwei Achtsilbler gelockert.

Im r i t m u s und im französischen Vers wie bei OTFRID endet jedes vierhebige Glied regelrecht mit einer einsilbigen Hebung. Sonst sind die Vers- oder Halbversschlüsse mehr oder minder verschieden. (Um den Druck zu erleichtern und Verwechslungen vorzubauen, erlaube ich mir meine Sigel für Betonung auch in diesem deutschen Texte zu gebrauchen: *a* = *a*kzentuierte Silbe, *i* = *i*nakzentuierte Silbe, *m* = *m*inder (in)akzentuierte Silbe; — und ⏑ bezeichnen die sprachliche

Länge oder Kürze der betreffenden Silbe.) Im französischen Vers gibt es nur einen Gliedschluss: *a*. Er erscheint bei OTFRID in ca. 2.000 von den 14.208 Halbversen (1.546 des Typus 2—4, einige andere mit Haupthebung am Ende). Im ritmus ist auch nur ein Versschluss erlaubt: *ā̆m* (sehr selten *ā̆ m*) = Hsh (spätestens vom 6. Jh. an ist in der lebenden Aussprache des Lateins und also in den nicht quantitierenden Versen jede Tonsilbe lang). OTFRID vermeidet diesen Schluss, besonders mit derselben Rhythmisierung Hsh (nur drei Fälle verteilt unter drei Büchern). Mit der den ritmi unbekannten Rhythmisierung Hhh hat er ihn 17 Mal im 1. Buch, aber nur 4 Mal im übrigen Werk. Will man dazu, trotz des Unterschieds, den Gliedschluss *ā̆̆m* hinzufügen, so steigt allerdings die Zahl der *aim* = Hsh ganz erheblich. Der häufigste Schluss bei OTFRID, *āi* (*ām*) = Hh (ca. 90 %), ist sowohl dem ritmus wie dem französischen Verse fremd. Aus OTFRIDS Vers- oder Halbversschlüssen können wir überhaupt schwerlich auf das direkte oder indirekte ausländische Vorbild seines Verses schliessen: sie sind wohl vornehmlich vom deutschen Sprachstoff bestimmt (vgl. R., S. 132). Jedenfalls kann OTFRID unmöglich den *Ritmus de fide catholica* von seinem Lehrer HRABAN als Versmuster gewählt haben. Nie erlaubt er sich die entsetzlichen Versschlüsse, die bei HRABAN oft vorkommen (*iāi* = Hsh): formator 1, 2; fulgoris 16, 3; antiquus 18, 2; devotûm 1, 5; vetustus 5, 1; duobus 34, 1; columbae 48, 7; (per)tinacem 32, 3; sit dei 22, 6; per plagas 76, 2; (de cor)de verbum 6, 5; (ve)ra pacis 84, 5; (di)es ille 77, 1; usw., usw. Derartiges hätten wir von einem Germanen, einem Deutschen nicht erwartet. Der hochgelehrte HRABANUS MAURUS hat sich wohl aus lauter Verachtung auf das Wesen der unklassischen ritmi nicht verstanden (vgl. Verrier, in *Annales de l'Université de Paris*, 1933, S. 135 ff.). Was hätte OTFRID von ihm für seinen eigenen Reimvers lernen können? Die Behandlung des Reims? Auch nicht.

OTFRIDS Vers assoniert, wie der betreffende französische

und mit demselben Ansatz zum Vollreim (V. III, S. 174 ff.). In den lateinischen Hymnenstrophen mit der auch von jenen beiden angewandten Reimfolge aabb ist der Vollreim alleinherrschend. Selbst in den dreihundert Reimpaaren des HRABAN finden wir nur éins mit Assonanz: sobolem : discrimine 33, 1—2. Dabei vier 'Reimpaare' ohne Reim: 8, 3—4 (4 reimt mit 5 und 6!); 19, 5—6; 59, 3—4; 88, 1—2 (die zwei letzten, decrevit : redimeret, furibundus : adversarios, habe ich in meinem Buche, III, S. 366, wohl mit Unrecht, als «rimes imparfaites» betrachtet). Des Reimes entbehren von OTFRIDS 7.104 Langversen nur zwei, und zwar aus einem guten Grunde, als eine Art Zitat: der eine alliterierend (I, 18, 19) aus dem *Muspilli*, der zweite (I, 7, 27) vermutlich mit dem folgenden anderswoher entlehnt (s. V. III, S. 186).[1] In den ritmi, auch bei HRABAN, erstreckt sich sehr oft der Reim über die der letzten Hebung vorausgehende Senkung: (HRABAN) vexerat : servaverat 36, 5—6, flumina : crimina 37, 3—4. Sehr selten im französischen Vers und bei OTFRID. Was man bei ihm gewöhnlich zweisilbigen Reim nennt, z. B. wálde : bálde (I, 1, 62), d. h. zweihebiger Reim, ist ja etwas ganz anderes und erscheint weder im französischen Sechzehnsilbler noch im «Achtsilblerpaar» der ritmi.

Alles in Allem: OTFRIDS Reimvers steht dem ersteren näher als dem letzteren.

— 16. —

Diese Antwort auf HEUSLERS Rezension soll auch nicht «auf dem Pfade des Widerspruchs» zum Abschluss kommen. Er schreibt (R., S. 128), dass er mich «in der Mehrzahl der Punkte, über die sich streiten lässt, ... als Eidgenossen begrüssen kann». Ganz richtig. Hoffentlich wird ihm diese lange Auseinandersetzung zeigen, dass ich ihm öfter zustimme, als er gedacht.

Paul Verrier.

[1] Auf ähnliche Weise zitiert selbst der viel jüngere Trouvère Colin Muset in einem sonst üppig und regelmässig reimenden Gedicht (s. V. II, S. 84).

Das Nein des Märtyrers.

El. Eberwein, «Zur Deutung mittelalterlicher Existenz» (Kölner Romanistische Arb., Bd. 5) hat in ihren Artikeln über Eulalia und Fides die passive oder reaktive Haltung des Heiligen, der zur Welt nein, zu Christus ja sagt, diesen «Zusammenprall zweier übermenschlicher Mächte in einem Medium», das selbst, von uns aus gesehen, nichts «tut», schön geschildert. Sie hat dann, unter den Nachträgen, eine Bildbeschreibung einer Heiligen, wie sie Grünwald auffasst, beigebracht; auch hier war, nach den Worten eines Deuters (I. Blankenstein), die Heilige ein «heftig gepflügtes leibliches Kampffeld», zwischen den Mächten des Guten und des Bösen. Hier füge ich noch eine andere Beschreibung eines Heiligenbildes an, der in Venedig befindlichen Hl. Ursula des Carpaccio (1455—1525), wie sie in dem Blatt «Für die Frau» der Frankfurter Zeitung vom 24. Juni 1934 von J. A. (Johann Armbruster) unter der Überschrift: «Das Zimmer der Heiligen» gegeben wird:

«Das Bild zeigt das Zimmer, worin die heilige Ursula schläft. In der Tat zeigt es so sehr das *Zimmer*, wie den Traum der Heiligen und die Heilige selbst. Nicht etwa, dass die Schlafende sozusagen nur nebenher gemalt wäre; aber auch der Raum ist Thema des Bildes — der existierende Raum, seine klare Ausdehnung, die Höhe, Breite, Tiefe, seine Gegenwart, Vergangenheit und geahnte Zukunft, der Atem des Raums, die Stille des Zimmers und dazu auch die Stunde. Es ist wohl Morgen — die Zeit des Träumens vor dem Erwachen.

Ein zartgoldenes Frühlicht steht zwischen den Wänden, hellt die Einzelheiten auf: klärt die Silhouetten der Blumenstöcke im Fenster und das Gitter, macht Statuetten sichtbar, den Weihwasserkessel, die Kassetten der Decke, das Lämpchen, das Pult in seiner leisen Dinglichkeit; die gedrechselten Stangen des Baldachins sind deutlich geworden und das zackige Krönchen der Heiligen, die eine Prinzessin ist, und die Pantöffelchen. Auch in den geöffneten Wandschrank, in diese letzte Zuflucht der Nacht, geht still suchend schon die erste

Morgenhelle hinein wie ein Blick. In der Klarheit der Frühe ruht die Reinheit des Gesichts und der Hand, die in feinem Bug unbewusst Schläfe und Wange stützt. Die reine Weisse und Glätte des Linnens ist wie ein Spiegel dieses Angesichts.

Das Bett ist ein Ehebett; aber die Lagerstätte neben der Schläferin ist leer und unberührt. Die Schläferin ist eine Braut des Himmels; sie wird eine Märtyrerin sein. Der Engel, der zur Rechten eintritt, geträumter Engel in grauem Schimmer und dennoch wirklich, ein Engel in magisch geschärfter Wirklichkeit und um so viel tatsächlicher, wie Träume wirklicher zu sein vermögen als das Leben selbst — der Engel bringt die Palme, die das Martyrium bedeutet.

Ist es ein arger Traum? Für den weltlichen Sinn gewiss. Aber der fromme Sinn empfängt auch von diesem Traum nur grössere Sicherheit: nur tiefere Ruhe des Wesens und der Erfahrung. Wir würden sagen können, das ganze Bild sei von der Ruhe des Stillebens gehegt. Wahrer wäre, zu sagen, sogar das Stilleben in diesem Bilde (das Pult mit den Geräten etwa und dem Kästchen daneben) habe die Ruhe einer ins Heilige gehobenen Menschlichkeit.

Welche Sicherheit in diesem Bilde!

Selbst die offene Tür, die ein Alptraum sein könnte, wird durch die reine, alles überwindende Zuversicht der Träumenden in lauter schweigende Sicherheit verwandelt. Eines Tages wird dieser Frau das äusserste geschehen — der Märtyrertod durch den Pfeil; aber die Gewissheit dieses Endes macht das ganze Leben bis dahin und darüber hinaus nur zu vollkommener Ruhe, an die keine Angst hinanreicht. Das Antlitz der Schläferin ist fest und klar wie Marmor in der reinsten Form, deren der Marmor fähig ist, und sanft und offen wie die Andacht.»

Man ersieht aus der vollkommen sachgerechten[1] Beschrei-

[1] Man wird sich fragen, warum ich einen Zeitungsartikel heranziehe: vielleicht aus einer Neigung, *alle* Dokumente der Wissenschaft dienstbar zu machen, sofern sie wissenschaftshaltig sind, noch mehr aber deshalb, weil ein fürs grosse Publikum berechneter Deutungsversuch eines Kunstverständigen, der an unsere literarhistorischen Probleme gar nicht denken konnte, ein sehr objektives Zeugnis ist.

bung, wie das sanfte Neinsagen zur Welt, zu eben diesem ruhenden Raum mit allen seinen Dingen, zum Ehebett (vgl. den blossen Blick des Alexius auf das Ehebett und sein Neinsagen), zu dem «Stilleben», die Handlung des Bildes ist: Der Engel bringt die Entscheidung heran, in Gestalt eines Traumes, im Gesicht der künftigen Märtyrerin spiegelt sich nichts als Ernst der Entscheidung, Sanftmut, Reinheit.[1] Das Weiss des Gesichtes kämpft gleichsam gegen die Fülle des Raumes mit seinen Dingen, es ist deren ganz seelisches Gegengewicht, es ist *das Farbe gewordene Nein zur Welt.* Traum ist ein Erleiden, und so erleidet die Heilige die Ankündigung des Martyriums — gleich wie Maria die Verkündigung 'erleidet'. Ich glaube, dass der vorstehende Versuch einer «wechselseitigen Erhellung der Künste», besser der Parallelisierung der dichterischen und malerischen Darstellung derselben Lebenshaltung erlaubt ist, auch wenn die beiden Darstellungen nicht gleichzeitig sind. Und ich glaube ferner, dass solche Parallelisierung, sofern sie Text und Bild zusammengesellt, die aus gleicher Existenzhaltung stammen, fruchtbar sein kann.

Istanbul. *Leo Spitzer.*

[1] Nach Steuwen, Der christliche Bedeutungswandel bei Tertullian (1926) S. 81 ff. hat *confiteri* 'sich zum Christentum bekennen' direkt die Bedeutung '*pati*' = um des Glaubens willen die *tormenta* erleiden, daher *confessor* = Martyr (Tertullian: Nisi vis confiteri, pati non vis). — Daselbst S. 108 ist Aufklärung zu holen über *empedementz* 'Folterqualen': «durch die Entbehrungen legt er [der *miles dei* = Märtyrer] die *animae impedimenta* ab, um besser kämpfen zu können» — die *militia dei* ist durch *sostendreiet* ein *duldender* Dienst geworden. Das *sostendreiet* spiegelt wieder das *levem sarcinam domini*, in welcher Form Tertullian (De monog. 2) Math. 11, 30 las: Harnack, Militia Christi S. 36, sagt hiezu: «Christus ist hier als Hauptmann gedacht, der die Schwere des Gepäcks seiner Soldaten bestimmt», und vergleicht die andere Stelle über die *impedimenta*. Der Eulalia-Vers vereinigt gleichsam in sich die beiden Tertullian-Stellen. — Für *nomen christianum* (= *nom chrestiien*) vgl. ebenda S. 68 u. 80: die *confessio nominis* [christiani] war das Bekenntnis: *christianus sum*, das Gegenteil *negatio* (vgl. *raneiet*): Negatio est enim martyrii recusatio (Tertullian).

Ancora dei nomi italiani e provenzali d'uccelli, derivati da *dardu*.

(A prop. di *Neuphil. Mitteil.*, XXXV, pgg. 95—100.)

Ricevo, inviatami gentilmente dal prof. Rohlfs, copia d'un suo breve cenno di recensione ai *Beitr. zur franz Wortgeschichte I* del Vidos, apparso nell'*Archiv f. das Studium der neueren Sprachen*, B. 164, H. 1/2, pg. 156.

Non avendo potuto tenerne conto, per evidenti ragioni cronologiche, nel mio scritto *D'un gruppo di voci provenzali designanti uccelli di rapina*, pubbl. in questa stessa Rivista, vol. XXXV, 1934, n. 3/4, pgg 95—100, non è male ch'io mi v'indugi sopra un istante.

Il R. crede che per le voci «*tartarasa*» prov. e altoit. «*tartaro, tarter, tartarin, tartarell*» 'rondine', etc. si debba partire da una onomatopeia *t a r = t a r*, originata dal grido della 'rondine'. Ma, e le forme in cui la reduplicazione onomatopeica — per un momento fingiamo di accettare l'ipotesi del R. — *t a r = t a r* non si manifesta? L'it. *dárdano*, ad esempio, il lomb. *dárdan* noto anche alla toponomastica di quella regione, il veronese *dardano*, il berg. *dardú*, il nizzardo *tartaou*, il *tartana* dello Hérault, l'ant. prov. *tartano*, tutti già da me riferiti, e spiegati come derivati, con vario suffisso, da *d a r d u* (< *d a r o þ*)?

Occorrerebbe separare tali forme dal tipo — chiamiamolo così — *tarter* trent.; moden. *dérder* e *térder*; prov. *tartarasso, tarderasso, tardaras*, etc. Ma come sarebbe possibile? D'altronde come discendano anch'esse da *d a r d u*, e sulle loro particolarità fonetiche e morfologiche ho detto a lungo, specialmente alle pgg. 96—99 dell'art. cit.; inutile quindi ch'io stia a ripetermi. A conferma della mia ipotesi etimologica addurrò piuttosto il romagn. *doerd* 'm e r o p e a p i a s t e r; gruccione; grottaione' (acc. a *darden*, in: Gaspare Ungarelli, *I nomi dialettali dell'avifauna bolognese*, ne *L'Archiginnasio*, di Bologna, XXV, 1930, 4—6, pg. 10 dell'estr.) che continua direttamente *d a r d u*.

Ma se per il «garrire» della «garrula» rondine, il R. ha potuto sospettare un'origine onomatopeica *tar=tar*, non comprendo com'egli abbia potuto ammettere la medesima per i nomi del 'nibbio' e del 'falco': quasi che il grido di questi due uccelli sia uguale a quello della 'rondine'.

Ad ogni modo ha fatto bene la Kocher a non includere le voci di cui sopra nel suo studio *Reduplikationsbildungen im Französischen und Italienischen*, Aarau, 1921 (tesi di Berna), ai cap. «Onomatopoetica» pg. 63, «Vögel», pg. 47, «Umwelt des Menschen: 4, Tiere» pg. 98.[1]

Non vedo poi perchè non dovrebbe essere accolta l'idea di 'dardo', anche per i nomi della 'rondine'; non ricordavo forse di già che a designare la 'rondine' e il 'rondone' le idee di 'forbice', 'falce', 'balestra' ricorrono di frequente? Tanto meno si potrà obbiettare per il ricorrere di tale idea nel nome di uccelli di rapina; per questi io già vedevo soprattutto un'allusione alla velocità del volo. Non troviamo forse, ad esempio, in altro campo, esclusivamente suggeriti dall'idea di 'rapidità', di 'velocità' i vari *sajettone* (napol.), *saettone* (< *sagitta* + *=one*) indicanti il 'ramarro' in dialetti

[1] Nomi onomatopeici riflettenti un *t* (voc.) *r* — *t* (voc.) *r*, e *c* (voc.) *r* — *c* (voc.) *r* (— cfr. Rohlfs., loc. cit. —) sono, ad es., i seguenti dial. it. per il 'forasiepe': *tre=tre* bellunese, *kra=kra* spezzino, veron. *cercer*, *taratatè* lunigianese. E come non ricordare il grido caratteristico del 'forasiepe': 'l'uccellino del freddo'?

> Viene il freddo. Girí per dirlo
> tu, sgricciolo, intorno le siepi;
> e sentire fai nel tuo zirlo
> lo strido di gelo che crepi.
> Il tuo trillo sembra la brina,
> che sgrigiola; il vetro che incrina...
> *trr trr trr terit tirit...*
>
> (Pascoli, *L'uccellino del freddo*, da *I canti di Castelvecchio.*)

Ma sui nomi onomatopeici del 'forasiepe', v.: Alice Brunner, *Les noms du roitelet en France*, Zürich, 1922 (tesi di Zurigo), a pg. 88 n. 1, ov'è particolare riguardo all'Italia.

italiani? E nel Veneto non è forse detta *sitón*, *saetón* lett. 's a e t t o n e' (— 'saettone' per il Battisti, ne *L'Italia Dialettale*, IV, 1928, pg. 274; 'civettone' per il Sepulcri, *Etimologie venete*, nell'*Arch. Gl. It.*, XXI, pg. 130 —) la 'libellula'?

P. S. Pasquali.

Appunti etimologici.

I.

1. Franc. dial. c r u m e derivati 'nebbia'.

La famiglia di *crum*, voce con la quale si designa la nebbia in alcuni dialetti della Francia meridionale, è stata accuratamente raccolta da Hans Kläui nella sua dissertazione: *Die Bezeichnungen für «Nebel» im Galloromanischen*:[1] «Quercy *crumado* 'nuée, brume'; gasc. *crum*, *crun* m. 'nuage (orageux, noir)' (Mistral); *crumèro* f. 'brouillard'; *croumous* 'brumeux' (Roques); *crum* m. 'nuage épais et noir'; *crumèro* 'nuage léger, brd.' (Cenac-Monc.); *crum*, *crumel*, *crumet* 'nuage'; *crumous* 'brumeux, nuageux' (Noulens); *encrumat* 'couvert de nuages' (Cenac-Monc.); *crumatèro* 'nuée d'orage'; *crumasso* 'id., orage' (Mistral).» Ma il K. dichiara subito:[2] «Alles Ableitungen zu einem Stamm *crum-*, der mir aber dunkel bleibt.»

*

Venendo ora all'etimologia delle forme surriferite, io credo si debba partire da una base ***crumu-*** per **grumu-** 'mucchietto; pallottolina: g r u m o'. 'G r u m o' naturalmente, in riferimento alla densità e alle incrostazioni della nebbia.[3]

[1] Hans Kläui, *Die Bezeichnungen für «Nebel» im Galloromanischen*. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der philos. Fakultät I der Universität Zürich; Aarau, 1930, pg. 91, § 126; cap. 12 «unklare und dunkle Wörter».

[2] Kläui, *Op. cit.*, pg. 91, § 126.

[3] V. altri esempi e voci sugger. da tali idee in Kläui, *Op. cit.*, pgg. 78, 79, 84–85. Aggiungerei pure il vallesano *tsènevi*, e savoiardo *tserévo* — etimologicamente < ***cannaputiu** — 'nebbia'; pei quali il Kl.,

Oltre a ***crumu**, continuato direttamente in *crum* e *crun*, s'avrà dunque ***crumu** + vario suffisso: *-atu (a), -ariu (a), -osu, -ellu, -ittu*, etc.

2. *Di alcuni nomi dialettali italiani della «motacilla alba» e della «motacilla flava».*

Anche al diligente studio che Rudolf Hallig ha dedicato ai nomi romanzi della cutrettola[1] non manca l'ormai tradizionale capitolo delle voci d'origine oscura od incerta.[2] E'intorno ad alcune di esse, ritenute tali dallo Hallig e appartenenti ai dialetti italiani,[3] che fo seguire qui qualche osservazione:

friul. *bandule* (*AIS*, p. 329, 338, 348: Travasans, Moggio; Adorgnano, Tricesimo; Sant'Odorico), *codebàndule* (Pirona), saranno probabilmente da **cauda** + **pendula** (> *codebàndule*, e quindi *bándule*). Da scartarsi sono, in questo caso, le ipotesi fantasiose date dallo H. a pg. 79, ove invece è da vedersi per il passaggio P > *b*.

friul. *mándole* (*AIS*, 327, Forni di sotto) e *mandulína* (*AIS*. 318, Forni Avoltri); Hallig, pg. 79. Sarà **b-* < **p**: cioè **pendula**, *-ina* × *mandare* nel senso di 'muovere'.

—

pgg. 68—71, partirebbe dall'idea originaria di 'canovaccio': «Hanfsträhne, Fetzen», donde «Nebelfetzen, Nebel». Solo che *tsènevi* e *tserévo* non significano affatto «Hanfsträhne, Fetzen», ma bensì, come sa pure il Kl. (pg. 70), 'chenevis', «Hanfsame»: 'seme di canapa' (— cfr. ad ogni modo anche per l'etimo: W. GERIG, *Die Terminologie der Hanf- und Flachskultur in den frankoprovenzalischen Mundarten*, Heidelberg, 1913, Beih. 1 di *Wörter u. Sachen*, pg. 25). Per me, il passaggio semantico da 'seme di canapa' a 'nebbia' è identico a quello di 'grumo' > 'nebbia': 'nebbia densa e fittissima, le cui particelle sono solide quasi come granellini di seme di canapa'.

[1] RUDOLF HALLIG, *Die Benennungen der Bachstelze in den romanischen Sprachen und Mundarten*; Leipzig, 1933; *Leipziger romanistische Studien*, R. I, H. 3.

[2] Op. cit, pgg. 76—82; cap. VII: «Wörter, deren Bedeutung nicht aufgeklärt werden konnte.»

[3] Op. cit., pgg. 79—81, cap. VII, p. II. Non so perchè lo H. ne distacchi — certo non bene — i dialetti corsi, che figurano erroneamente isolati a pg. 82, cap. VII, p. IV.

napol. *cocciavanella*; Hallig. pg. 80. Letteralmente è: 'testa vuota'; donde, affettivamente: 'testolina'. Lo H. è anche in questo caso fuori strada.

sard. (Fonni) *kualóru* (*AIS*, 947). «Erster Teil *coda*, vgl. Porru *coa lunga, coa de rundili*»; così, secondo lo Hallig, pg. 81. Sarà forse ***caudar(i)olu** con conseguente metatesi del suffisso *-ar[i]olu* > *-loru*?[1]

savonese *paggiaetta* (Giglioli, *Avifauna italica*, pg. 149) Hallig, pg. 81. In principio avevo pensato che tale nome fosse originato dal colore («paglierino») della «motacilla flava». Si dovrà vedervi invece un riferimento al tempo in cui il grano matura e l'uccello appare, o meglio è più diffuso. La denominazione savonese vorrà dunque dire: 'uccello della paglia', e andrà col *payarína* del punto 990 dell'*ALF*, e col *paddzónəkə* del punto 709 dell'*AIS* (Vico del Gargano), giustamente ricondotto dallo Hallig, pg. 75 ad un ***paleonica**, ma erroneamente interpretato (pg. 75, e pg. 75 n. 6). Andrà ancora con lomb. (tic.) *uršẹy da byūva* — «wie erklärt sich diese Bezeichnung?» si domanda lo H., pg. 81 —, e forse con ticin. *panišóra*, per cui v. però: Hallig, pgg. 75—76. Aggiungerò per la Spezia *paǰǰaísˢa* che ho da informazioni personali.

piem. «*pestsulínna* (p. 182) möchten wir zu it. *pesciolino* s. m. «dim. di pesce» (Petr[occhi]) in Beziehung setzen; nach Petr. besteht der Ausdruck «E'un pesciolino; pare pesciolino = di ragazzo vispo». Art und Schnelligkeit der Bewegungen müssten die Übertragung veranlasst haben.» Hallig, pg. 81. Non credo: l'origine di tale denominazione è in relazione all'essere l'uccello frequente lungo il corso dei fiumi e dei ruscelli. Denominazioni suggerite da tal fatto non mancano; vedine ad ogni modo nello studio dello Hallig a pgg. 38—39. *Pestsulinna* dovremo interpretarlo come: 'l'uccello dei pesci', 'l'uccello pescatore'.

[1] V. altri esempi pel dominio romanzo a pg. 634, § 458 della *Fonologia romanza* del Guarnerio, Milano, 1918. Cfr. così: sic. *fumaloru* 'fumaiolo' < ***fumariolu**, etc.

ticin. *sakakúa* (*AIS*, p. 31). Hallig, pg. 81. Sarà da dial. *saká/r* battere, e più precisamente da imper. *sáka* + *kúa*, cioè 'batti + coda'. Anche giù in Liguria e in Lunigiana s'ha *sakár* = 'battere', 'calpestare'.

marchig. *skodándža* (*AIS*, 557; Esanatoglia): «ist *-andža* = *-anza* (< lat. **-antia**)?; vgl. ML RGr 2, § 518, ML ItGr § 521»; Hallig, pg. 81. Parmi piuttosto si tratti qui di **cauda** + **lancea**: lett. 'codilancia', in riferimento alla lunghezza della coda. Nell'Italia centrale *codilancia* è nome dell'anas acuta L. La caduta dell'*l* nel nesso **-d[i]l-* è facilmente spiegabile con il più forte influsso ed il predominio dell'idea di 'coda' nella parola.[1]

lomb. *skũasōli* (pl., masch.) (*AIS*, 285; Pescarolo, Cremona). Hallig, pg. 81: «*-ōli* = *uoli* (vgl. [*AIS*] c. 492 (l'usignuolo), 195 (l'orzaiuolo)». Non differirà altro che per il suffisso (*-olu*) dal modenese *skuasén*, interpretato dallo

[1] Nei nomi dell'anas acuta L. è più frequente però la caduta del *d*, per la preponderanza dell'idea di 'culo'; cfr.: *colanza* (Ferrara; Giglioli, *Avif.*, pg. 307), *clunzin* (Comacchio; Giglioli, *Avif.*, pg. 307), *colanz* (modenese; Giglioli, *Avif.*, pg. 307; bologn., v. Ungarelli *I nomi dialettali dell'avifauna bolognese*, ne *L'Archiginnasio*, XXV, 1930, fasc. 4–6, pg. 8 dell'estr.). Ma anche in altri nomi dial. it. d'uccelli abbiamo la sostituzione di **culu** a **coda**; cfr. così romagn. *culrass* (– donde poi un ulteriore *corass* –) 'codirosso' 'ruticilla phoenicurus', nella regione detto ancora *codirosla* e *codiroslon* (Ungarelli, pg. 8); *culbianc* bologn. per il 'codibianco' o 'massajola' (la 'saxicola oenante'), che i montanari – a Gaggio per esempio, chiamano pure *scodaider* (Ungarelli, s. v.). Per sovrapposizioni dell'idea di 'culo' all'idea di 'coda' in nomi d'uccelli, v. anche Hallig, *Op. cit.*, pg. 11, e pg. 30. – Per alterazioni di voci francesi, causate dall'intrusione di **culu** per etimologia popolare v.: W. v. Wartburg, *Zur Frage der Volksetymologie*, in *Homenaje a Menéndez Pidal*, 1924, T. I, pg. 21 e 23. – Altro caso di **coda** > **culu**, v., per lo spagnuolo, nell'art. di Max L. Wagner, *En torno a las «Etimologías Españolas» de G. Rohlfs*, in *Revista de Filología Española*, XI, 1924, fasc. III. – Ma tornando ai nomi, di cui s'è detto, dell'anas acuta, ricorderò ancora come il nesso *-dl-* siasi pur conservato in *codlanz* romagnolo (Giglioli, *Avif.*, p. 307). Nel romanesco s'ha *codilanza* (Chiappini, *Vocabolario romanesco*, Roma, 1933, pg. 86).

Hallig, pg. 32, come *squass-* + *-ino*. E ancor più s'avvicinerà al venez. *skasola* «= *squass-* (*-are*) + *-ola* (*REW*³ 6939)», Hallig, 32. La radice verbale *squass-* maschera un più antico dial. *kua, koa* con *s-* prostetico (*skua, skoa*) 'coda'.

abruzz. *kwatríŋgola* (*AIS*, p. 567), «vgl. dazu siz. *tringuli-minguli* Z[eitschr. f. rom. Phil.] 44, 59»; così lo H., pg. 81. La prima parte è senza dubbio 'c o d a'; per il *tríŋgola* della II parte, oltre il sic. *tringuli-minguli*, va ricordato il ritornello famoso:

«tante tringole, mingole, tringole
tante tringole, mingole, tringole»

di antiche canzoni napoletane.[1] Alla Corsica non è ignoto poi il verbo *trincá, tringulá, trinnicá* «cullare, -arsi, dondolare, muoversi» che il Salvioni[2] pensa collegare a «***tinnicare** o ***tintinnicare**» attraverso ad una forma **t i n t r -*.[3] Ma *tringulá* sarà più precisamente un ***tin]trinniculare**. 'C o d a *t r i n g o l a*' infine vorrà dire 'coda pendula, dondolante, oscillante'.

corso *koditréndula*. Hallig, pg. 82. La forma corsa *kodi-trénnula*, pur registrata dallo H. a pg. 29, mi fa pensare se non si debba risalire a un **k o d i t r é n g u l a* donde *-trénnula*, e per successiva dissimilaz. e falsa restituzione *-tréndula*.[4] Il

[1] V. partic. il *Contributo alla storia della lirica musicale italiana popolare e popolareggiante dei secoli XV, XVI, XVII* di Francesco Novati, in *Scritti vari di erudizione e di critica in onore di Rodolfo Renier*, Torino, 1912, pgg. 947–949. Per «*tringule e mingule*» nel dial. nap., v.: Novati, *Op. cit.*, pg. 948, n. 2 e 3.

[2] Carlo Salvioni, *Note di dialettologia corsa*, in *Rend. del R. Istituto Lombardo di Sc. e Lettere*, s. II, vol. XLIX, 1916, pg. 843, n° 277.

[3] «Certo — aggiunge il Salvioni, a pg. 844 — si può pensare alla intrusione di 'tremare', ma il r ricorre pure là dove, come in *trinniri*, esso non avrebbe ragione, e tuttalpiù potrebbe invocarsi qualche onomatopeia.» — Per altre ipotesi su *tringulá*, v.: Guarnerio, in *Arch. Gl. It.*, XIV, 406, e Jud in *Romania*, XLIII, 456 n.

[4] **T e n d u l a* con *-r-* epentetico parmi improbabile. Ad ogni modo, per l'epentesi di r nei dial. corsi, v.: Salvioni, *Op. cit.*, loc. cit., pgg. 755–756, n° 80. — Un'ipotesi che avrebbe maggiori probabilità è piuttosto quella di un incrocio di *coda*] *tremula* × *trená*. Per il tipo **cauda** + **tremula** in Corsica, v.: Hallig, pg. 29

Salvioni, *Op. cit.*, pg. 843 oltre a *trincá*, *=gulá*, *trinnicá* ha, sempre per la Corsica, *tre=*, *tri=*, *trunigá*; *trená*, etc. Quanto poi a *= n n =* > *=nd=*, v.: Salvioni, *Op. cit.*, pg. 716, n° 2.

corso *kodisénnula*, *=éndula*, *kodidzíngula* (Hallig, pg. 82); *kodizénnula*, *=tsénnula*, *=tsínnula*, *koridzénnula* (Hallig, pg. 29). Bisogna qui tener presente quel verbo *zinnulá*, *zennulá* 'remuer, trembler' che lo H., pg. 29, registra senza farne il dovuto conto, e che andrà con *cennáre*, *accenná* (*REW*, 1932), per cui v. pure Salvioni, *Op. cit.*, pgg. 716–717: 'a c c e n n a r e', 'c e n n a r e' nel senso di 'm u o v e r e'. Tale denominazione è poi probabilmente rifatta sul tipo, assai più diffuso, di *kodi=méннula*, *koriménnula* (< *miná* 'battere', etc.: H. pg. 32) per cui v.: Hallig, pg. 32,[1] o sull'altro di *koditrémula*.[2]

Pontremoli (Massa=Carrara), Italia.

P. S. Pasquali.

The pl. pres. ind. in English[3] and Low German.

Although the indicative and subjunctive moods are in general perfectly distinct in O. E. there is a tendency for this distinction to be lost in the plural of the preterite; hence pl. pret. subj. late W. S. *=on* (beside *=en*) Ru[2]. *=un* (beside *=e*) Kent. Gl. *=an*,[4] *=on* Ru[1]. pl. pret. ind. *=en* (beside *=on*); pl. pret. subj. *=on* (beside *=en*) Lind. pl. pret. ind. *=en*, *=e* (beside *=on*, *=o*); pl. pret. subj. *=on*, *=o* (beside *=e*, *=en*).[5]

[1] «*Còdimènula* = *còditrèmula* — f. coditremola, ballerina, specie d'uccello (*bergeronnette*)» trovo ancora nel recentissimo vocabolario di Tommaso Alfonsi, *Il dialetto còrso nella parlata Balanina*, Livorno, 1932, pg. 46.

[2] V. qui sopra, p. 168, alla nota 4.

[3] Forms are taken from E. Sievers, *Angelsächsische Grammatik* and from the standard dissertations and editions of texts as listed by K. Luick, *Historische Grammatik der englischen Sprache*, § 19 ff.

[4] With change of *o* to *a*; see Luick, *op. cit.* § 349.

[5] See A. S. C. Ross, *Studies in the Accidence of the Lindisfarne Gospels* (in the press).

This analogical use of the form of the pl. pret. ind. for the pl. pret. subj. and *vicê versâ* is probably due to the fact that in the weak verbs (i. e. in the majority of verbs) there was no distinction between the indicative and subjunctive moods in the 1st. 3rd. sg. pret.

The fact that *-on* could be used beside *-en* in the pl. pret. subj. led to its use beside the *-en* of the pl. pres. subj. also; hence pl. pres. subj. late W. S. *-on* (beside *-en*) Kent. Gl. *-an, -on* Lind. *cymo* L 16, 28; L 17, 1; *gewyrco* J 6, 28; *gelefo* J 6, 29 (beside forms in *-e*) Rit. *forecymo* 73, 3; 87, 3; *gifremmo* 23, 10 (beside forms in *-e*) Ru[1]. *ongeton* Mt 13, 15 (beside forms in *-en*).

When the weakening of the vowels in the flexional syllables took place, an O. E. system pret. pl. ind. *-on* (*-en*), pret. pl. subj. *-en* (*-on*), pres. pl. subj. *-en* (*-on*) gave M. E. *-en* in all three forms. Similarly in M. L. G. the weakening of the vowels led to a single form, *-en*, in the pl. pret. ind. (: O. S. *-un*), pl. pret. subj. (: O. S. *-in*) and pl. pres. subj. (: O. S. *-en*).

Thus in the dialect of Ru[1]. by reason of a morphological process, in M. E. and M. L. G. primarily by reason of a sound-change,[1] one form was used for the pl. pret. ind., pl. pret. subj. and pl. pres. subj. This tended to lead to its use in the pl. pres. ind. also; hence pl. pres. ind. Ru[1]. *-en* (beside *-aþ*) M. E. (Midlands)[2] *-en* (> Mn. E. endingless pl. pres. ind.) beside *-eþ*, *-es* in other dialects M. L. G.[3] *-en* in some dialects, *-et* in others.[4]

The University, Leeds, England. *Alan S. C. Ross.*

---

[1] It is of course impossible to decide how far the morphological process evidenced in Ru[1]. may have taken place in undocumented O. E. and O. L. G. dialects.

[2] See J. P. Oakden, *Alliterative Poetry in Middle English*, p. 35.

[3] In High German and Dutch the conditions which have led to the use of a 3rd. pl. pres. ind. in *-en* are different to those discussed above. In these languages the three persons of the plural were distinct and the first person plural has played a large part in the analogical processes.

[4] See A. Lasch, *Mittelniederdeutsche Grammatik*, § 419; for the *-t* and *-n* forms in Plattdeutsch see F. Wrede, *Anzeiger für deutsches Alterthum* XIX, 358 ff.; XXII, 334 ff.

Über die Ausbildung der Neuphilologen.

Vortrag gehalten am 24. August 1934 auf der Neuphilologentagung zu Helsinki.

In dem Komitee, das das Programm dieser Neuphilologentagung vorzubereiten hatte, hat man es für wünschenswert angesehen, dass unter anderem Beruflichen auch die Frage der Ausbildung der Lehrer der neueren Sprachen hier ventiliert würde. Nach vielem Bedenken habe ich versprochen, über diesen Diskussionsgegenstand zu referieren. Ich habe es zu tun gewagt in der Überzeugung, dass die später folgende Diskussion das wesentlich Positive in der Frage herausbringen werde. Andererseits dürfte man eine Erörterung dieser Sache für wohl angebracht ansehen, denn in den letzten Jahren ist sie in mehreren Ländern im Zusammenhang mit Schul- und Hochschulreformen aktuell gewesen. So behandelte sie z. B. der internationale Kongress der Neuphilologen in Paris im Jahre 1931; so auch wenigstens mittelbar den organisatorischen Teil der 15. internationale Kongress für das Unterrichtswesen an höheren Schulen in Riga 1933, wo der ganze Ausbildungsgang der Lehrer höherer Schulen hauptsächlich vom organisatorischen Standpunkt aus erörtert wurde. Ich zitiere einen Teil der Beschlüsse des Rigaer Kongresses,[1] da die Resolutionen dieser internationalen Versammlung zeigen, dass die Auffassung von der zweckmässigen äusseren Organisation der Ausbildung der Lehrer höherer Schulen überhaupt und also auch von der der Neuphilologen sich einigermassen stabilisiert hat. In dem ersten Beschluss wird gesagt:

Die berufliche Ausbildung und die allgemeine Bildung der Lehrer höherer Schulen hat an der Universität zu erfolgen ...

Der Anfang des drittes Beschlusses lautet: Die pädagogische Ausbildung der Lehrer für höhere Schulen muss sowohl theoretisch als auch praktisch sein.

Noch führe ich den Anfang des fünften Beschlusses an: Die praktisch-pädagogische Ausbildung wird durch den an einer höheren Schulanstalt zu absolvierenden Vorbereitungsgang gesichert ...

Ich habe, wie gesagt, dieses von den Resolutionen des Rigaer Kongresses zitieren wollen, um zu zeigen, dass die Dreiteilung der Ausbildung, — näml. 1) Fachstudien auf der Universität,

[1] Internationale Zeitschrift (Bulletin international, Cahors, Imprimerie typographique A. Coueslant), Dezember 1933, S. 28.

2) eine Prüfung in der theoretischen Pädagogik auch gewöhnlich auf der Universität, 3) die praktisch-didaktische Ausbildung an einer höheren Lehranstalt, — heutzutage allgemein als zweckmässig angesehen wird. Auch ist dieser Bildungsgang in den meisten europäischen Ländern irgendwie gesetzlich bestimmt, natürlich mit grösseren oder kleineren Verschiedenheiten im Einzelnen. In unserem Lande ist man diesem Bildungsgang seit dem Jahre 1872 gefolgt. Damit man jedoch nicht glaube, dass die Lehrerausbildung in den grossen Kulturländern überall nach diesem so allgemein gewordenen Muster organisiert sei, dürften die Verhältnisse in England erwähnt werden. Uns, die wir an die gesetzlichen Bestimmungen in den Schulangelegenheiten überhaupt und auch in Kompetenzforderungen im Lehramt gewöhnt sind, kommt es gerade kurios, aber gleichzeitig irgendwie auch erfrischend vor, wenn wir die Worte lesen,[1] mit welchen die englischen Lehrer höherer Schulen ihre Antwort auf die Rundfrage anfangen, die ausgesandt worden war, um den Rigaer Kongress vorzubereiten: «There is no specific regulation demanding particular certificates or diplomas as qualifications for admission to the secondary teaching profession», oder wenn der Verein der Schulvorsteherinnen, «the Association of Head Mistresses», in ihrem Bericht über die Lehrerausbildungsverhältnisse in England mit dem vorigen übereinstimmend dieselbe Rundfrage folgendermassen beantwortet: «There is no State law, nor is there any professional ruling that only people with certain certificates can teach in a Secondary school.» Auf die Frage, welche Wünsche man vielleicht aussprechen wollte, die darauf zielten, den Ausbildungsgang zu vervollständigen und zu verbessern, führen die «Head Mistresses» als notwendig an: «To get more teachers to believe in training. At present there are still many who think of training as a luxury, not a necessity, and still many who regard it with contempt.» Um das Bild zu ergänzen, das den Hintergrund der Ausbildung der Sprachlehrer bildet, erlaube ich mir noch folgendes aus dem Bericht eines Amerikaners über die entsprechenden Verhältnisse jenseits des Ozeans anzuführen: «The weakest link in the American educational system is the secondary school, and the most outstanding weakness in this unit is the teacher. For one reason or another the people of the United States, while believing firmly in the power of education, have never sensed the importance of a well trained teacher . . .»[2]

Zur Zeit des Neuhumanismus wurde behauptet, dass der

[1] Internationale Zeitschrift, Juni 1933.
[2] Ibid.

beste Gelehrte auch der beste Lehrer sei. Heutzutage hält man diesen Satz nicht mehr für ein Axiom. Ein englischer Didaktiker behauptet, dass vielleicht die Vorlesungen der Professoren selbst teilweise daran schuld sind, dass man diesen Satz nicht ohne Reservation annehmen will. In den Ländern des europäischen Festlandes ist auch die Notwendigkeit der praktischen Ausbildung als Ergänzung zu der Universitätsvorbereitung allgemein anerkannt worden; demgemäss schliesst sich an die wissenschaftlichen Studien eine praktische Probezeit, die je nach den Ländern von verschiedener Länge ist und von drei Monaten bis zu zwei Jahren wechselt. Deutschland, oder genauer gesagt Preussen, hat an der Spitze dieser Entwicklung gestanden. Dort wurde schon im Jahre 1826 zum ersten Mal beschlossen, «beim Übergang vom freien Studieren und Forschen auf der Universität zum gebundenen Lehren und Erziehen an der höheren Schule eine Brücke in der Form eines Probejahrs zu schlagen». Im Jahre 1890 wurde dann die zweijährige praktische Ausbildung eingeführt. Bei uns ist eine einjährige Referendarzeit in der Schulordnung von 1872 gesetzlich bestimmt. Nach der Einrichtung neuphilologischer Lehrstühle an der Universität gegen Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts machen auch die Lehrer der neueren Sprachen diesen praktischen Lehrgang mit.

Mehr vielleicht als die Beschaffenheit und die Aufgabe der praktischen Ausbildung ist der Anteil der Universität an dem Bildungsgang der Sprachlehrer in den letzten Jahrzehnten ein Zankapfel in einigen Ländern geworden, nicht so verstanden, als ob nicht die Universität allgemein für die geeignetste Stätte der sachlich-wissenschaftlichen Fachausbildung angesehen werde, sondern mehr in dem Sinne, dass an die Universität solche Forderungen betreffs des Gehaltes und des Charakters dieser Ausbildung gestellt werden, die die Universität nicht immer mit ihrer hohen Aufgabe als Wärterin der Pflege der Wissenschaften für vereinbar halten konnte. Doch wird noch heutzutage bisweilen auch das Geeignetsein der Universität zu dieser Ausbildungsaufgabe streitig gemacht, und zwar was die Sprachlehrer betrifft. Es ist mir aber überraschend vorgekommen, dass man in einem so nahen Nachbarland Deutschlands wie in den Niederlanden auch noch sehr heftig in Frage stellt, ob nicht eine andere Lehranstalt als die Universität, gerade was die Ausbildung der Sprachlehrer betrifft, dieser Aufgabe mehr gewachsen sei. Von einer solchen Anschauung bin ich aber kürzlich unterrichtet worden, und da es sich gerade um die Ausbildung der Neuphilologen handelt, möchte ich die Sache mit einigen Worten berühren:

Da ich aus dem Bericht des Pariser Neuphilologen-Kongresses erfahren hatte, dass Dr. Kruisinga aus Holland, der über die Frage der Sprachlehrerausbildung auf dem Kongress referierte, der Direktor eines neusprachlichen Lehrerseminars im Haag ist, schrieb ich an ihn, um das Programm der Schule zu bekommen und, wo möglich, etwas Näheres über die Sprachlehrerausbildung in den Niederlanden zu hören. In seinem ausführlichen Briefe hat er freundlich vieles Interessante von den eigenartigen Verhältnissen in Holland erzählt: «Die Lehrer der Mittelschulen, d. h. der Gymnasien und Oberrealschulen, werden grösstenteils aus den Schülern dieser Schulen rekrutiert, aber auch aus den Lehrern der Elementarschulen (d. h. Volksschulen), und zwar besonders für die Fremdsprachen und die Mathematik, weil das Studium dieser Fächer leichter ausserhalb der Universitäten getrieben werden kann als das der meisten anderen Fächer.» Dr. Kruisinga beschreibt die speziell holländischen Verhältnisse, die das Entstehen der privaten Sprachlehrer-Hochschule im Haag im Jahre 1915 verursachten; seit dem Jahre 1921 ist er der Direktor dieses Seminars. Von der Entwicklung des Gebietes berichtet er: «Im Jahre 1921 ist es den Universitäten gelungen, auch für die Fremdsprachen das ius promovendi cum effectu civili zu erlangen. — Seit dieser Zeit gibt es eine Konkurrenz zwischen dem Universitätsunterricht in den modernen Fremdsprachen und dem Privatunterricht.» Nach dem Programm dieser Sprachlehrerhochschule scheint mir das Studium für das höhere Staatsexamen, das 5 bis 6 Jahre in Anspruch nimmt, wissenschaftlich wohl begründet und von demselben Niveau zu sein, wie wir die Universitätsstudien gewohnt sind. Wie man erwarten kann, ist jedoch die Arbeit auf diesem Spezialseminar von anderem Charakter als gewöhnlich auf den Universitäten. Dr. Kruisinga sagt: «Wir bieten zwar eine praktische und wissenschaftliche sprachliche Ausbildung, aber wir tun es stets mit Rücksicht auf den späteren Beruf.»

Die Rücksicht auf den späteren Beruf — das ist es ja eben, was die Meinungsverschiedenheiten betreffs der Hochschulausbildung der Lehrer überhaupt und besonders der der Sprachlehrer gewöhnlich erweckt. Doch nicht auf gleiche Weise in allen Ländern: Der Gehalt des Begriffes Universität ist ja nicht überall gleich, und daraus folgt, dass auch die Auffassung von den Verpflichtungen der sozialen Aufgabe der Universität recht verschieden sein kann. In der «Denkschrift des Verbandes der deutschen Hochschulen und des deutschen Philologenverbandes über die Hochschulreform und die wissenschaftliche Ausbildung der Philologen» vom Jahre 1931 wird gesagt: «Die Hochschulen selbst

sind sich durchaus der Tatsache bewusst, dass sie durch ihren Anteil an der höchsten Berufsbildung mit dem praktischen Leben im empfindlichsten Kontakt stehen.» Wenn wir das Wort «empfindlich» in der Bedeutung «delikat» auffassen wollen, charakterisiert es meines Erachtens sehr gut die deutsche Auffassung von der Sache. Auf angelsächsischem Boden, wo die Typen der Unterrichtsanstalten und somit auch die Begrenzung der sozialen Pflichten der Hochschulen nicht so scharf abschneiden wie in den Ländern des Kontinents, erscheint der Kontakt zwischen dem praktischen Leben und den Hochschulen nicht auf dieselbe Weise «empfindlich». Sie können viel Berufliches zu dem Bereich der Universitätsausbildung heranziehen, während die eben erwähnte deutsche Denkschrift hinwieder zu dem Resultat kommt, dass die Hochschulausbildung der Lehrer höherer Schulen nur dem Wissenschaftlichen nachstreben soll; alles Berufliche und Praktische gehört der Referendarzeit an, — aber dann ist diese auch zweijährig. Doch scheint es mir, dass diese Auffassung nicht die alleinherrschende mehr ist: wenn man die Studienhandbücher der skandinavischen Länder betrachtet, macht es mir den Eindruck, dass dort, was die fremden Sprachen betrifft, eine gewisse Berechtigung des Beruflichen und Praktischen, nicht nur des Wissenschaftlichen, auch im Rahmen der Arbeit der Universität anerkannt wird. In dem «Studieplan, Sproglig-Historisk Embedseksamen» der Universität zu Oslo 1934 wird z. B. gesagt: «— det er ikke å vente at alle studerende har forutsetninger for original produksjon, og *da det ikke er hensigten med hovedopgaven å utdanne for fremtidig videnskapelig virksomhet,* bör en student som regel ikke bruke et lengre tidsrum til denne avhandling enn et som svarer til 2 måneders uavbrutt arbeide» (Studieplan S. 14). Man könnte einwenden, dass es sich hier um eine Lehramtsprüfung handle, die also einen mehr beruflichen Charakter haben darf, wogegen unser Candidatus Philosophiæ eine rein wissenschaftliche Prüfung ist. Diese Einwendung hat eine gewisse Berechtigung, aber andrerseits verstecken sich hinter verschiedenen Benennungen nicht immer wesentliche Verschiedenheiten. So wird z. B. in dem schwedischen «Humanistiska Fakultetens Studiehandbok» der «Stockholms Högskola» vom Jahre 1933 betreffs des «Filosofie kandidatexamens» gesagt: «Fordringarna för de olika betygen i denna examen äro i det väsentliga desamma som för motsvarande betyg i filosofisk ämbetsexamen» (Seite 15). Die Namen der Prüfungen dürfen uns also nicht allzu viel binden, wenn wir von Zeit zu Zeit erwägen müssen, in welchem Umfange unsere Universität das Studium der Lehrer der neueren Sprachen speziell unseren

Bedingungen so anpassen kann und soll, dass die Universitätsstudien als eine wohl angebrachte und zweckmässige Vorbereitung für den Beruf angesehen werden können.

Darüber darf man sich nicht wundern, dass die Sache, gerade was die neueren Sprachen betrifft, oft recht «empfindlich» scheint, denn unter den Fächern der philosophischen Fakultät gehören ja die neuphilologischen Disziplinen zu den allerjüngsten: bei uns wurde eine Professur der germanischen und romanischen Philologie im Jahre 1898 gegründet, im Jahre 1908 wurden diese Lehrstühle getrennt; die Professur der englischen Philologie, die seit dem Jahre 1907 als ausserordentliche existiert hat, ist erst seit dem Jahre 1921 eine ordentliche. Da die Sprachstudien nicht nur wissenschaftliches Wissen und Forschen, sondern auch eine gewissermassen technische Fertigkeit in der Beherrschung der fremden Sprache umfassen, muss in ihnen das Praktische mehr betont hervortreten als in den meisten anderen Fächern der philosophischen Fakultät. Darum entstanden auch anfangs Schwierigkeiten bei dem traditionsgemässen Einordnen dieser Fächer in den Rahmen der Universität und der Fakultät. Einer der Redner auf dem Pariser Kongress sagte in seinem Vortrage: «De 1902 à 1925 les professeurs des langues vivantes furent considérés comme des gens qui causaient quelque scandale dans l'Université en y introduisant des méthodes devant lesquelles les purs traditionnistes se voilaient la face de honte...» Nachdem die Universität jedoch die vornehmste Stätte der fachwissenschaftlichen Sprachlehrerausbildung geworden war, ist das Universitätsstudium natürlich auch oft von praktischen Sprachpädagogen im Lichte des Berufes mit kritischem Blick betrachtet worden. Von der Seite her wird gewöhnlich gefordert, dass in dem Sprachstudium der künftigen Lehrer das Gewicht nicht so sehr auf dem Genetisch-Historischen liegen soll, sondern dass die sprachlich-wissenschaftliche Ausbildung viel mehr beruflich und gegenwartsbetont sein müsse, als es der Fall gewesen ist. Es ist von Neusprachlern auch in diesen Jahren betont worden, dass nicht nur Historisch und Wissenschaftlich identisch seien, sondern dass auch die heutige, lebende Sprache in weitem Sinne wissenschaftlich behandelt und gelehrt werden kann und soll. Es wird behauptet, dass die jungen Lehrer nach beendigten Hochschulstudien gerade in dem rein Sprachlichen nicht ein solches Resultat haben erreichen können, dass sie sich nicht hilflos und unsicher im Berufe fühlten. Ein Wiener Sprachpädagoge, Dr. Richard Korn, der in der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht im Jahre 1932 (Heft 1) einen Artikel über «Reform der Ausbildung von Neuphilologen» veröffentlicht hat,

sagt: «Es ist eine der erschütterndsten Tatsachen, dass der Kandidat des Französischen nach den gegenwärtig geltenden Prüfungsbestimmungen in den Lehrberuf auch mit einem grossen Wissen eintreten kann, ohne gerade über jene Kenntnisse zu verfügen, deren er für die Ausübung seines Berufes bedarf.» Wie man erwarten kann, lautet auch die erste Forderung in seinen Reformvorschlägen: «Die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten für den französischen Unterricht an der Universität sollte unter besonderer Bedachtnahme auf die wichtigsten Erfordernisse des Berufes als Lehrer des modernen Französisch erfolgen.» Der Hauptzug seiner Vorschläge ist die Betonung der möglichst souveränen Beherrschung des heutigen Französisch, also mutatis mutandis — der heutigen Form der Fremdsprache überhaupt — da die sichere Beherrschung der Sprache in der praktischen modernen Lehrarbeit eine conditio sine qua non ist, wo sich die Vertrautheit mit der Entwicklungsgeschichte des fremden Landes und seiner Kultur (Geschichte, Geographie, staatliche Entwicklung, Kunstgeschichte, Philosophie, Bildungswesen, Wirtschaftsprobleme, politische Strömungen usw.) eng anschliesst. Auch das Studium des Altfranzösischen schätzt er nicht gering, «aber» — sagt er — «es fehlt diesem Wissen nur ... das Kriterium der Unerlässlichkeit oder auch nur der unbedingten Notwendigkeit». Er fährt fort: «Der Lehramtskandidat muss sich ungehemmt durch jeden Ballast dem Studium der neufranzösischen Grammatik, ihrer Verwendung in Wort und Schrift, dem Studium der Literatur und Kultur des Landes widmen können». Sowohl er als auch der Wiener Neuphilologische Verein sind in ihren Reformvorschlägen der Ansicht, dass die Studienzeit von vier bis fünf Jahren von wenigstens einer Zwischenprüfung unterbrochen werden müsste, um es dem jungen Studenten möglich zu machen, die weitläufigen Kurse in Etappen gründlich zu bewältigen und ihm Gelegenheit zu geben, zur Zeit dieser Zwischenprüfung über seine Begabung für den Beruf nachzudenken und in negativem Falle zeitig genug eine andere Bahn einzuschlagen.

Wenn ich nun an unsere neusprachlichen Studien denke und sie z. B. in dem Lichte betrachte, das der Bericht des Pariser Kongresses und besonders die dort angeführten Diskussionen der Sache geben, scheint es mir, dass besonders manches Organisatorische, wonach man in einigen anderen Ländern erst strebt, bei uns sich schon eingebürgert hat. So z. B. das praktische Jahr, so auch die obligatorische Prüfung in der Erziehungs- und Unterrichtslehre, die unsere Schulordnung von 1872 schon als Kom-

petenzbedingung vorschreibt, die aber nicht in allen Ländern sich dem Fachstudium als Ergänzung anschliesst, wenigstens nicht als obligatorisch. Auch dürfte man behaupten können, dass das Candidatus philosophiæ-Examen an unserer Universität überhaupt und auch das in den neueren Sprachen als fachwissenschaftliche Ausbildung der Lehrer von verhältnismässig recht hohem wissenschaftlichen Niveau ist. Für das höchste Zeugnis, laudatur, in den Fremdsprachen gibt es auch einige Freiheit im Gestalten des Studiums in einer tiefer gelehrten, sprachwissenschaftlich betonten oder einer mehr kultur- und literaturgeschichtlichen Richtung, von denen gewöhnlich diese von künftigen Lehrern gewählt wird, ohne dass es ihnen doch erlaubt ist, die retrospektive Sprachwissenschaft aus den Augen zu lassen.

Aber auch unser Examen könnte wohl in einiger Hinsicht das beruflich Nützliche mehr beachten als bisher, ohne seinen Charakter darum zu ändern. Auf der Neuphilologentagung hier vor fünf Jahren wurde die Frage der Kulturkunde, die damals das grosse Wort war, lebhaft diskutiert, und wir waren wohl der Meinung, dass dem Kulturkundlichen ein Platz in dem Studienprogramm eingeräumt werden müsste. Soviel ich weiss, haben auch die Lektoren an unserer Universität diesen Wunsch in ihrem Unterricht einigermassen beachtet, aber die gedruckten «Forderungen» weisen in ihren Sprachkursen davon beinahe nichts auf. Die schwedischen und norwegischen Studienhandbücher stellen auch auf diesem Gebiete gewisse Forderungen und geben ein Literaturverzeichnis von empfehlenswerten Büchern. Da diese Bibliographie auch uns schon im Berufe stehenden Lehrern wohl nicht so bekannt ist, wie man es wünschen möchte, habe ich der Akad. Buchhandlung ein Verzeichnis der in dem schwedischen Stockholmer und dem norwegischen Osloer Handbuch erwähnten Werke gegeben, um durch eine Bücherliste meinen geschätzten Zuhörern einige Bekanntschaft mit dieser Literatur zu vermitteln. Als Lehrerin gefällt es mir sehr, dass diese für den Schulunterricht so wichtige Seite schon als ein Teil der Universitätsstudien hervorgehoben wird, und auch, dass eine verhältnismässig reichliche Bibliographie des Gebietes den Sprachstudenten zur Kenntnis gebracht wird, sogar mit solchen Bemerkungen, wovon folgende in dem norwegischen Handbuch als Beispiel dienen kann: «Mange gode oplysninger om franske forhold gir R. Krons Le Petit Parisien; den bør tas med på Frankriksreisen.» Da man wohl kaum heutzutage auch tief linguistisch gerichtete Sprachstudien treiben kann, ohne den kulturkundlichen Hintergrund einigermassen zu kennen, scheint es mir, dass unsere Universität diese Seite auch

in den Sprachkursen sich abspiegeln lassen muss, um unsere Studien und unseren Sprachunterricht auch in dieser Hinsicht auf gleichem Niveau mit denen an den anderen skandinavischen Hochschulen zu halten. Die Universität zu Oslo hat vor einigen Monaten ein neues Reglement erhalten, worauf in dem neueren Studienplan auch von diesem Jahre solche Hinweisungen wie folgende betreffs des Studiums der deutschen Sprache sich beziehen: «Efter reglement av 1934 kreves det kjennskap til det tyske folks historie og til Tysklands geografi.» Zu diesem Zweck werden dann empfehlenswerte Werke erwähnt.

Auf dasselbe Reglement bezieht sich auch Folgendes in dem Handbuch: «Efter reglementet kreves grundig kjennskap til det nytyske sprog og øvelse i skriftlig og muntlig bruk av det, samt oversikt over sprogets historie», oder betreffs der englischen Sprache: «Arbeidet bør under hele studietiden hovedsakelig være rettet på å vinne herredømme over det levende sprog.» Auch im Anschluss an diese Forderungen folgen bibliographische Anweisungen über Hilfsmittel, die ebenfalls auf dem von der Akad. Buchhandlung vervielfältigten Zettelchen erwähnt sind.

Der Punkt, wo ich glaube, dass unsere Studenten grössere Schwierigkeiten und unsere Universität grössere Verpflichtungen hat als die Hochschulen vieler anderer Länder, ist gerade die Beherrschung der lebenden Sprache. Meines Erachtens stehen die Verpflichtungen der Universität in dieser Hinsicht in einem gewissen Verhältnis zu den Leistungen der Schule. In unserem Lande kann die höhere Schule in der aktiven praktischen Sprachfertigkeit nicht dasselbe leisten wie in den geographisch uns naheliegenden Ländern. Etwas anderes kann man ja auch nicht erwarten, wenn man die geringe Stundenzahl in Betracht zieht, die bei uns den Fremdsprachen zukommt: bei uns hat die erste Fremdsprache gewöhnlich 25 Stunden während sieben Jahre, in Deutschland bis 46 Stunden auf neun Jahre verteilt; die zweite bei uns gewöhnlich 12 Stunden, in Deutschland bis 26 Stunden. Auch ist unsere sprachlich so isolierte finnische Muttersprache für die fremdsprachlichen Studien nicht so vorteilhaft wie die Muttersprache der Schüler in unseren Nachbarländern. Somit kann der Ausgangspunkt der Hochschulstudien in sprachlich-technischer Hinsicht nicht von der Schule her derselbe sein, wie es in anderen Ländern unter günstigeren Verhältnissen der Fall ist. Die Forderungen, die man auf dieser Grundlage an den neusprachlichen Hochschulunterricht stellen muss, gehören zum Gebiet der Hochschulpädagogik: mehr aktive praktische Übungen, sowohl mündliche als schriftliche, kleinere Teilnehmer-

gruppen, damit die Arbeit mehr den Formen des Arbeitsunterrichtes folgen kann — und als eine Folge davon: Vermehrung der Lehrkräfte, — «auch unter Berücksichtigung bedeutender Schulmänner», wie Hübner in seiner Didaktik sagt, denn — fährt er fort — «die viel gefürchtete «Pädagogisierung» der philosophischen Fakultäten ist gerade vom Standpunkt der neueren Philologie besonders zu wünschen».[1]

Die Vermehrung der Lehrkräfte ist eine Aufgabe, die die Universität auf diesem Gebiete in naher Zukunft schon wegen der grossen Studentenzahl erfüllen muss. Bereits während meiner eigenen Studienzeit und auch während dieser Jahre, wo ich den Universitätsstudien meiner Schüler gefolgt bin, ist mir oft der Gedanke gekommen, dass in den Sprachen, die im Lehrplan der Schule als zweite (beziehungsweise dritte) Fremdsprache vorkommen, die Arbeit eines einheimischen Lektors die der ausländischen Lektoren sowohl sprachtechnisch als auch rein wissenschaftlich betrachtet zweckmässig ergänzen würde. Solche Arbeitsgebiete, wo er als ein vermittelndes Glied zwischen Schule und Universität stünde, sind z. B. Hinübersetzungen mit grammatischen Erläuterungen, die Phonetik und besonders Interpretation schwierigeren neusprachlichen Textes. Est ist ja oft der Fall, dass unsere ausländischen Lektoren, deren Arbeit natürlich einen unentbehrlichen Teil im Sprachstudium der Studenten ausmacht, die Muttersprache der Studenten nicht kennen; praktische phonetische Übungen können trotzdem mit Erfolg getrieben werden, aber eine tiefer theoretische Auseinandersetzung zwischen dem Lautbestand der Muttersprache des Schülers und dem der Fremdsprache ist unter diesen Verhältnissen recht schwer. Ich habe es an mir selbst und auch an einigen anderen Sprachlehrern bemerkt, dass wir die Phonetik der finnischen Sprache nicht genug kennen und unser Ausspracheunterricht darum bisweilen lückenhaft bleibt. Das Interpretieren geeigneter Texte ist natürlich ein Gebiet, wo ein ausländischer Lektor sehr erfolgreich arbeiten kann, aber gerade in den zweiten Fremdsprachen — meine Erfahrungen stammen aus dem Englischen — dürfte ein einheimischer Lektor die Arbeit der Ausländer ergänzen können. «Die Interpretation bleibt die eigentliche Lebensarbeit des philologischen Lehrers», sagt Hübner.[2] Ich glaube, dass solche wissenschaftlich gefärbten Interpretationskollegs u. a. dem künftigen Lehrer auch ein gutes Vorbild für seine spätere Arbeit in den höchsten Klassen der Schule wären,

[1] Hübner, Didaktik der neueren Sprachen (Diesterweg, Frankfurt a. M., 1929), S. 62.
[2] Ibid. S. 60.

und dass also die Arbeit des einheimischen Lektors in zweierlei Hinsicht ein vermittendes Glied zwischen Schule und Universität ausmachen würde.

Und noch ein stark pädagogisch gefärbter Wunsch: Unter den Vorlesungen möchte ich bisweilen einen Vorlesungskursus über die Schulgrammatik der betreffenden fremden Sprache angemeldet sehen — nicht nur das grammatische Proseminar. Systematische Vorlesungen auf diesem Gebiete mit all der sprachgeschichtlichen und sprachvergleichenden, lauthistorischen und phonetischen Beleuchtung, die ein Wissenschaftsmann der Schulgrammatik geben kann, würden den Sprachstudenten sowohl wissenschaftlich als beruflich unerhört nützlich sein, und gerade die *Schul*grammatik als Ausgangspunkt würde das Material so hübsch binden. Ich war bange, dass man einen solchen Kursus nicht für «universitätsfähig» ansehen würde, aber zu meiner Freude habe ich in dem Programm der Universität des letzten Jahres gesehen, dass ein Dozent der nordischen Philologie einen Teil seines Unterrichts als «Vorlesungen über die schwedische Schulgrammatik» anmeldet — also: lasst uns hoffen!

Obgleich ich hier betreffs der Universitätsausbildung der Neuphilologen hauptsächlich hochschulpädagogische Wünsche ausgesprochen habe, werde ich den Teil unserer Ausbildung, den die Prüfung in der Erziehungs- und Unterrichtslehre ausmacht, ausser acht lassen. Auch das Probejahr mit den sich daran knüpfenden Problemen werde ich nicht berühren.

Was ich aber nicht unerwähnt lassen will, ist die Fortbildung der Sprachlehrer. Man hat der Universitätsausbildung vorgeworfen, dass sie das Erwachen des Berufsethos nicht fördert, ja sogar nicht möglich macht, und dass bei dem Sprachstudierenden darum keine richtige Einstellung zu den Studien während der kostbaren Jahre der Universitätszeit erfolgen kann. Das ist auch wahr. Darin hat eine solche Sprachlehrerhochschule wie die Dr. Kruisingas im Haag oder eine solche Lehranstalt wie hier früher das höhere Lehrerinnenseminar (Jatko-opisto) viel bessere Voraussetzungen. Aber sobald wir im Berufe stehen, erhebt sich vor unserem inneren Blick mit packender Kraft namentlich die Problemlage des Berufes, und diese neue psychologische Einstellung, die sich daraus ergibt, ist die fruchtbarste Zeit für die Konzentration und die Vertiefung des Wissens unter beruflichem Aspekt. Aber unsere Generation ist in dem Sinne eine unglückliche Generation gewesen, dass besondere für unsere Zeit charakteristische äussere Faktoren die Konzentration und die Vertiefung uns unerhört erschwert haben: der unstabile Zustand des Schulwesens,

der eine Folge rascher politischer und sozialer Entwicklung ist, hat verursacht, dass die Fächerkombinationen, die zu demselben Lehramt gehören, sich überraschend verändern, oder dass eine Fächergruppe, die vom Gesichtspunkt der Universität oder vom Gesichtspunkt der persönlichen Interessen des Studenten zu empfehlen war, sich im Schulleben nicht als brauchbar erwiesen hat. Das und auch die Konkurrenz macht, dass viele von den schon im Berufe stehenden Lehrern, anstatt sich auf ihr Lehrfach zu konzentrieren und ihre Kenntnisse darin zu vertiefen, sich Zeugnisse in immer neuen Fächern verschaffen müssen. Ich habe es selbst erfahren, wie sehr das die Arbeit zersplittert, es fordert auch recht viel geistige Kräfte, aber hauptsächlich nur von der Art der Rezeptivität. Wenn die Bestimmungen von Gesichtspunkten, die beim Besetzen der Lehrämter entscheidend sind, nicht so verändert werden, dass eine unbestreitbare bessere und tiefere Beherrschung der zu lehrenden Fächer in der Konkurrenz mehr bedeutet als heterogene Zeugnisse in vielen Fächern, und wenn betreffs der Fächerkombinationen in der Schule den jungen Studenten keine Ratschläge von Seiten der Universität oder der Schulbehörde gegeben werden, so bekommen wir immer mehr solche unglücklichen «enfants du siècle», von denen man nach beendigtem Leben sagen kann: «Sie studierten und legten Tentamina ab ihr ganzes Leben lang.»

Aber auch in dem Falle, wo man sowohl Interesse als Zeit und Kräfte hat, sich darauf zu konzentrieren und sich darin weiterzubilden, was gerade unserer Unterrichtsarbeit zugute käme, haben wir Schwierigkeiten: es ist schwer, der Literatur des Gebietes zu folgen. Wenn man eine Reihe solcher Büchernamen sieht wie z. B. die aus dem Gebiete der Kulturkunde oder dem Bereich der heutigen Form einer Fremdsprache, die ich den zwei skandinavischen Studienhandbüchern entnommen habe und die meine geschätzten Zuhörer in der Liste der Akad. Buchhandlung aufgezählt sehen, erwacht das Interesse, man möchte die Werke sehen und lesen, aber nach einer Liste so ins Blaue hinein Bücher zu bestellen ist wenig zweckmässig, und eine Wahl zu treffen ist ebenso schwierig, wenn man nichts Näheres von den Werken weiss. Aber man hat das Gefühl, dass auf unserem Gebiete viel Neues und Nützliches geleistet wird, dass wir aber seitab von der Entwicklung stehen bleiben. Die einzige Rettung ist eine Bibliothek, eine sprachunterrichtliche Zentralbibliothek mit reichlichen Geldmitteln zum Bestellen zeitgemässer Literatur, die irgendwie das Beherrschen und den Unterricht der lebenden Sprache fördert. In dieser Zentralbibliothek sollten auch Fach-

zeitschriften, Lehrbücher, technische Hilfsmittel wie Sprechmaschinen und Schulradio, Wandtafeln, Bildserien für den Globoskopgebrauch u. a. zu sehen sein, aber nicht zum Ausleihen. Diese Bibliothek sollte am liebsten in engem Zusammenhang mit einem Normallyzeum stehen, damit die Lehramtskandidaten sich dort mit dem Material vertraut machen könnten und damit sie z. B. zu Konferenzzwecken gebraucht werden könnte. Sie würde von den schon im Berufe Stehenden gewiss fleissig benützt werden. Sie müsste einen guten und interessierten Amanuensis haben, der auch während der Ferien alle Neuanschaffungen und «les derniers cris» den wissensdurstigen Lehrern vorstellte, die dorthin aus nahen und entlegenen Schulen kämen, um sich über die Literatur und andere Hilfsmittel unseres Faches auf dem Laufenden zu halten. Eine solche Bibliothek müssen wir haben — mit gleichem Recht, wie die Botaniker einen botanischen Garten haben. Alle Deutschlehrer kennen aus einem Stücke in Rosendahls Lesebuch die Worte: ‹Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben.» Die Worte wollen wir jetzt nicht gebrauchen — im Gegenteil: Wir müssen das erreicht sehen, was uns hilft, unsere kulturelle Mission zu erfüllen.

Lyydia Alén.

Besprechungen.

Philip Motley Palmer, *Der Einfluss der Neuen Welt auf den deutschen Wortschatz 1492—1800* (= Germanische Bibliothek, begr. von W. Streitberg †, zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte. 35. Bd.). Heidelberg, 1933. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 166 S. Preis: geh. RM. 7.50, geb. RM. 9.50.

Das etymologische Wörterbuch der amerikanischen (indianischen) Worte im Deutschen von Karl Lokotsch, welches im Jahre 1926 erschien, wurde von Friderici in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen einer strengen Kritik unterworfen und als im grossen und ganzen verfehlt bezeichnet. Durch diese ausführliche und fördernde Kritik belehrt, hat Palmer versucht, die Sache besser zu machen. Er hat das Hauptgewicht auf die Belegsammlung gelegt, welche von Lokotsch ausser acht gelassen worden war, und hat zu diesem Zwecke 179 deutsche Geschichts- und Reise-

werke des 16., 17. und 18. Jh. durchgesehen. Die in extenso angegebenen Titel der Quellenwerke nehmen ein Fünftel von der Seitenzahl des ganzen Buches in Anspruch.

Auf Grund seiner Sammlung von Belegen, welche in ausführlichem Textzusammenhang, chronologisch geordnet, angeführt sind, ist es dem Verfasser in vielen Fällen gelungen, das erste Auftreten eines Begriffes oder Wortes der Neuen Welt in eine frühere Zeit zu verlegen, als man bisher hat tun können. Auch für die Beurteilung der bisweilen schwankenden Wortformen ist die Belegsammlung wertvoll.

Die Grenzen seiner Aufgabe hat Palmer etwas enger als Lokotsch gezogen, indem er nur die in der reisebeschreibenden Literatur vorkommenden Worte und dazu nur eine bestimmte Periode (1492—1800) berücksichtigt, während das weitere Schicksal der Worte in der Gesamtliteratur wie auch im heutigen Wortschatz unberücksichtigt bleibt. Andererseits hat er aber das Thema erweitert, indem er nicht nur die amerikanischen Worte, sondern — wie der Titel besagt — den Einfluss der Neuen Welt, d. h. den Einfluss der amerikanischen Begriffe auf den deutschen Wortschatz behandelt. Dadurch kommen mehrere spanische Ausdrücke — im ganzen 17 — in Betracht, weiter griechische (wie *Kaktus*), französische (wie *Kalumet*), englische (wie *Skalp*) und schliesslich auch deutsche: *Ameisenfresser, Faultier, Klapperschlange, Neue Welt, Passionsblume, Schneeschuh, Weimutskiefer.*

Aber im Grunde genommen handelt es sich doch bei Palmer um dasselbe Thema wie bei Lokotsch. Die Zahl der behandelten amerikanischen Worte ist bei diesem — wenn man die Eigennamen ausschliesst — 106, bei jenem — wenn man nur die rein amerikanischen Worte in Betracht zieht — nicht viel grösser. Auch Palmer gibt die Etymologien der betreffenden Worte. Doch ist von einer eingehenderen selbständigen Behandlung in dieser Hinsicht kaum die Rede. Die Erklärungen stammen aus bekannten Hilfsbüchern oder aus anderen Quellen und werden ganz mechanisch als wortgetreue Zitate in deutscher, französischer, englischer oder spanischer Sprache je nach der Sprache der betreffenden Quelle wiedergegeben.

Eine befriedigende Darstellung des amerikanischen Einflusses auf den deutschen Wortschatz haben wir also auch von Palmer nicht bekommen. Schon das Abbrechen derselben mit dem Jahre 1800 verleiht dem Buche ein fragmentarisches Gepräge. Dazu kommt noch, dass der Verfasser auch innerhalb der behandelten Periode fast nur mit seinem aus den Reiseberichten gesammelten Material operiert und sich sonst sehr wenig umgesehen hat. So

kommt es, dass seine Chronologien, so verdienstvoll sie auch meist sein mögen, ab und zu einer Ergänzung bedürfen. Er zitiert z. B. als ersten Beleg für *Kalecutischer Hahn* Fischarts Gargantua aus dem Jahre 1575, für *Indianischer Hahn* Benzonis Der Newen Weldt — — — History aus dem Jahre 1579, für *Indianischer Pfau* de Brys Wunderbarliche, doch Warhafftige Erklärung usw. aus dem Jahre 1590, für *Türkischer Hahn* Hulsius XIIIte Schiffahrt aus dem Jahre 1617, für *Welscher Hahn* de Brys obengenanntes Werk aus dem Jahre 1590. Aus meinem Buche «Die deutschen Vogelnamen» (S. 242 ff.) hätte er sehen können, dass *Kalekuttisch Huhn* und *Welsch Huhn* schon in Gesners Vogelbuch im Jahre 1555, *indianisch han* in Hans Sachs' Gedicht «Das Regiment der anderhalb hundert vögel» aus dem Jahre 1531, *Indianischer Pfau* als *pauo indicus* bei Turner, Avium historia und Longolius, Dialogus de avibus im Jahre 1544 und *Türckische Hanne* in Sibers Gemma aus dem Jahre 1579 belegt sind.

Hugo Suolahti.

Otto Basler, *Wehrwissenschaftliches Schrifttum im 18. Jahrhundert.* Mit einem Beitrag zur Kartenkunde von R. U. Heinze. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Berlin, 1933. 86 S.

Die vorliegende Schrift ist veranlasst durch den Auftrag des deutschen Reichswehrministeriums an die Heeresbücherei, die Feier des 100. Geburtstages des Generalfeldmarschalls Graf von Schlieffen mit einer Ausstellung «200 Jahre deutsche Wehrwissenschaft» zu verbinden.

Die Studien, die Basler unter dem obengenannten Titel vereinigt hat, sind folgende: 1) Heeressprache — Fachwörterbücher, 2) Enzyklopädie — Bibliographie der Frühzeit, 3) Zeitschriften, 4) Ausbildung — Graf von Schaumburg-Lippe, 5) Regimentsbibliotheken — Anregungen Friedrichs d. Gr. zur Weiterbildung des Offiziers, 6) Systematik und Enzyklopädie der Kriegswissenschaft, 7) Kartenkunde, — alles aus Gebieten, deren Wahl und Ausgestaltung im Rahmen der Ausstellung in Buch und Bild, in Handschrift und Karte dem Verfasser anheimgestellt waren.

Der Verfasser führt uns in diesen Studien auf ein Gebiet, das wenig bekannt und bearbeitet, aber nicht nur für den Fachmann, den Offizier, sondern auch für den Philologen und Kulturhistoriker interessant ist. Die reichhaltige Literatur, die hier teils nur zitiert, teils aber auch referiert und in den geschichtlichen Zusammenhang eingeordnet wird, enthält sicherlich manches, was der Philologe zu verschiedenen Zwecken, u. a. auch für wortgeschichtliche Untersuchungen benutzen könnte. So wie die Stu-

dien vorliegen, bieten sie eine lehrreiche, in erster Linie den Fachmann interessierende Darstellung eines begrenzten Gebietes während einer bestimmten Periode, enthalten aber auch Ausblicke in die kulturellen Zeitverhältnisse, die auf ein allgemeineres Interesse rechnen können.

Baslers Studien sind durch dieselbe solide Forschungsart gekennzeichnet, die wir bereits aus seinen früheren Arbeiten kennen. Ein weiteres Heft, das auf der Grundlage des 18. Jahrhunderts aufbauen, das 19. Jahrhundert behandeln und bis an unsere Zeit heranführen wird, wird im Vorwort in Aussicht gestellt.

Hugo Suolahti.

Emil Öhmann, *Über Homonymie und Homonyme im Deutschen* (= Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B. XXXII, 1). Helsinki, 1934. 143 S.

Der Verfasser gebraucht in seiner Abhandlung den Ausdruck Homonymie von der lexikalischen Homonymie, d. h. «von Wörtern, die einzeln gelesen, bzw. gesprochen lautlich identisch sind». Das zentrale Problem der Untersuchung ist für Öhmann wie für die anderen Gelehrten, die sich vor ihm mit der Homonymie befasst haben, die Frage, ob und in welchem Umfang die lautliche Identität zweier oder mehrerer Worte dazu führt, dass der Gleichlaut irgendwie beseitigt wird. Diese Erscheinung, welche der Verfasser «Reaktion der Sprache gegen die Homonymie» nennt, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden. Am eklatantesten scheint sie mir zu Tage zu treten in Fällen, wo ein Wort mit einem anderen, irgendwie anstössigen oder obszönen lautlich zusammenfällt. Da kann ja bei einzelnen Individuen die Beobachtung leicht gemacht werden, dass das betreffende Wort wegen des anstössigen Gleichklangs vermieden und ein anderer Ausdruck gewählt wird. Da die psychologischen Faktoren hier allgemeiner Art sind, leuchtet es ein, dass aus dem Vermeiden des Wortes bei einzelnen Individuen ein genereller Vorgang wird — das Wort wird in der betreffenden Bedeutung selten gebraucht und verschwindet. Diesen Wortschwund behandelt der Verfasser in einem besonderen Kapitel seiner Abhandlung. Im folgenden Abschnitt «Beseitigung der Homonymie durch Entlehnung» handelt es sich bereits um das Mittel, mit welchem ein derartig zum Schwinden verurteilter Ausdruck ersetzt wird. Es kann der Ersatz nämlich durch Entlehnung aus einer anderen Sprache geschafft werden. Auch die folgenden Abschnitte «Unregelmässige durch die Homonymie verursachte Lautentwicklung», «Umbildungen zur Vermeidung der Homonymie», «Zusammensetzungen zur

Vermeidung der Homonymie», «Genusdifferenzierung von Homonymie» befassen sich im Grunde genommen mit der Frage nach den Mitteln, durch welche die störende Wirkung der Homonymie aufgehoben wird. An diese Abschnitte reiht sich ein weiterer über «Die erhaltende Wirkung der Redensarten bei Homonymen», in welchem festgestellt wird, dass Homonyme, die aus der Sprache als isolierte Worte verschwunden sind, sich doch in bestimmten Redensarten behauptet haben. In dem Kapitel «Toleranz der Homonymie gegenüber» gibt der Verfasser ein aus fünf verschiedenen Dialektwörterbüchern gesammeltes Verzeichnis von Homonymen, das nach Wortklassen geordnet ist, und erörtert die Frage, ob ein Unterschied zwischen den verschiedenen Wortklassen und zwischen Schriftsprache und Mundart in bezug auf die Behandlung der Homonyme zu beobachten ist.

Von dem Hauptproblem etwas abseits liegen die Erörterungen «der Paronymie», wo nicht vom Gleichlaut, sondern von der Ähnlichkeit der Lautgestalt die Rede ist, «der Bedeutungsdifferenzierung von Doppelformen» und «der Attraktion», mit welchem Ausdruck der Verfasser das Streben bezeichnet, «die Grenzen zwischen ähnlich lautenden Wörtern zu überbrücken und somit aus ursprünglich verschiedenen und verschieden lautenden Wörtern Homonyme zu machen».

Öhmann hat die Untersuchung der mit der Homonymie in Verbindung stehenden Fragen auf das deutsche Sprachgebiet beschränkt und durch ausführliches aus Schriftsprache und Mundarten gesammeltes Material eine solide Unterlage für das Studium dieser Fragen geschaffen. Die Materialsammlung macht keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch, aber sie ist reichhaltig genug, um als Basis der Untersuchung der betreffenden Fragen zu dienen. Zum ersten Mal finden wir hier einen Versuch, die «Reaktion der Sprache gegen Homonymie» im Deutschen systematisch zu studieren. Der Verfasser hat sein Material gewissenhaft gesichtet und geographisch geordnet, und es ist ihm gelungen, auf einige Seiten der Erscheinung Licht zu werfen. Freilich handelt es sich oft um so schwierige Fragen, dass Schlüsse nur mit äusserster Vorsicht zu ziehen sind. Über Wahrscheinlichkeitsschlüsse kommen wir überhaupt nur selten hinaus. Schon die Frage, ob in den Fällen, die das gesammelte Material bietet, wirklich die Homonymie die Ursache des Wortschwunds oder der anderweitigen Störung ist, ist schwer mit Bestimmtheit zu entscheiden, da es doch auch andere uns wenig bekannte Faktoren in der Sprache gibt, die dergleichen Störungen verursachen. Wir bewegen uns hier bereits auf dem Boden sprachpsychologischer Probleme, die

schwer entwirrbar sind, weil sich das Wesen der betreffenden Erscheinungen, um deren eventuelle äussere Wirkungen es sich handelt, unserer Beobachtung entzieht. Ganz besonders schwierig gestaltet sich natürlich das Problem, wenn man danach trachtet, zu erfahren, unter welchen Bedingungen die Reaktion gegen die Homonymie stattfindet und unter welchen sie unterbleibt.

Der Verfasser ist sich dieser Schwierigkeiten wohl bewusst, wie die äusserst vorsichtigen Formulierungen des Schlusswortes zeigen. Und doch scheint er mir hie und da einen zu gewagten Schritt zu tun. So, wenn er ein so subtiles Problem wie die Frage, ob eine Redensart, welche ein sonst durch Homonymie beseitigtes Wort festhält, zur Erhaltung des betreffenden Wortes in diesem besonderen Falle gebildet wurde oder ob das Vorhandensein in der Redensart die Erhaltung zur Folge hatte, durch chronologische Schlüsse entscheiden will: «wenn die Redensart nachweisbar erst nach dem Eintreten der Homonymie entstand, wurde sie wahrscheinlich zum Zweck der Erhaltung gebildet, war sie schon früher vorhanden, starb das Wort ausserhalb dieser Verbindung ab, erhielt sich aber in der Verbindung». Es dürfte überhaupt weder die eine noch die andere Alternative mit chronologischen Mitteln nachgewiesen werden können, aber a priori möchte man die erstere Alternative schon aus dem Grunde nicht für möglich halten, weil der Sprache dadurch doch zu viel bewusste Absichtlichkeit zugeschrieben wird. Zwar gebraucht der Verfasser fortwährend Ausdrücke, die auf den Glauben an eine solche Absichtlichkeit deuten könnten. So z. B. S. 49, wo von aktiven Abwehrmassnahmen der Sprache gesprochen wird «in dem Sinne, dass die Sprache durch sie das bedrohte Wort zu retten versucht und nicht bereit ist, es resigniert preiszugeben». Aber solche Ausdrucksweisen, die etwas befremdlich anmuten, sind doch wohl als bildliche Redensarten aufzufassen, durch welche der Verfasser es überhaupt liebt, seine Darstellung lebendig und anschaulich zu machen.

Öhmann hat sein etwas undankbares Thema mit Geschick und logischer Schärfe behandelt. Am Schlusse der Abhandlung empfiehlt er den Forschern, die in das Wesen dieses sprachpsychologischen Problems tiefer eindringen wollen, die experimentelle Methode. Wen dieses Problem zu allgemeinpsychologischen Forschungen lockt, der muss die Erscheinung auf breiter Basis unter Hinzuziehung verschiedener Sprachen studieren. Ab und zu hat auch Öhmann in seiner Abhandlung die engeren Grenzen überschritten, die er sich gesteckt hat, indem er in vereinzelten Fällen auf schwedische oder englische Homonyme

hinweist, wie z. B. bei der Behandlung des althochdeutschen Homonymenpaares *lîdan* 'gehen' ~ *lîdan* 'dulden'. Die dabei ausgesprochene Annahme, dass in der schwedischen Redensart *det lider mot slutet* (= der Tod naht) jedenfalls teilweise eine Anlehnung an *lida* im Sinne von 'dulden' stattgefunden habe, scheint mir nicht richtig. Im Schwedischen ist ja das Homonym im Sinne von 'gehen' bewahrt in Ausdrücken wie *tiden lider* (= die Zeit vergeht), *sistlidna augustimånad* (= letzten August), und man gebraucht ja den Ausdruck *det lider mot slutet* nicht nur im Sinne von 'der Tod naht', sondern auch etwa von der Arbeit, die sich dem Ende zuneigt, wie man ferner *det lider mot aftonen* sagt, ohne dass dabei ein Einfluss seitens *lida* 'dulden' empfunden wird.

Hugo Suolahti.

Franz Dornseif, *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen.* Berlin, Walter de Gruyter & Co, 1934. 111 + XIV + 509 S. Preis: geh. RM. 12.—, geb. RM. 13.20.

Dieses in manchen Beziehungen ausserordentliche Werk, über das wir in Nr. 1/2 1934 eine Voranzeige brachten, liegt nun vollständig vor. Ausserordentlich ist es nicht nur dank dem ungeheuren Fleisse, mit dem hier ein überraschend reicher Sprachstoff zusammengebracht worden, sondern auch dank der erfindungsreichen und scharfsinnigen Gruppierung des schwer zu übersehenden Wortmaterials. Dornseif versucht der von Hermann Paul erhobenen Forderung gerecht zu werden: «Wenn man einmal anerkennt, dass das Wörterbuch ein Werk von selbständigem Wert sein soll, nicht ein blosses Hilfsmittel zum Nachschlagen bei der Lektüre, so muss man alles nur als Fortschritt begrüssen, was von der äusserlichen, zufälligen alphabetischen Anordnung zu einer dem realen Zusammenhang entsprechenden Gruppierung hinüberführt.» Dornseif hält die Onomasiologie oder Onomastik (Bezeichnungslehre) für die «zukunftsreiche» Disziplin in der Sprachforschung und stellt sie über die Semasiologie, die Bedeutungswandlung der Wörter. Er fragt nicht: was bedeutet dieses Wort? sondern: wie heisst diese Sache? In einer aufschlussreichen und ausführlichen Einleitung begründet er diesen seinen Standpunkt in interessanter Form.

Das Werk erhält durch diese Methode seinen besonderen Charakter: es ist eine riesige Schatzkammer an Wörtern, Ausdrücken und Redewendungen, wie sie nicht nur in der Schriftsprache und in der Alltagssprache der Gebildeten gebraucht werden, sondern auch in allen Kreisen, Schichten und Gruppen des Volkes vorkommen: «Gottseliges, Schnoddriges, Bäurisches, Fremdwörter,

Papierenes, Menschlich-Allzumenschliches, Derbes, was Snobs sagen, die Backfische, Soldaten, Schüler, Kunden (Rotwelsch), Seeleute, Studenten, Gelehrte, Jäger, Börsianer, Pfarrer, Völkische, Rote», usw.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt hat die von Dornseif gewählte Einteilung in Sachgruppen viel für sich. Für den praktischen Gebrauch (z. B. für den Schriftsteller, Übersetzer usw.) genügt aber diese Gruppierung allein nicht. Um sich überhaupt in dem Buch zurecht zu finden, muss man es zuerst sehr gründlich studieren und sich durch fleissiges Lesen hineinarbeiten. Dass das eine sehr interessante und vor allem lehrreiche Beschäftigung ist, wird niemand bestreiten können. Aber nicht jeder, für den das Werk von grossem Nutzen sein kann, hat dafür genügend Zeit. Ein ausführliches (d. h. jedes im Buch vorkommende Wort enthaltendes) alphabetisches Register ist absolut unentbehrlich für den praktischen Gebrauch. Schlessing-Wehrles «Deutscher Wortschatz», den auch Dornseif (S. 14*) erwähnt, gibt in dieser Beziehung ein musterhaftes Beispiel ab. Das tadelnde Urteil, das Dornseif über dieses Buch fällt, mag von streng philologischem Standpunkt nicht ganz unberechtigt sein, vom praktischen Standpunkt aus muss man aber Schlessing-Wehrle unbedingt vor Dornseif den Vorzug einräumen. Ich selber habe Schlessing-Wehrle jahrelang gebraucht und grossen Nutzen davon gehabt. Bei Dornseif habe ich versucht, Ausdrücke wie «knorke» (berlinisch) und «eine kleben» (ohrfeigen) zu finden. Ich weiss aber nicht, wie und wo ich sie suchen soll, denn in den Abteilungen, wo sie sinngemäss hingehören, sind sie nicht vorhanden. Übrigens ist es ja möglich, dass Dornseif ein alphabetisches Register (das auf S. 500—509 gegebene Stichwortverzeichnis kann man ja nicht als ein solches betrachten) in einem besonderen Band geben will. An ein paar Stellen kommen Hinweise auf «B. II» vor, ohne dass ich habe feststellen können, was mit diesem B. II gemeint ist.

Auf S. 92 wird unter dem Stichwort «Stehende Gewässer» auch «Schäre» genannt. Schäre ist eine Klippe, ist Land, nicht Wasser.

Das Werk ist, wie gesagt, so reich, so interessant und so bedeutungsvoll, dass man mit Ungeduld das alphabetische Register erwartet, das neben geduldigem Studium auch schnelles Finden gestattet. *J. Öhquist.*

Karl Schneider, *Reines Deutsch.* Weisen und Wege zur Reinigung und Ausgestaltung der deutschen Sprache. Leipzig, Emil Rohmkopf, 1933. 168 Seiten.

Die Puristen, d. h. die fanatischen Sprachreiniger, sind meist nicht besonders beliebt, am wenigsten unter den Wissenschaftlern,

die, jeder auf seinem Fachgebiet, ohne Fremdwörter schwerlich auskommen können. Diese Unbeliebtheit ist oft nicht unberechtigt, zumal der Abscheu gegen die Fremdwörter manchmal ganz merkwürdige Blüten in der Erfindung neuer deutscher Wörter zeitigt. Aber es gibt unter den Sprachreinigern auch vernünftige Leute, und zu diesen gehört der Verfasser des hier anzuzeigenden Buches. Karl Schneider neigt freilich grundsätzlich zu einem sehr weitgreifenden Radikalismus (zu diesem Substantiv gibt er keine deutsche Entsprechung), aber er ist nicht unduldsam und gibt zu, dass es auch zahlreiche Fälle gibt, wo ein Fremdwort unentbehrlich oder berechtigt ist, und wo es zwecklos und unvernünftig ist, gegen ein solches Wort einen Feldzug zu eröffnen. Anderseits will er sich mit solchen Fremdwörtern wie «definitiv», «Kosmopolitismus», «prähistorisch» u. ä. gar nicht befassen, da ihr Gebrauch einfach «aus gedankenloser Gleichgültigkeit oder aus bewusster Feindschaft gegen die reine deutsche Sprache» hervorgegangen ist und sie deshalb ohne weiteres als überflüssiger und schädlicher Plunder zu betrachten sind. Er will vor allem gerade die Fälle behandeln, «wo ein Zwang oder doch eine starke Verführung zum Fremdwortgebrauch vorliegt, wo also die heutige deutsche Sprache eine deutsche Wortform zum Ausdruck eines bestimmten Begriffs nicht besitzt oder wo doch der heutige Sprachgebrauch auch *dem* Deutschen, der das Fremdwort nach Möglichkeit vermeidet, ein bequemes und in solcher Bedeutung übliches Wort nicht zur Verfügung steht». Und da gerade diese Fälle sehr häufig sind, so findet Karl Schneider reichliche Gelegenheit, seine schöpferische Erfindungsgabe, seinen stark ausgeprägten Sprachsinn und sein scharfsinniges Unterscheidungsvermögen in sprachlichen Dingen zu betätigen. Wie er dies tut, ist nicht nur lehrreich, sondern auch unterhaltend. Manche seiner Neuschöpfungen und Vorschläge mögen sonderbar anmuten, aber in den meisten Fällen ist es nur die Ungewohntheit, die sich daran stösst. Vieles im ersten Augenblick Fremdartige bekommt bei näherer Betrachtung ein ganz anderes Gesicht, denn Schneiders Begründung ist in den meisten Fällen durchaus überzeugend und wissenschaftlich meist gut unterbaut. Hier sei nur als Beispiel auf seine Behandlung der Zeitwortbildung auf -ieren und der Bedeutungswandlung durch Vorsetzung der Silbe «be» hingewiesen. Sehr lehrreich sind seine Vorschläge, die Endungen -sam und -haft zu Neubildungen zu benutzen. Am bedeutsamsten erscheint mir Abschnitt III, der den tatsächlichen Reichtum der Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache aufdeckt und zugleich eine sehr richtige Erklärung dafür gibt, warum dieser

Reichtum in so geringem Umfang ausgenutzt worden ist und wird (vgl. vor allem die Erläuterung zum Wort «moralisch»). Im Anschluss an die kritischen Betrachtungen schlägt der Verf. zahlreiche Wortbildungen für heute übliche einzelne Entlehnungen und ganze Fremdwortsippen in alphabetischer Reihenfolge vor.

Jedem Sprachlehrer und jedem, der sich um ein richtiges und gutes Deutsch bemüht, sei das nützliche Buch aufs wärmste empfohlen. *Johannes Öhquist.*

Hans Naumann, *Die deutsche Dichtung der Gegenwart (1885—1933).* 6. neubearbeitete Auflage. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1933. 403 S. Preis: geh. RM. 5.—, geb. RM. 6.50.

Wer sich mit deutscher Literaturgeschichte beschäftigen will und nach einem zuverlässigen Führer sucht, steht ratlos vor der verwirrenden Fülle literaturgeschichtlicher Werke verschiedenen Umfangs und Wertes. Vor allem ist es die neueste Literatur, für die man sich vergebens nach Rat und zuverlässiger Kritik umsieht. Da ist es erfreulich, ein Werk empfehlen zu können, das diese Ansprüche in so gediegener Weise zu befriedigen vermag, wie man es sich nur wünschen kann.

Das ist Hans Naumanns «*Deutsche Dichtung der Gegenwart*», die in sechster neubearbeiteter Auflage erschienen ist. Schon die Haupteinteilung ist bei ihm klar und einfach: 1) Schauspiel, 2) Roman, 3) Lyrik. Es lässt sich darüber diskutieren, ob diese oder die chronologische Einteilung die zweckmässigere ist. Beide haben ihre Vorteile und ihre Nachteile. Aber für eine von beiden muss man sich entscheiden; sonst findet man sich in dem Wirrwarr nicht zurecht.

Auch Naumann verzichtet nicht gänzlich auf die individuelle Einzelbeurteilung der wichtigsten Dichter und auf eine kritische Betrachtung ihrer Werke. Aber seine Hauptaufgabe sieht er nicht hierin, sondern in der Aufdeckung der entwicklungsgeschichtlichen Linie und in der richtigen Hineinstellung der massgebenden Dichter in diese Entwicklung. Er zeigt in jedem der drei umfangreichen Kapitel den literarhistorischen Verlauf vom Naturalismus über den Impressionismus zum Expressionismus (der Neu-Klassizismus wird mit Recht als ein belangloses Experiment charakterisiert), und zwar nicht nur, wie diese Linie in der gesamten literarischen Produktion verläuft, sondern auch, wie sie in der individuellen Entwicklung der Führer selber zutage tritt.

Ich muss Naumann recht geben, wenn er in der dichterischen Phänomenologie nur zwei Hauptformen anerkennt: den

Realismus und die Romantik. Alle übrigen Unterscheidungen sind in der Tat doch nur Abarten der einen oder der anderen dieser beiden Äusserungsformen des dichterischen Ingeniums. So wie der Impressionismus zweifelsohne gleich dem Naturalismus zum Realismus gehört, so der Symbolismus gleich dem Expressionismus zur Romantik. Das unterscheidende Merkmal bleibt immer, um es summarisch in ein Wort zu fassen: die Diesseitigkeit oder die Jenseitigkeit des dichterischen Ziels und Wollens.

Einzelne zusammenfassende Charakteristiken sind bestechend schön und erschöpfend zugleich. Man lese z. B. das S. 73—76 gegebene glänzende Porträt Schnitzlers oder die Darstellung der Hofmannthalschen Entwicklung, die in ihrer Steigerung zum Gipfelpunkt der Neuromantik zugleich eine Wende und Überwindung derselben ahnen lässt. Ebenso im Kapitel über den Roman der Durchbruch aus dem Naturalismus in das grosse romantische Gefühl in Ricarda Huchs «Ursleu». Von grosser Schönheit und Tiefe sind besonders einzelne Teile des Lyrikkapitels, vor allem die Einfühlung und Deutung bei Stefan George, Rilke, den revolutionären politischen Dichtern, bei Werfel.

Man könnte eine Menge vorzüglicher Einzelheiten in diesem Buche aufzählen, die bei der Lektüre einen auserlesenen Genuss darbieten. Sein Hauptverdienst bleibt aber eben das, was er sich als Hauptaufgabe gestellt hat: die grossen allgemeinen Zusammenhänge zwischen den unterirdischen Adern in den geistigen Schichten und Faltungen aufzudecken und die naturgemässe, teils durch äussere Einflüsse (die Katastrophe des Krieges) bedingte organische Entwicklung der dichterischen Auffassung, Technik und Ideale. Diese Aufstellung und Lösung der entwicklungsgeschichtlichen Probleme macht Naumanns Buch nicht nur zu einem vorzüglichen Führer durch die jüngste deutsche Dichtung, sondern erhebt es auch zu einem Werke von hoher Bedeutung und lebendigstem Interesse. *Johannes Öhquist.*

Eugen Lerch, *Französische Sprache und Wesensart.* Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1933. 304 S. 8:o. Preis: geb. RM. 7.40.

Psychologische Erfahrung, literaturwissenschaftliche Praxis und linguistische Einsicht erkennen auf gleiche Weise an, dass der Einzelne sein eigenartiges Geistesgesicht in seine mündlichen und schriftlichen Äusserungen hineinzuflechten pflegt. Die verschiedenen Stiluntersuchungen bezwecken auch nichts anderes, als in den Besonderheiten der Darstellungsweise die Wesensart je einer Persönlichkeit zu ergreifen. Dass aber eine ganze Sprachgemeinschaft,

ein Volk, eine Nation die Sprache letzten Endes gerade so handhabt wie der Einzelne, d. h. das überlieferte Sprachgut in jedem Zeitalter an ihre besonderen geistigen Bedürfnisse anpasst, nach dem Bilde ihrer eigenartigen Wesensart formt: diesem Gedanken verschliessen sich die Sprachforscher grösstenteils heute noch vollständig.

Auf den ersten Blick hat es wirklich den Anschein, als ob die Sprache ein naturgesetzlich entstandenes, sich entwickelndes und absterbendes geistiges Gut der Völker wäre und der Wille der Sprechenden in der Regelung der mechanischen Vorgänge der sprachlichen Änderungen gar keine Macht besässe. So sehen die Vertreter der alten sprachwissenschaftlichen Richtung im Lautgesetz die Offenbarung einer mit strenger Konsequenz wirkenden, unabhängig vom Willen der Sprechenden sich vollziehenden Kraft. Tritt demnach in irgendwelchem Zeitalter und in der Mundart einer bestimmten Landschaft eine Lautwandlung auf, so werde sie sich auf zwangsläufige Weise in allen denjenigen Wörtern durchsetzen, in denen der betreffende Laut oder die betreffende Lautgruppe in derselben Lage vorkommt — sofern das in Rede stehende Lautgesetz nicht von einer anderen Gesetzmässigkeit durchkreuzt wird. Auch die Analogie vertrete eine vom Bewusstsein der Sprechenden unabhängige Gesetzmässigkeit, die die Sprachformen von gleicher Funktion oder diejenigen, welche einem und demselben Wortstamme entsprossen sind, in eine Reihe zusammenfasst und die Glieder der Reihe uniformisiert. Endlich spielt in den sprachlichen Erklärungen eine grosse Rolle die Kontamination, die darin besteht, dass die Elemente von zwei gedanklich, bzw. sprachlich sich berührenden Konstruktionen in eine neue, überraschende, an sich unverständliche Verbindung miteinander treten. Lautgesetz, Formenangleichung und Formenmischung sind sprachliche Gesetze, welche in den physiologischen Verhältnissen der Sprachorgane und in den mechanischen seelischen Bewegungen der Sprechenden begründet sind, und die Sprachwissenschaft, die selbst heute meist unter dem Einflusse des naturwissenschaftlichen Denkens steht, glaubt, mit diesen drei Prinzipien jede Erscheinung und Veränderung der Laut-, Formen- und Satzlehre hinreichend erklären zu können.

Was ist aber der Grund dafür, dass die eine Lautveränderung sich durchsetzt, die andere rückgängig gemacht oder im Keime vernichtet wird? Woher kommt es, dass man die analogischen Bildungen des Kindes für fehlerhafte und zu belächelnde Formen, seine eigenen gelegentlichen Konstruktionmischungen für Versprechen hält und zur gleichen Zeit keinen Anstoss an den Formen und Konstruktionen nimmt, die durch die Sprachwissen-

schaft als analogische Erscheinungen oder als Kontaminationen erklärt werden? Wenn im Sprachleben die Grundsätze des Lautgesetzes, der Analogie und der Kontamination unbeschränkte Geltung besässen; wenn keine höhere Gesetzmässigkeit existierte, um das Auftreten und das Aufhören jener Grundsätze zu regulieren: so würde jede Sprache eine Reihe Sprachformen von identischer Funktion aufweisen. Es würde dann der grösste Wirrwarr in der Welt der Sprache herrschen: Wörter mit verschiedenen Bedeutungen würden in ihrer Form auf Schritt und Tritt zusammenfallen, die ungeheuere Masse der Sprachformen aber würde der Verständigung hindernd im Wege stehen oder sie gar unmöglich machen, und auf diese Weise würde die Sprache durch ihre eigenen Gesetze vernichtet werden. Es muss also eine höhere Hemmung bestehen, die der Verwirklichung der Lautveränderungen, der Formangleichungen und der Konstruktionmischungen Schranken setzt, die die mit unbewusster Zwangsläufigkeit entstandenen sprachlichen Formen einer Wertung, einer Wahl unterwirft, um die eine Variation anzunehmen, die andere zu verwerfen. Diese Hemmung höheren Ranges, diese fundamentale Richtschnur, dieser höchste Grundsatz für Wertung ist nirgends sonst zu suchen als nur im bewusst Seelischen der Sprachgemeinschaft, in der obersten Schicht ihrer Geistigkeit.

Überschauen wir von dieser Höhe, vom Standpunkt der bewussten und tätigen, der wertenden und wählenden, den unteren physisch-psychischen Vorgängen Einhalt gebietenden Geistigkeit die Welt der sprachlichen Geschehnisse und Veränderungen, so werden uns gleich klar und bekommen Sinn auch die bisher als Zufälle gebuchten sprachlichen Geheimnisse. Die französische Sprachgeschichte weiss von einer Wandlung *r* > *s*, die aber nur in einigen Wörtern durchgedrungen ist, sonst gänzlich rückgängig gemacht wurde. Dem Durchdringen dieser Lautwandlung hat nicht der Zufall Einhalt geboten, sondern der Verstand und der Wille der Sprechenden, die durch das Zurückdrängen dieser Lautwandlung dem Zusammenfall mehrerer Wörter von verschiedener Funktion vorzubeugen bestrebt waren. Man erklärt die *s*-Endung in einigen französischen Zeitformen (*je crois*) gewöhnlich durch Analogie. Die Analogie vermag uns aber höchstens über das Entstehen der Formen mit *s* Aufschluss zu geben, doch lässt sie uns vollkommen im Zweifel darüber, warum diese Form, welche die Sprachgemeinschaft anfangs als fehlerhaft empfand, trotzdem sich durchsetzen konnte. Die letzte Erklärung ist die, dass die *s*-Formen im Hinblick auf den Wohlklang den Sprechenden als günstig erschienen, und zwar deshalb, weil sie im Falle nach-

folgenden vokalischen Anlautes die Bindung, die Liaison ermöglichten (*Je crois avoir rêvé...*). Oder warum ist im Französischen diese Konstruktion mit Kontamination durchgedrungen: *Je crains qu'il ne vienne.* Ohne Zweifel darum, weil sie gedrungen und kraftvoll den doppelten Gedanken ausdrückt: «Ich fürchte, dass er kommt + Möge er doch nicht kommen.»

Wenn aber auf solche Weise die bewusste Geistigkeit der Sprachgemeinschaft, bzw. ihrer führenden Schicht darüber entscheidet, ob die fortwährend entstandenen neuen Formen angenommen oder verworfen werden sollen, so ist in diesem Umstand auch die Möglichkeit gegeben, aus den sprachlichen Tatsachen auf die geistige Beschaffenheit der sprechenden Sprachgemeinschaft Rückschlüsse zu machen. Den Charakter eines Volkes auf Grund seiner Sprache darzustellen: das ist die Aufgabe, die sich Einzelne unter den neueren Sprachforschern gestellt haben. Diese berufen sich auf das Beispiel Wilhelm Humboldts, der die Sprache nicht als ein Lagerhaus von toten Formen ansah, sondern in jedem Sprachbau die immer sich erneuernde tätige Arbeit des menschlichen Geistes zu fühlen imstande war. Zu dieser Auffassung bekannte sich Finck, der die Umrisse der deutschen Weltanschauung, wie sie sich in der deutschen Sprache kundgibt, darlegte, indem er aus den Sprachformen auf den Rassencharakter folgerte. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist heute Karl Vossler, dessen berühmtestes Werk auf diesem Gebiet das Buch «Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung» (1929²) ist. Dieser linguistischen Richtung schloss sich Eugen Lerch, der ausgezeichnete Romanist an, der schon in einem früheren Aufsatz die Beziehungen zwischen französischer Sprache und französischem Charakter zum Gegenstand einer Untersuchung machte, in einer anderen Abhandlung die Fäden der in der spanischen Sprache sich äussernden spanischen Wesensart zu entwirren suchte, jetzt aber unter dem Titel «Französische Sprache und Wesensart» (1933), einen dickleibigen Band der Erforschung der französischen Geistigkeit auf Grund der Eigenheiten der französischen Sprache widmet.

In der ersten Hälfte seines Werkes behandelt er die geschichtliche Gestaltung des französischen Wortschatzes und zugleich ermittelt er in der Schichtung des Wortschatzes die verschiedenen Quellen der französischen Kultur. Die Wörter keltischen Ursprungs vertreten die älteste Schicht in der französischen Sprache. Als Cæsar Gallien erobert hatte, haben sich die keltisch sprechenden Gallier die Sprache der an Bildung bei weitem höherstehenden Römer allmählich angeeignet. Vom ursprünglichen gallischen Wortschatz ist nur sehr weniges im Französischen übriggeblieben,

und dies sind zumeist Ausdrücke der Landwirtschaft (z. B. *soc* «Pflugschar»), was darauf hinweist, dass die Romanisierung von den Städten ausging und die Landbevölkerung eine Zeitlang noch an ihrem ursprünglichen Wortschatze festhielt.

Die Hauptmasse des französischen Wortschatzes bilden die Wörter lateinischen Ursprungs. Galliens Bevölkerung hat aber von den römischen Eroberern nicht das klassische, das Schriftlatein erlernt, sondern das Vulgärlatein, die lateinische Umgangs- oder Volkssprache, welche die römischen Soldaten, Kaufleute und Beamten sprachen. In deren Sprachgebrauch vertraten je einen offiziellen Ausdruck der Schriftsprache ein oder mehrere originell, anschaulich oder vertraulich wirkende Wörter, die an die Wörter der heutigen Argots erinnern. An Stelle des offiziellen Wortes für «Kopf», *caput* fing man im Vulgärlatein an das Wort *testa* «Scherbe» in der Bedeutung «Schädel» zu gebrauchen, woraus sich dann das französische *tête* «Kopf» entwickelte. Auf einen argotartigen Sprachgebrauch weisen die Bedeutungserweiterungen hin, welche die lateinischen Wörter im Französischen erhalten haben. Wir haben mit einer Metapher zu tun im Verb *arriver* «ankommen», dessen ursprüngliche, eigentliche Bedeutung «landen» ist. Zeugen die Bedeutungserweiterungen für das Eindringen von Argotwörtern in die Umgangssprache, so zeigen die Erscheinungen der Bedeutungsverengerungen hinwiederum den grossen Einfluss der verschiedenen Fachsprachen auf die Umgangssprache. Im Sprachgebrauch der Ärzte hat z. B. das Wort *cabinet* «kleines Zimmer» durch Kürzung des Ausdruckes *cabinet de consultation* die engere Bedeutung «Sprechzimmer» bekommen. Das Französische bereicherte aber nicht bloss auf den verschiedenen Wegen des Bedeutungswandels das lateinische Erbgut, sondern in eben solchem Masse auch durch die mannigfaltigen Wortbildungen. In besonders grosser Anzahl sind im Französischen Verkleinerungen entstanden (**soliculum* > *soleil*). Die verkleinerten Wortformen sind in grosser Anzahl in der älteren französischen Sprache zu finden, das 17. Jahrhundert aber gebietet ihrer weiteren Verbreitung Einhalt. Vorher durfte der persönliche Ausdruckswille aus der Menge der gebildeten Formen frei wählen oder er durfte Neubildungen selbst erschaffen: jetzt bevorzugt man die deutlicheren und klareren einfachen Wörter, und auf diese Weise tritt der Hörende als ein einschränkender, mässigender Faktor in die Arbeit der Sprachschöpfung, in die individuelle Formung der Nuancen der seelischen Vorgänge.

Es sind für das Französische sehr charakteristisch diejenigen gelehrten Entlehnungen aus den klassischen Sprachen, die haupt-

sächlich den christlichen Ideenkreis mit sich brachten. Die griechisch-lateinischen Buchwörter sind aus der Sprache der Geistlichen (z. B. *chrétien*), der Rechtsgelehrten (*criminel*), der Ärzte (*malade*) und anderer Gelehrter (*horloge*) in die französische Umgangssprache gekommen. Ihr Eindringen währte ungehindert bis zum 17. Jahrhundert, wo die angesehensten Grammatiker gegen die Einführung von neuen Wörtern Stellung nahmen. In der neuesten Zeit führten jedoch das Aufblühen der Naturwissenschaften und der Technik, sowie der Aufschwung der Industrie, des Handels und des politischen Lebens wiederum zur Verbreitung einer Masse lateinisch-griechischer Buchwörter.

Der französische Wortschatz wurde auch durch verschiedene germanische Völker bereichert. Die älteren germanischen Entlehnungen sind in der Hauptsache auf die Franken zurückzuführen, die um 500 den grössten Teil Galliens erobert hatten. Die fränkischen Eroberer und die besiegte Bevölkerung lebten in einem innigen Verhältnis miteinander, ja bei der führenden Gesellschaftsschicht dürfte zu einer Zeit eine Zweisprachigkeit bestanden haben. Darauf weist der Umstand, dass das Französische nicht nur Wörter, die in die Kriegskunst schlagen (*héberge*), und andere der äusserlichen Kultur der Sprache der Franken entlehnte, sondern auch solche Ausdrücke, die in das Gebiet des geistigen und sittlichen Lebens gehören (*orgueil, haïr*). In den späteren Jahrhunderten haben die Franzosen mehrere Wörter von den Niederländern (*digue*), den Deutschen (*lansquenet*), hauptsächlich aber von den Engländern (*redingote*) erlernt.

Auch die verwandten romanischen Sprachen haben vielfach zur Bereicherung der französischen Sprache und des französischen Geistes beigetragen. Die provenzalische Kultur tritt im 12. Jahrhundert in eine engere Beziehung zum geistigen Leben Nordfrankreichs. In diesem und den nachfolgenden Jahrhunderten ist eine Menge provenzalischer Wörter in das Französische gekommen, die vorzugsweise die Atmosphäre der Minnedichtung und des Hoflebens atmen (*amour, jaloux*). Das Einströmen italienischer Fremdwörter nach Frankreich wird im 16. Jahrhundert besonders stark. Die in Italien Krieg führenden Franzosen haben dort auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, des Handels und Gewerbes, sowie des Kriegswesens eine blühende Kultur gefunden, und sie haben die Gelegenheit ergriffen, diese Kultur höheren Ranges sich anzueignen (*camp*). Im allgemeinen lässt sich sagen, dass der italienische Einfluss einen weltlichen, heidnischen Geist mit sich nach Frankreich brachte. Das Erheben der Werte des Körpers und des Auftretens, des Vermögens und der sozialen Stel-

lung über die inneren Werte des Lebens, mit einem Wort die mondäne Gesinnung hat sich im 16. Jahrhundert in Frankreich ausgebildet, und zwar hauptsächlich unter dem Einflusse der italienischen Renaissance. Im folgenden Jahrhundert macht sich in Frankreich ein ganz entgegengesetzter fremder Einfluss geltend: der spanische Einfluss. Da erscheint in Spanien in ihrer charakteristischen Form die sich den inneren Werten des Lebens zuwendende Geistigkeit, das strenge Festhalten an den Ideen der Sitte und der Religion, das Suchen nach dem Grossen, Bedeutungsvollen, Würdevollen und deren Verwirklichung, kurz die geistige Strömung des Barocks. Diese Strömung ist auch nach Frankreich gedrungen, obzwar sie im französischen Wortschatz nicht viele Spuren hinterlassen hat. Auch der hochgespannte Ehrbegriff der Spanier hat bei den Franzosen kein vollständiges Verständnis gefunden, wie dies aus der im Französischen erhaltenen Bedeutung «wunderlich, seltsam» des spanischen *bizarro* «mutig, tapfer, ritterlich» erhellt.

So bereicherte und erweiterte sich der französische Wortschatz, so ergänzte er sich aus dem geistigen Gute anderer Völker. Dabei wurde er aber auch durch innere Strömungen und Bewegungen geformt: vereinfacht oder vermehrt, uniformisiert oder mannigfaltig gestaltet. In den früheren Jahrhunderten nahmen die Schriftsteller die Wörter, wo sie sie eben fanden; es stand ihnen ja frei, ihrer momentanen Stimmung gemäss ganz neue Ausdrücke zu schaffen. Im 17. Jahrhundert wird aber in der Umgangssprache das Preziösentum zur Mode, und die Preziösen verbannen aus ihrer Rede die als roh empfundenen Wörter des täglichen und natürlichen Lebens, indem sie die entsprechenden Begriffe in wichtigtuende Umschreibungen hüllen (der Besen: *l'instrument de la propreté*). Auf das gleiche Ergebnis führt auch der literarische Klassizismus dieses Jahrhunderts, der das Natürliche stilisiert, in eine ideale Höhe erhebt, verallgemeinert und so auch in seinen Ausdrücken immer im Kreise der Allgemeinheiten sich bewegt. Das 17. Jahrhundert war auf diese Weise das Zeitalter, das zwischen edlen und unedlen Wörtern zu unterscheiden begann, und durch die Verbannung der unedlen das französische Sprachgut gründlich arm, aber auch zugleich klarer und deutlicher machte. Im 18. Jahrhundert erhält die Aufklärung die Forderung des allgemeinen Ausdrucks im Prinzip noch aufrecht, die literarische Praxis zeigt jedoch schon anderes: die verschiedenen Fachausdrücke schleichen allmählich in die Sprache der Schriftsteller ein. Der Anfang des 19. Jahrhunderts, die Zeit des Empire und der Restauration zeigen einen Rückfall: die Mode der Umschreibungen nimmt noch

grössere Dimensionen an als zur Zeit des Klassizismus, und die Autoren von Theaterstücken vermeiden — wenn sie nicht allgemeines Gelächter erregen wollen — selbst Wörter wie *mouchoir* «Taschentuch». Die Befreiung des französischen Wörterbuches, die Aufhebung des Unterschiedes zwischen vornehmen und niedrigen Wörtern knüpft sich an den Namen der Romantiker. Diese haben für die Literatur einerseits die Schleusen der täglichen Sprache, der veralteten Wörter und der Neubildungen, anderseits die der Fachausdrücke und der Fremdwörter aufs neue geöffnet. An die Stelle der Forderung des *mot noble* tritt jetzt das Suchen nach dem *mot propre,* die ideale Verallgemeinerung und die stilisierende Dämpfung wird durch die Mode der Volkstümelei und der Bildungsprotzerei abgelöst. Die durchsichtige Klarheit und die Leichtverständlichkeit des Französischen räumt also einer gewissen Buntscheckigkeit des Stils den Platz, und dies hat zur Erschütterung der weltbeherrschenden Stellung der französischen Sprache in nicht geringem Masse beigetragen. Die Nachfolger der Romantiker haben keine neue Wendung in das Lebensschicksal des französisches Wortschatzes gebracht: die Realisten und Naturalisten, die Parnassiens und Symbolisten haben in sprachlicher Hinsicht nichts anderes getan, als dass sie das Stilideal der Romantiker weiterentwickelt, vollkommen zu Ende gedacht, die Forderung des *mot propre* verwirklicht und die literarische Kunst zu einer Wortkunst verfeinert haben.

Aus all diesem erhellt, wie die Untersuchung des französischen Wortschatzes über die Herkunft der französischen Kultur, ihre geschichtliche Entwicklung, ihre verschiedenen Quellen Licht zu verbreiten vermag. Treten wir jetzt von der anderen Seite an das Problem heran: versuchen wir es, die Frage zu beantworten, welche die Charakterzüge seien, die die Denker als spezifisch französische Züge erkannt haben, und welche sprachlichen und Stileigenartigkeiten es seien, in denen sich die besondere französische Wesensart äussert.

Der Franzose wird von der Seite des subjektiven Seelenlebens durch die Entwickeltheit des Trieblebens, die Kraft der Leidenschaften, das hohe Anschwellen der Gefühle, kurz die Impulsivität gekennzeichnet. Daneben besitzt er eine sinnliche Auschauungskraft, eine lebhafte Phantasie, eine gewisse impressionistische seelische Einstellung. Die impulsive und einbilderische Natur erscheint jedoch in einem glatten Äusseren: der Franzose sucht mit Beherrschtheit, mit geistiger Geschultheit seiner ausbrechenden Leidenschaften und seiner kühn herumschweifenden Einbildungskraft Herr zu werden. Zur Bezähmung dieser unbändigen seeli-

schen Kräfte nimmt er seine Zuflucht zum Verstand. Die französische Geistigkeit wird von objektiver Seite durch einen geometrischen Hang gekennzeichnet: der Franzose erlegt sich strenge, starre, objektive Regeln auf und flüchtet in die Welt der abstrakten, reinen Begriffe und Gesetze nur, um sein instinktmässig schweifendes Ich einzuschränken. Deshalb hat er in seiner äusseren Lebenseinrichtung die harmonischen, regelmässigen Formen gern, und deshalb liebt er es, seine Eindrücke zu abstrakten, regulären Schemas zu vereinfachen, zu verstandesmässigen Regeln zu verdichten. Auch dem sozialen Verhalten des Franzosen verleiht das Streben nach Beherrschtheit sein Gepräge; er drängt aus Rücksicht auf seine Mitmenschen seine impulsiven und einbilderischen Neigungen zurück. Daher die französische Höflichkeit, durch die nur selten, dann aber desto heftiger das rücksichtslose Verhalten hindurchbricht. Der Franzose misst aber seine Handlungen nicht bloss am Urteil der Zeitgenossen, sondern auch an der Meinung der Nachwelt. In diesem Moment zeigt sich unverhüllt der französische Ehrgeiz, die französische Ruhmsucht, die in verhüllter Form auch die anderen Charakterzüge begleitet oder in Bewegung setzt oder färbt. Das ist die stärkste Triebkraft für die Beachtung der Meinung der Nach- und der Mitwelt; das tritt ans Licht, wenn durch die Höflichkeit die Rücksichtslosigkeit hindurchbricht; das leitet den regulierenden, geometrisierenden Verstand im Bezwingen der überströmenden Leidenschaft und Phantasie. Der Franzose hat die Selbstbeschränkungen aller Art sich auferlegt, weil er es fühlte, dass er nur durch das Zurückdrängen seiner unbändigen Kräfte etwas Bleibendes, in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt Wertvolles zu schaffen imstande ist. Die Sache verhält sich aber eigentlich so, dass die Gier der subjektiven Geistigkeit im Ruhm die ihr angemessene Ergänzung gefunden hat, und dass allerlei Selbstbeschränkung nur als Mittel in der Erreichung dieser Ziele anzusehen ist. In dieser Gesetzmässigkeit liegt der Dynamismus der französischen Seele, ihr geregelter Kreislauf, ihre sich aktualisierende Entfaltung verborgen, deren einzelne Stationen nicht bloss durch Beispiele aus dem geschichtlichen und politischen Leben, aus der französischen Kunst und Wissenschaft sich rechtfertigen und veranschaulichen lassen, sondern auch durch das Urbild aller Künste, aller Wissenschaften und aller sittlichen Lebenseinrichtungen, durch die Erscheinungen der Sprache.

Wie die französische Impulsivität sich in einzelnen Zeitabschnitten auf Geheiss der Selbstbeschränkung Schranken auferlegen muss, wie sie doch früher oder später aus den künstlichen

Schranken hervorbricht: dafür bietet das Schicksal der französischen Wortstellung ein sehr schönes Beispiel. Bei ruhiger Gemütslage pflegen wir uns der geraden Wortfolge zu bedienen: wir reihen die Satzglieder in einer natürlichen, logischen Reihenfolge aneinander, so: Subjekt — verbales Prädikat — Objekt oder Adverbiale. Dabei nehmen wir gewöhnlich Rücksicht auf den Hörer, und so sprechen wir zuerst den bekannten Satzteil aus, dann das Neue, das Unbekannte. Ebenso werden die logisch zusammengehörigen Satzglieder nicht durch Einschiebung von anderen, dem Sprechenden plötzlich einfallenden Satzteilen voneinander getrennt. Bemächtigt sich aber unser ein heftiger Affekt, so nehmen wir verschiedene Inversionen vor: wir stellen das gefühlsbetonte Glied voran, dann sagen wir den verbalen Teil und dann das Subjekt. Eine Inversion liegt auch vor, wenn der Satzteil, welcher das neue Moment bezeichnet, an die Spitze des Satzes kommt. Endlich offenbart sich auch in den Einschiebungserscheinungen eine Inversion. Im allgemeinen lässt sich also sagen, dass die gerade Wortfolge das Werk der Selbstbeherrschung, die invertierte aber in den meisten Fällen das der leidenschaftlichen, impulsiven Seele ist. Was nun das Schicksal dieser Wortstellungstypen in der französischen Sprachgeschichte anlangt, können wir feststellen, dass während uns im Altfranzösischen noch auf Schritt und Tritt Fälle der affektiven, umgekehrten Wortfolge begegnen, das 16. und 17. Jahrhundert überall anfängt, die gerade, ruhige, logische und höfliche Wortfolge einzuführen. Da wird die gerade Wortfolge allgemein obligatorisch selbst im Falle, wo am Satzanfang ein Adverbiale oder ein Objekt steht (*Dans la rue, j'ai rencontré Monsieur X*), ja auch in der Frage (*Votre père part-il?*) und in der Ausrufung (*Quelle tête il a!*). Man ist geneigt, den unbekannten Satzteil in jedem Falle an das Ende des Satzes zu stellen (*Il soufflait un lourd vent*) und die logisch zusammengehörigen Satzelemente einander näher zu bringen (*J'ai rencontré mon ami* — gegenüber dem deutschen Satzbau: *Ich habe meinen Freund getroffen*). Die impulsive Natur des Franzosen fängt aber in der neuesten Zeit an, selbst die auf diese Weise gebundenen Wortstellungsregeln zu überschreiten: die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts sind bemüht, die Strenge der französischen Wortstellung zu mildern, und sie lassen ihren Gefühlen auch bei der Anordnung der Satzglieder freien Lauf. Bei neueren Schriftstellern begegnet die Verwechslung der Stellungen des Subjekts und des Prädikatverbs (*Alors parut le comte*), die Voranstellung des unbekannten Satzteils (*Un lourd vent soufflait*), das Aufgeben der regelrechten Nachstellung des logisch distinguierenden Adjek-

tivs (*le gothique balcon*) und die Trennung der logisch zusammengehörigen Glieder (*Et une dispute commença qui... — Anisse qui n'a pas la poudre inventé... — avec, sur le visage, un sourire*). In all diesen Inversionen bahnt sich die französische Impulsivität den Weg.

Die Arbeit der lebhaften, mit Gefühlen durchdrungenen Phantasie lässt sich im besonderen Gebrauch der Zeitformen beobachten. Der Sprechende, bzw. der Schriftsteller versetzt sich in die Lage der Beteiligten, der Augenzeugen, in die Vergangenheit, und von diesem Standpunkt bezeichnet er das, was nur beinahe geschah, als Geschehenes (*Phèdre mourait, Seigneur...*), oder er stellt als Mögliches hin, was aus dem Standpunkt der Gegenwart eine irreale Bedingung ist (*Si Stanislas demeurait, il était perdu*). Der Autor sieht und lässt die in der Gegenwart oder in der Vergangenheit fortlaufende oder erst in der Zukunft erfolgende Handlung als eine vollendete, fertige Wirklichkeit, einen dauernden Zustand sehen, und zwar durch den Gebrauch der zusammengesetzten Vergangenheitsformen und dadurch, dass er statt des Futurs andere Zeitformen gebraucht (*Se Rollant vit ... Perdut avons Espaigne, nostre terre!*). Zur Vergegenwärtigung und Belebung, zur sinnlichen Vorstellung des vergangenen Geschehens diente früher das Präsens, im neueren Französisch das Imperfekt, welches das Geschehen nicht einfach feststellt, sondern es bildmässig verlängert (*Un mois plus tard, elle signait le contrat de vente et achetait en même temps une petite maison bourgeoise*); endlich in einigen Fällen das Futur (*Voltaire veut réfuter l'optimisme. Il a le choix entre Pope, ou Leibniz. Il choisira Leibniz*). Der Schriftsteller versetzt sich manchmal so sehr, er lebt sich so lebendig in die Seele seiner Geschöpfe hinein, dass er ihre Meinungen (*Léon, malgré lui, se récria. D'ailleurs il n'aimait que les femmes brunes*) und ihre Halluzinationen (*Charles voulut feuilleter son dictionnaire de médecine; il n'y voyait pas, les lignes dansaient*) als Tatsachen erscheinen lässt. Einige dieser Gebrauchsweisen von Zeitformen kommen besonders bei Schriftstellern vor, die als Anhänger der impressionistischen Darstellungsweise gelten. Der Impressionismus ist übrigens für den ganzen französischen Sprachbau charakteristisch und besteht darin, dass der Sprechende sein eigenes Ich ausschaltet, sich auf den Standpunkt eines Augenzeugen stellt und von hier aus die Sachen und die Ereignisse darlegt. Der impressionistische Autor tritt von aussen an die Dinge heran, kümmert sich nicht um die Ermittelung der inneren Zusammenhänge, sondern malt nur lauter Eindrücke, Bilder, die mit einer natürlichen Unmittelbarkeit und Lebendigkeit auf den

Leser einwirken, umso mehr, weil der Schriftsteller die durch logische, verstandesmässige Gliederung erhaltenen Satzformen sowie das logische Aneinanderknüpfen der Sätze vermeidet. Das von-aussen-Sehen hat bei den Schriftstellern das Verb *avoir,* das mehr oder minder eine ungewollte Tätigkeit ausdrückt, so sehr beliebt gemacht (*elle eut un sourire*). Der Autor stellt — obwohl er die Zusammenhänge gut kennt — einfache Eindrücke dar (*Emma vit la main de la jeune dame qui jetait dans son chapeau quelque chose de blanc, plié en triangle:* es handelt sich um einen Brief). In der Bevorzugung der Bilder geht der Impressionist so weit, dass er das dem Satze zugrunde liegende Bild nicht gliedert, wie wir es gewöhnlich tun, sondern es in seiner ursprünglichen Bildmässigkeit bestehen lässt: daher die grosse Verbreitung der nominalen Ausdrücke in der französischen Schriftsprache (*Mais un froufrou de soie sur les dalles, la bordure d'un chapeau, un camail noir... C'était elle!*). In mehreren attributiven Konstruktionen haben wir mit der bildmässigen Verlängerung je einer momentanen, einer Übergangseigenschaft zu tun (*animaux hurleurs — une chambre de silence — dans le silence des montagnes*). Das Erzeugnis einer lebhaften, lebendigen Vorstellung ist auch die Darstellungsweise, in der der Schriftsteller seine Personen zuerst mit Pronomina bezeichnet und sie nur nachher beim Namen nennt (*On le connaissait à dix lieues aux environs, le père Toine*). Auf das unmittelbare Sehen, auf die lebhafte Vorstellung ist auch diejenige Eigentümlichkeit der französischen Sprache zurückzuführen, dass nach dem Vorbilde der Eigennamen der bestimmte Artikel bei den Namen der Tage, der Monate, der Feiertage und der Verwandtschaftsverhältnisse, ja in der altfranzösischen Zeit auch bei den Bezeichnungen der Pferde und der Waffen nicht gesetzt wurde (*Père est venu*). Die reflexionslose Darstellung bettet die Satzelemente nicht in den logischen Zusammenhang des Satzes, sondern liebt die notizartigen Aufzählungen (*Il s'agit d'un monsieur de vingt-cinq à trente ans, taille moyenne, bouche moyenne, nez moyen, front moyen, pas de signe particulier*) und lässt weg oder ersetzt mit konkreteren die abstrakten Satzbeziehungen (*Avec des vêtements ondoyants et nacrés, même quand elle marche on croirait qu'elle danse*: *avec* vertritt hier eine Beziehung der Kausalität).

Der geometrische Hang des Franzosen äussert sich in der geregelten Beschaffenheit des Lautbildes der französischen Sprache, in ihrer harmonischen Einrichtung, darin, dass das Französische — wenigstens in einer Periode seiner Entwicklung — vor allem nach einer regulären Abwechslung von Vokalen und Konsonan-

ten trachtete. In der Formung des Lautbildes der altfranzösischen Sprache spielte noch neben dem Grundsatz des Wohlklanges eine grosse Rolle das Streben nach bequemer Aussprache, das schnelle Artikulieren, das in mehreren Fällen zum Missklang, zu Vokal- und Konsonantenhäufungen führte. Die bequeme und schnelle Artikulation hat im Altfranzösischen das Verstummen einzelner Laute hervorgebracht, dies aber eine Konsonantenhäufung, welche erst später beseitigt wurde (*misculare*: *mesclar*: *mesler*: *mêler*). Bequemlichkeitsrücksichten haben auch im Stimmhaftwerden, später im Vokalisieren, bzw. im Ausstossen zwischenvokalischer Konsonanten mitgewirkt, und diese Entwicklung hat schliesslich Vokalhäufungen ergeben (vita: vida: *vie*). Das schnelle Sprachtempo hat die verschiedenen Diphthongisierungserscheinungen zustande gebracht, die wiederum einen Hiatus, eine Vokalhäufung ergaben (caput: *chief*: *chef*). Im 17. Jahrhundert aber treten fast alle Gesetzmässigkeiten der Lautentwicklung der französischen Sprache in den Dienst des Wohlklanges. Da fängt man an, die Vokalhäufungen um jeden Preis zu vermeiden. Zu diesem Zweck führt man das hiatustilgende *t* ein (*enseigna-il*: *enseigna-t-il*) und zieht man die Sie-Formen dem Duzen vor (*tu as*: *vous avez*). Zur Beseitigung der Vokalhäufungen führt die schon früher erfolgte Vereinfachung von Diphthongen (*fait*: *è* ausgesprochen), ferner die Verbreitung von einzelnen gelehrten, latinisierten Wortformen (*aorer*: *adorer*). Andere Lautentwicklungen lösen dagegen die verschiedenen Konsonantenhäufungen auf, so die Angleichung der Lippenlaute an den folgenden Konsonanten (*rupta*: *route*), die Umwandlung der Verbindung *ct* auf *it* (*tectum*: *toit*), das Setzen eines Vorschlagvokals vor *s* mit folgendem Konsonant (*schola*: *escole*), die Verstummung des *s* vor stimmlosen Verschlusslauten (*escole*: *école*), die Vokalisierung des *l* vor Konsonant (*alter*: *autre*) und im allgemeinen das Verstummen der Endkonsonanten vor konsonantischem Anlaut (*un coup cruel,* aber mit Liaison: *un coup affreux*). Dazu kommt, dass der Franzose in der klassischen Zeit das sog. stumme *e* noch aussprach (*j'ai-me*). Auf diese Weise hat das Französische die äussere Harmonie der Sprache, die gefällige Regelmässigkeit des Lautbildes in vollem Masse verwirklicht, was mit dem Umstande zusammenhängt, dass das Sprechen in dieser Zeit ein langsameres Tempo annahm und die Menschen viel Sorgfalt auf die genaue, deutliche, geregelte Aussprache verwendeten. Vom 18. Jahrhundert an verändert sich wieder das Lautbild der französischen Sprache: es fängt nun an, sich vom Ideal des Wohlklanges zu entfernen. In diesem Entfernungsvorgang spielen eine grosse Rolle die etymologischen,

latinisierenden Laute (*oscur*: *obscur*), im allgemeinen die gelehrten lateinisch-griechischen Entlehnungen (*spirituel*) sowie die englischen und deutschen Lehnwörter (*sport, schlague*), das wichtigste aber ist das Verstummen des *e* am Wortende (*j'aime*), was mit der Beschleunigung des Sprachtempos zusammenhängt.

Der französische Hang zum Geometrischen zeigt sich auch in der inneren Sprachform, und zwar einerseits im abstrakten sprachlichen Denken, anderseits in der sprachregelnden Kraft der Analogie. Das französische sprachliche Denken neigt zu den reinen Abstraktionen. Der Franzose sieht in der Sprache in erster Linie das Mittel der Mitteilung von Gedanken, in den Wörtern vor allem die Träger von abstrakten Begriffen. Er vermag die sprachliche Musik der Wörter als Gegebenheiten an und für sich nicht zu erleben, wie es z. B. der Italiener tut, sondern im Gegenteil sucht er — da er immer nur den auszudrückenden begrifflichen Inhalt im Auge hat — das äussere Wortbild zu einem Einfacheren, Farbloseren und Kürzeren zu gestalten, damit die weitschweifige und farbige Form nicht die Aufmerksamkeit des Hörenden vom inneren Inhalt ablenkt. Da rührt die Kürze der französischen Wörter her: keine andere romanische Sprache hat die lateinischen Wörter in so hohem Grade verkürzt wie die französische (lat. a u g u s t u s: it., span. *agosto*: fr. *août*). Wir müssen die französische Satzbetonung für farblos, für eintönig erklären. Während der Deutsche einem Satz durch Änderung der Betonung mehrere verschiedene Bedeutungen zu geben vermag (*Karl verreist m o r g e n*), drückt der Franzose die Nuancierungsunterschiede solcher Art mit der Umformung des Satzbaus aus (*C'est demain que Charles partira*). Die französischen Wörter wirken auch wegen der Eintönigkeit der Vokale farblos auf uns: die *é*-, *è*- oder *ö*-Laute sind im Französischen überaus häufig (*j'aimerai*). Eintönigkeit ist in der Wahl der Wörter zu verspüren: der Franzose, da er seine Aufmerksamkeit auf den abstrakten Sinn des Satzes richtet, verwendet keine grosse Sorgfalt auf das Auftreiben des speziellen Ausdrucks, sondern begnügt sich in der Regel mit einem farblosen, allgemeinen Ausdruck (deutsch *fallen, abfallen, niederfallen, umfallen, hinunterfallen, herabfallen* usw.: fr. *tomber*). Die französische Sprache verfügt auch auf dem Gebiete der Syntax über eine grosse Anzahl von speziellen Verkürzungen. Solche sind: die nominalen Verkürzungen (*elle discuta longtemps cette idée de chien*: den Gedanken, einen Hund zu kaufen), die Infinitivkonstruktionen (*Il me dit de le faire*), die Partizipialkonstruktionen (*Camille mort, il épousait Thérèse*), die prädikativen Satzglieder (*Présente, je vous fuis; absente, je vous*

trouve), der absolute Akkusativ (*Roger qui les yeux fixés sur le plancher, la tête appuyée sur sa main, semblait rouler*), endlich verschiedene Verkürzungen, die der Kaufmannssprache entnommen sind (*une robe cerise; un salon Louis XVI*).

In der französischen Formenlehre und Syntax spielt eine grosse Rolle die Analogie, d. h. die Verallgemeinerung einzelner Formen und Konstruktionen, das Uniformisieren von Formen mit gleicher Funktion, das Verdichten von ursprünglich verschiedenartig sich kundgebenden Gesetzmässigkeiten in eine einheitliche Regel. Es ist für die französische Sprache und für den französischen Geist bezeichnend, dass das Französische in der Einführung der analogischen Formen und Konstruktionen viel weiter ging, als die anderen romanischen Sprachen. Diese letzteren haben z. B. den Stammvokal des Verbs im Präsens verschiedenartig behandelt, je nachdem der Stamm oder die Endung betont war (it. *suono: soniamo*). Auch im Französischen existierte früher dieser Unterschied, der aber heute nur in den unregelmässigen Verben geblieben ist (*je tiens: nous tenons*), sonst hat das Französische entweder die stammbetonte (*pleurer*) oder die endungsbetonte Form (*labourer*) in allen Personen verallgemeinert. Auch in der analogischen Umformung des Passé défini der unregelmässigen Verben ging das Französische weiter als das Italienische und das Spanische (altfr. *je fis*: *tu fesis* — neufr. *je fis*: *tu fis*). Dazu kommt, dass das Französische im Gegensatz zu den anderen romanischen Sprachen die Endungen der verschiedenen Konjugationen angehörenden Verben auf eine gemeinsame Form brachte (port. *cantando, vendendo, dormindo*: fr. *chantant, vendant, dormant*), ferner dass es zahlreiche Verben, die ursprünglich anderen Konjugationen angehörten, in die *er*-Konjugation, die regelmässige, überführte (*imprimere*: *imprimer*). Im Bereich der syntaktischen Verallgemeinerungen und Regulierungen dürfen erwähnt werden: die obligatorische Setzung der Subjektspronomina, die feste Regelung der Stellung der Objektspronomina (*Il me le donne*), die Einleitung des Konjunktivs mit *que* (*Qu'il vienne!*), der häufige Gebrauch des Teilungsartikels (*je bois de la bière*: it. *bevo birra, bevo la birra, bevo della birra*) und die Verallgemeinerung der Füllwörter der Verneinung (*pas, point*).

Die französische Höflichkeit zeigt sich in den eigenartigen Konstruktionen, mit denen der Sprechende sich unmittelbar an den Hörenden, an dessen Meinung wendet. Hierher gehören: ein eigentümlicher, aus Frage und Antwort sich verdichtender Satztypus (*C'est mon ami qui sera content = Qui sera content? c'est mon ami*), der Gebrauch der Formel *Que veux-tu* (*Que*

veux-tu que je fasse? — Pourquoi voulez-vous qu'il soit un homme pieux?), die oft eigenartige, gedrungene Bedeutung der Konjunktivformen (*Je ne doute pas qu'il ne revienne* = Du meinst, er kehre nicht zurück? — ich meinerseits zweifle durchaus nicht daran), die häufige Anwendung der ursprünglich fragenden Wendungen *voici* und *voilà* (von *voir*) sowie des Höflichkeitsausdrucks *s'il vous plaît*. Die höfliche Bescheidenheit des Sprechenden und die Erhöhung des Angeredeten geht daraus hervor, dass der Franzose die Schärfe der Frage durch den Gebrauch der Konditionalformen (*Pourriez-vous me dire . . .?*) und des Verbs *oser* (*Oserais-je vous demander de quoi il s'agit?*) zu mildern sucht, dass die höfliche Anrede mit der Mehrzahl (*vous*) allmählich überall das Duzen verdrängt, und dass endlich auch die Bitte und die Aufforderung durch die Bezeichnung einer präsentischen Handlung mit einem Imperfekt (*Je venais vous prier*: *Je viens vous prier*) und durch den Gebrauch der Futurformen mit fragendem Sinne gemildert werden (*Vous vous arrêterez en face du numéro 17, rue Fontaine*). Das Futur hat aber auch einen anderen, keinen Widerspruch duldenden Sinn in der Aufforderung (*Apporte-nous la lampe . . . et puis tu ne paraîtras plus*), was darauf deutet, dass durch die französische Höflichkeit mitunter das rücksichtslose Auftreten hindurchbricht, das sich noch in der unhöflichen Anwendung des *on* und anderer Pronomina wie Adverbien äussert (*Hors d'ici tout à l'heure, et qu'on ne réplique pas*). Übrigens hat das Futur schon seit der altfranzösischen Zeit einen eigentümlichen, spezifisch französischen Sinn, welcher beweist, dass die Ruhmsucht des Franzosen schon anfängt, sich in den Sprachbau hineinzuverweben (*Mult larges terres de vus avrai conquises* = Es wird von mir gelten, dass ich mit dir, mein Schwert, sehr grosse Länder erobert habe).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass nach dem Zeugnis der Sprachentwicklung die entgegengesetzten Charakterzüge in der französischen Bildungsgeschichte einander ablösen: Impulsivität und sinnliche Anschauung wechseln sich mit dem Übermass des geometrisierenden Verstandes, die Höflichkeit mit der Rücksichtslosigkeit, die Bescheidenheit mit der Ruhmsucht ab. Natürliche, angeborene Eigenschaften des Franzosen sind die impulsive Natur, die lebhafte Phantasie und die Ruhmsucht, mit einem Wort die instinktive, unbeschränkte Entfaltung des Ich. Zur Hemmung dieser natürlichen Triebe hat die französische Seele den regulierenden Verstand, die sich in Abstraktionen auslebende Geistigkeit und das höfliche Verhalten, welche alle erworbene Eigenschaften der französischen Seele sind, eingestellt. In reinster

Harmonie weist die natürlichen und die erworbenen Eigenschaften die Zeit des Klassizismus auf. Da bildeten sich die französische Sprache und der französische Stil in ihrer charakteristisch französischen Form aus: das Bestreben nach der äusseren Harmonie und der strengen inneren Geregeltheit der Sprache, nach der Kürze der Formen und nach der farblosen Verallgemeinerung, vor allem aber nach Verständlichkeit hat diejenige französische Prosa erzeugt, welche jeden anderen Sprachbau durch die klare, durchsichtige Gedankengliederung, die rein logische Anordnung der Glieder und durch das leichte, gefällige in-Worte-Kleiden überflügelt. Und in der Zeit des Klassizismus prägte sich die spezifisch französische Geistigkeit aus, in der die subjektive Selbstentfaltung und die objektive Selbsteinschränkung, die Freiheit und die Gebundenheit einander auf eine ideale Weise die Wage halten.

Und diese höhere Einschränkung, welche zur herrlichen Entfaltung der französischen Geistigkeit in der Zeit des Klassizismus führte, ist nicht etwa durch in der Volksgemeinschaft wirkende mystische Kräfte vor das französische Volk gestellt worden, sondern einzelne Individuen traten hervor, in denen die Rassenzüge und die geistigen Bedürfnisse in gesteigertem Masse lebten und in denen die Reflexion über die Sprache sich zur Zielbewusstheit steigerte. Diese sprachgestaltenden Persönlichkeiten haben die in der Volksgemeinschaft schlummernden Kräfte bewusst gemacht, das Volk aber hat die bewusst gemachten Sprachregeln entweder angenommen oder verworfen, je nachdem sie wirklich in seiner Wesensart wurzelten oder nicht. Die Stellung dieses allgemeinen sprachlichen Problems und der Sprachentwicklungsfrage sowie deren sichere Formulierung ist Lerch zu verdanken. Über seine in die Einzelheit gehenden, von tief schürfendem psychologischem, historischem und soziologischem Sinne zeugenden Erkenntnisse, seine feinen Interpretationen hinaus sehen wir in dieser allgemeinsprachlichen Erkenntnis den höchsten Wert seines neuesten Buches. Er klärt in seinem Buche das Eingreifen Einzelner in das Sprachleben, die Rolle der Sprachformung der Sprachregler, der Grammatiker. Er weist darauf hin, wie die französischen Grammatiker des 16. und 17. Jahrhunderts, ein Vaugelas, ein Robert und Henri Estienne, die französische Rechtschreibung und die Erscheinungen der Formenlehre, ja durch diese hindurch auch die Aussprache regelten, und beweist, dass diese Grammatiker den Wortschatz erneuert und den syntaktischen Schwankungen ein Ende gemacht haben. Die Sprachgemeinschaft hat aber nur dann die Regelungen und Erneuerungen der Grammatiker angenommen, wenn sie in diesen ihre eigene Geistigkeit erkannte. So beteiligen sich an

der Sprachformung die natürliche, mit elementarer Kraft emporstrebende Geistigkeit, das triebhafte Wesen der redenden Sprachgemeinschaft und die in einer höheren Geistigkeit wurzelnde Beschränkung dieser Triebmässigkeit; die Zentrifugal- und Zentripetalkräfte der natürlichen und geistigen Motive, die einander regeln und die Sprachentwicklung in ihrer kreislaufähnlichen Bewegung erhalten; die sich ohne reine Bewusstheit äussernde, mehr oder minder passive, doch auf einem bestimmten Rassencharakter beruhende Rezeptivität der Masse und die bewussten Zielsetzungen, aktive Regelungen einzelner Persönlichkeiten. Dass wir heutzutage die Welt der Sprache schon nicht mehr ausschliesslich als ein zufälliges Produkt von blinden, unbewussten psychischen und physiologischen Kräften ansehen, und dass wir heute schon den Versuch anstellen können, in den für tote, trockene Formen erachteten Spracherscheinungen mittels psychologischer und bildungsgeschichtlicher Analysen den nationalen Charakter zu erfassen: darin kommt der neuen, auch durch LERCH vertretenen Spracherklärung, die in der bewussten Geistigkeit der Sprachgemeinschaft, in der aktiven Beteiligung der über die Sprache Reflektierenden, der Sprachneuerer, Sprachverbesserer und Sprachregler die höhere Hemmung der unbewussten sprachformenden Kräfte aufwies, eine grosse Rolle zu.

Hatvan (Ungarn). *Stephan Papp.*

John Webster Spargo, *Virgil the Necromancer,* Studies in Virgilian Legends. Harvard Studies in Comparative Literature, Volume X. Cambridge, Harvard University Press, 1934. XII + 502 p. 8:o. Prix: relié toile $ 5.—.

Virgile est au moyen âge un puissant magicien, il est «chargé de diabolisme», comme le dit (p. 23) M. Spargo qui, dans ce volume admirablement documenté et richement illustré, reprend dans ses traits essentiels le sujet traité par Domenico Comparetti dans un livre devenu classique, *Virgilio nel medio evo.* La plus curieuse et sans doute la plus répandue des légendes auxquelles le nom de Virgile s'est rattaché est sans doute celle que l'on désigne par «Virgile dans la corbeille» (ch. V, *Virgil in the Basket*) et qui est racontée ainsi dans *Renart le Contrefait.*[1] Virgile, le «clerc» le plus savant de Rome, dit le poète anonyme, tomba amoureux d'une dame:

> Pluseurs fois en veille et en pense
> Tant qu'il en pert la contenance.

[1] Éd. Raynaud et Lemaître, t. II, v. 29.304 et suiv.

La dame logeait dans une tour haute de dix lances. Elle fit semblant d'accepter les hommages du «clerc» et lui manda «par mauvais tour» de se poster à minuit au pied de la tour, et ses vœux seraient exaucés: elle hisserait l'amoureux dans sa chambre à l'aide d'une corbeille qu'elle ferait descendre par la fenêtre. Virgile accepte naïvement la proposition de la perfide et s'installe dans la corbeille. Mais celle-ci s'arrête à mi-chemin entre le sol et la fenêtre et le soupirant reste là jusqu'à midi en butte aux sarcasmes de la foule. La vengeance que tira de la dame le clerc, une fois libéré, est racontée en termes extrêmement crus par le poète et n'est guère de nature à être relatée ici.

Le motif de la corbeille, comme de nombreux autres motifs non moins profanes, a été exploité par les artistes médiévaux et utilisé même pour la décoration des églises. Le chapitre X (*Iconography*) fournit là-dessus des renseignements abondants et précis.

A la documentation de M. Spargo je ne saurais ajouter qu'un seul texte. C'est une sotte chanson de Jehan Baillehaut, de Valenciennes. Je ne cite pas la détestable édition de Hécart,[1] mais l'unique manuscrit (Paris, Bibl. nat., fr. 24.432, fol. 310 b; Raynaud, *Bibliographie,* 1936):

II S'est bien raisons ke chascuns me deporte
Tant que dite vous soit li veritez
Des nouveles que je vous chi aporte:
Morte est Amours, ensi que vous oez,
Mes en brief tans, sachiés, les raverez.
Au departir *le dyable dist Vergilius,* 15
Quant il reprist l'arme qu'il ot mis jus,
Et le me mist de roumant en latin,
Si qu'il est chi escrit en parchemin.

Le vers 15, comme on le voit, est trop long; il faut peut-être corriger ainsi: *Au departir le dist Vergilius. Dyable* serait alors une glose marginale entrée dans le texte.

Arthur Långfors.

E. Abry, C. Audic et **P. Crouzet,** *Histoire illustrée de la littérature française.* Précis méthodique. 386 illustrations. Nouvelle édition augmentée et mise à jour. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1932. 746 p. 8:o. Prix: relié RM. 6.—.

J'ai dit ici même (XXVII, 225), à propos de la septième édition, ce que je pense de cet excellent manuel. La nouvelle édition donne quelque quatre-vingts pages de plus que la précédente,

[1] G. A. J. Hécart, *Serventois et sottes chansons couronnés à Valenciennes,* 3e éd., 1834, p. 87.

de même que le nombre des illustrations a augmenté d'une cinquantaine. C'est que cette fois l'exposé a été conduit jusqu'en 1926: à la dernière page, avant la conclusion, on lit le nom de Jean Giraudoux. Les tableaux synchroniques sont nouveaux.

A. Långfors.

Bernhard Schmitz, *Deutsch-französische Phraseologie in systematischer Ordnung.* 26. Auflage, durchgesehen und ergänzt von Prof. **Oscar Tatge.** Berlin—Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. [1933]. 232 p. Prix: relié toile, RM. 3.75.

Cet excellent manuel qui a fait ses preuves, puisqu'il en est à sa vingt-sixième édition, se divise en cinq sections principales: 1. section lexicographique, qui donne d'abord une liste de verbes très usités (*aller, avoir, dire, donner, être, faire, mettre, passer, porter, rendre, tenir, venir, vouloir,* etc.) figurant dans des locutions où l'allemand, et également diverses autres langues, n'emploient pas le verbe exactement correspondant; suivent diverses séries de locutions prépositionnelles, etc.; 2. section grammaticale: ordre des mots, substantifs avec ou sans préposition, pluriel là où un étranger s'attendrait à un singulier; 3. section «rhétorique»: diverses tournures figées qui servent à lier les éléments de la proposition, ellipses, euphémismes et autres figures; 4. locutions latines employées en allemand (plusieurs s'emploient couramment en français aussi) et leurs correspondances françaises; 5. style épistolaire. Il y a enfin une suite de modèles de conversation sur les sujets les plus banals. Le tout a été revu par un Français compétent et paraît très correct. Parfois cependant l'expression enregistrée semble un peu guindée ou peu employée et aurait pu être avantageusement remplacée par une autre, plus courante. P. 120, à propos de «il est venu sur la mule des Cordeliers», l'auteur déclare que mule est une sorte de pantoufle; il y a là peut-être un jeu de mots, mais il aurait été indispensable de faire savoir à ceux qui l'ignorent que mule signifie aussi autre chose. P. 121, «civilité puérile», on dit généralement «civilité puérile et honnête». P. 122, «il dit sa pensée librement» ou «naïvement»(?); dans le français de tous les jours on dit «carrément», «il ne mâche pas ses mots», etc. P. 125, il manque «tenir la dragée haute», p. 127, «se casser le nez». P. 131, «empocher une insulte», on dit aussi, et surtout, «encaisser». P. 135, «il a des dettes par-dessus les oreilles» (ou «la tête»; mais pourquoi omettre «criblé de dettes», qui est du meilleur style?). P. 139, on dit peut-être «il en est logé là», mais on dit sûrement «il en est là». P. 151, «à bon enten-

deur peu de paroles», pourquoi pas «à bon entendeur, salut»? P. 164, «puis-je savoir ce qui me procure l'honneur de votre visite»? On dit plutôt «ce qui me vaut l'honneur», etc.

A. Långfors.

Ferruccio Blasi, *Le poesie di Guilhem de la Tor.* Biblioteca dell'«Archivum Romanicum», diretta da **Giulio Bertoni,** serie I, vol. 210. Genève, Firenze, Olschki, 1934. 83 p. 8:o.

Sur les quatorze pièces réunies dans ce volume, douze avaient déjà été publiées critiquement par des éditeurs des plus compétents: Kolsen, Bertoni, De Lollis, De Bartholomaeis, Restori, Crescini, et de quelques-unes, comme de la fameuse *treva,* genre représenté dans la poésie française par les «tournoiements des dames», il existe même de nombreuses éditions. Les deux pièces restantes ont été étudiées de près par le nouvel éditeur qui a su aussi apporter quelques heureuses corrections aux textes déjà élucidés dans les grands traits par ses devanciers. Quelque inexpérience technique se fait sentir dans cette édition. Ainsi, dans le n° XIII M. B. imprime *joc, jujar,* mais ailleurs *ioga,* etc.; il n'existe aucune raison de faire cette distinction dans le traitement de l'*i* initial. Il n'y avait aucune raison de reléguer aux variantes la leçon exacte des rubriques des manuscrits donnant l'attribution; parfois cette indication importante manque même complètement. Il n'y avait non plus aucune raison d'abandonner le système inauguré par la *Bibliothèque méridionale,* qui est excellent et a trouvé de nombreuses adhésions.

L'éditeur a traduit tant bien que mal les v. 35 et suiv. du n° II. Dans les notes (p. 62) il en propose une autre traduction, qui rend en effet une idée courante dans la poésie des troubadours, mais qui a l'inconvénient de ne pas s'appliquer au texte tel qu'il a été conservé. Il me semble évident que le texte est irrémédiablement corrompu. — Aucune discussion n'est nécessaire sur le sens exact de la formule *corna la recrezuda* (X, 30). L'interprétation de Crescini, adoptée par le nouvel éditeur, est sûre. Je n'en veux pour preuve que l'existence, abondamment attestée, de la locution française correspondante. On lit dans Tobler-Lommatzsch (*s. v.* CORNER), avec d'autres exemples, celui-ci, fourni par le *Romanz d'Alixandre*: *Je ne voel pas premier corner la recreüe,* «je ne m'avoue pas vaincu».

A. Långfors.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Jahresfest am 15. März 1933.

§ 1. Das Jahresfest wurde vom Mitglied des Festkomitees, Lektor *N. Furustam*, mit einer deutschen Ansprache eröffnet.

§ 2. Beim Souper wurde die Festrede in deutscher Sprache vom Vorsitzenden, Prof. *Suolahti*, gehalten. Der Schriftführer richtete sich an Prof. *Suolahti* in einer Ansprache auf gotisch.

§ 3. Für die Unterhaltung wurde gesorgt durch ein musikalisches Programm (Piano, Violine und Gesangsolo), durch eine Nummer der s. g. Unphilologischen Mitteilungen sowie durch eine englische Farce, die von Fräulein *Margaretha Zilliacus* und Herrn *Sven Nyberg* gespielt wurde.

§ 4. Auf den Vorschlag des Vorsitzenden wurde beschlossen, an das Ehrenmitglied, Professor *Axel Wallensköld*, der durch Krankheit verhindert war die Einladung zum Feste anzunehmen, ein Grusstelegramm abzusenden.

Sitzung am 29. April 1933. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. *H. Suolahti*.

§ 1. Die Protokolle vom 28. Januar und vom 15. März wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Schriftführer verlas den Bericht der Revisoren für das Kalenderjahr 1932.

Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für das Kalenderjahr 1932.

Einnahmen:

Kassenbestand am 1. Januar 1932	FM.	61,428: 24
Zinsen	»	3,365: 50
Jahresbeiträge und Abonnements sowie verkaufte Exemplare früherer Jahrgänge der Neuph. Mitteilungen und der Mémoires	»	8,294: —
Vom Staate angewiesen	»	25,000: —
Aus dem Gewinn der Geldlotterie	»	15,000: —
Summe	FM.	113,087: 74

Ausgaben:

Druckkosten der Neuph. Mitt. (Jahrg. 1932: 1–8) und der Mémoires (Bd. IX)	FM.	52,865: 25
Portoauslagen	»	1,127: 95
Anzeigen	»	936: —
Bedienung und Einkassierung	»	515: —
Honorar des Schriftführers	»	2,400: —
Verschiedenes	»	6,053: 65
Kassenbestand am 31. Dezember 1932	»	49,189: 89
Summe	FM.	113,087: 74

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung für das Jahr 1932 haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden und schlagen deshalb vor, dem Kassenverwalter Entlastung zu erteilen.

Helsingfors, den 24. Februar 1933.

Berta Solitander. *Elin Furustam.*

Dem Kassenverwalter wurde Entlastung erteilt.

§ 5. Als neue Mitglieder wurden gewählt: die Damen *Lyyli Alén*, *Margaretha Andersin*, *Elsa Keränen*, *Carin Malmström*, *Maire Roiha*, *Tuulikki Roine*, *Ulla Sumelius*, *Ursula Tavaststjerna* und die Herren *Harry Helenius*, *Erik von Kraemer* und *Toivo Valtonen*.

§ 4. Professor *Suolahti* hielt eine Gedächtnisrede über den hochverdienten ehemaligen Vorsitzenden des Neuphilologischen Vereins, dessen Ehrenmitglied Professor *Axel Wallensköld*, der am 23. März hingeschieden war. Mit Professor Wallensköld, äusserte der Redner u. a., ist nicht nur ein bedeutender Gelehrter und Pionier der modernen Philologie in Finnland, sondern auch eine moralisch ungewöhnlich hochstehende Person dahingegangen.

§ 5. Professor *K. S. Laurila* referierte über die Frage des Sprachunterrichtsprogramms in den finnländischen Schulen anlässlich des von dem grossen Schulkomitee ausgearbeiteten Reformplans. Welche Sprachen sollen im Lehrplan Platz finden und in welchem Umfang sollen sie unterrichtet werden? Die Initiative zur Umgestaltung der jetzigen Lehrpläne in Bezug auf den Sprachunterricht ist von radikalen finnisch-nationalen Kreisen ausgegangen, die die Beschränkung der Stundenzahl des Schwedischen zu gunsten der grossen Kultursprachen verlangen. Diese Frage ist in der Tat eine pädagogische und kulturelle, und nur so aufgefasst kann sie sachlich behandelt werden. Weder politische noch Gefühlsgesichtspunkte dürfen ihre Lösung beeinflussen. Eine Fremdsprache soll erlernt werden, wenn ein bestehendes Kulturbedürfnis des eigenen Landes es als zweckmässig erscheinen lässt. Von gros-

ser, wenngleich nicht von entscheidender Bedeutung ist die relative Leichtigkeit, d. h. die Frage, ob eine Sprache mit Erfolg unterrichtet werden kann. In dieser Beziehung hat z. B. das Deutsche den Vorzug vor dem Französischen. Handelt es sich um wirkliche Erlernung der Sprache, so sind positive Ergebnisse viel leichter zu erreichen mit dem Deutschen als mit dem Englischen. Was das Wahlfreiheitsprinzip betrifft, das in dem Vorschlag des Komitees eine so hervortretende Rolle spielt, glaubte der Referent demselben beistimmen zu können. Er sei sogar geneigt, noch weiter als das Komitee zu gehen. Auf der Oberstufe könne man sich sogar eine mathematiklose Linie denken. Eine allzu weitgehende Wahlfreiheit sei aber, vor allem auf der Unterstufe, nicht zu empfehlen. Wahlfreiheit zwischen Mathematik und Sprachen sei sachlich motiviert, weil man bei diesen beiden Unterrichtsfächern von verschiedenen Begabungstypen ausgeht. Zwischen zwei Sprachen sei Wahlfreiheit nur dann möglich, wenn sie einander wirklich ersetzen können. Dies sei aber mit dem Englischen einerseits und dem Finnischen bzw. Schwedischen andererseits nicht der Fall. Schwedisch in finnischen Schulen und Finnisch in schwedischen, das ist eine Forderung, die als unbedingt betrachtet werden muss. Für die Majoritätsnationalität ist es sehr nützlich, die Sprache der Minorität zu beherrschen. Wenn man sich in das Studium der Geschichte oder der Rechtsgeschichte unseres Landes oder in finnische Sprachforschung vertiefen will, ist Kenntnis im Schwedischen notwendig. Ohne Kenntnis dieser Sprache ist auch kein tieferer Einblick in die älteren Phasen der finnischen Nationalitätsbewegung möglich. Von besonderem Gewicht ist aber ein anderer Gesichtspunkt: Kenntnis im Schwedischen gibt ja den Schlüssel zu der ganzen skandinavischen Kultur, mit der wir den Kontakt nicht aufgeben dürfen. Noch viel stärkere Gründe sprechen dafür, die jetzige Stellung des Finnischen in schwedischen Schulen beizubehalten.

Dem Vorschlag des Komitees nach würde die Stellung des Englischen befestigt werden. Dies ist an und für sich zu empfehlen, wenn dadurch nur nicht das Deutsche als zentrales Lehrfach beeinträchtigt wird. In einem der vorgeschlagenen Schultypen ist der Lehrplan so eingerichtet, dass es möglich wäre, ohne Kenntnisse im Deutschen das Studentenexamen zu machen. Dies ist aber verwerflich, da unsere Wissenschaft stets nach Deutschland orientiert gewesen ist und dies fortwährend der Fall sein wird.

In der Diskussion sprach Professor *Suolahti* die Meinung aus, dass das Wahlfreiheitsprinzip in Bezug auf die Mathematik einerseits und die Sprachen andererseits zur Anwendung kommen solle. Da aber die Mathematik vom Gesichtspunkt der Allgemeinbildung aus ein wichtiges Lehrfach ist, sollte sie auch auf der Oberstufe für alle Schü-

ler, wenn auch in verschiedenem Umfang, obligatorisch sein. Die Zahl der einseitig begabten Schüler sei überhaupt verhältnismässig gering. Die Meisten seien gleichmässig begabt, beziehungsweise unbegabt, in Bezug auf die Mathematik sei jedoch die Zahl der unbegabten bzw. uninteressierten Schüler ziemlich gross. Es sei nicht so wichtig, dass die Studenten bei ihrem Eintritt in die Universität ein möglichst grosses Mass von Kenntnissen in einem bestimmten Fach hätten, die Hauptsache sei, dass sie die nötige allgemeine Reife besitzen. Dies solle bei der Anordnung der Wahlfreiheit beachtet werden. Was die vom Komitee vorgeschlagene Wahlfreiheit zwischen der einheimischen Sprache einerseits und der englischen andererseits betrifft, schloss sich der Redner der Kritik des Referenten an, hob aber hervor, dass die Stellung des Schwedischen in den finnischen Schulen gar nicht mit derjenigen des Finnischen in den schwedischen Schulen verglichen werden könne. Das Englische und das Finnische in den letztgenannten Schulen fakultativ zu machen, wie es das Komitee vorgeschlagen hat, wäre eine Absurdität.

Schulrat Dr. *Nyström* wollte vorläufig keine Stellung zu dem Komiteevorschlag nehmen, da er ein offizielles Gutachten über ihn später abzugeben habe, er wies nur darauf hin, dass dem Schulkomitee eine genau beschränkte und bestimmte Aufgabe zugeteilt worden sei und dass es für das Komitee sich darum gehandelt habe, die Kurse der jetzigen achtklassigen Lyzeen in den Rahmen sechsklassiger Lyzeen einzuordnen.

Oberlehrer Dr. *Müller* war derselben Ansicht wie der Vorsitzende in Bezug auf die wichtige Stellung des Finnischen in den schwedischen Schulen. Es fällt, sagte er, keinem schwedischen Schulmann ein, dass seine Schüler eine fremde Sprache erlernen sollten, ehe sie das Finnische zu lernen begonnen haben. Von schwedischer Seite müsse man derartige Lehrpläne bestimmt ablehnen.

Dr. *Katara* erklärte, er wolle den Vorschlag, das Schwedische in den Schulen ganz auszumustern, nicht verteidigen. Man werde aber vielleicht den Anhängern dieses Vorschlags nicht gerecht, wenn man annehme, dass ihre Motive nur politischer Art gewesen seien. Die Kenntnisse im Schwedischen, die in finnischen Schulen mitgeteilt werden können, seien infolge der geringen Stundenzahl von anspruchslosester Art, und der Nutzen dieses Unterrichts sei also ziemlich gering.

Professor *Laurila* erwiderte, der Zweck dieses Unterrichts sei nur, einen Grund zu legen, auf welchem man weiter bauen könne.

Mag. phil. *V. Kiparsky* unterstützte hierin den Referenten. Gegenwärtig seien die Kenntnisse der finnischsprechenden Schüler im Schwedischen besser als im Deutschen. Für das Schwedische sei, in den finnischen Schulen, die Hälfte der für jede andere Sprache erforderlichen Stundenzahl genügend.

Sitzung am 16. September 1933. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. *H. Suolahti.*

§ 1. Professor Dr. *W. Ziesemer*, aus Königsberg, hielt einen Vortrag über «die Kultur des deutschen Ordens».

Sitzung am 28. Oktober 1933. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Prof. Dr. *H. Suolahti.*

§ 1. Die Protokolle vom 29. April und vom 16. September wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Schulrat Dr. *S. Nyström* berichtete über den gegenwärtigen Stand der Vorbereitungen für die im Jahre 1934 abzuhaltenden Neuphilologentage. Auf den Vorschlag des für die Neuphilologentage eingesetzten Komitees beschloss der Verein, dass der Kongress vom 8. bis 11. Januar stattfinden solle.

§ 3. Mag. phil. V. Kiparsky hielt in deutscher Sprache einen Vortrag «Über die slavisch-germanischen Berührungen».

Sitzung am 25. November 1933. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. *Hugo Suolahti.*

§ 1. Das Protokoll vom 28. Oktober wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Als neues Mitglied wurde vorgeschlagen und gewählt: Fräulein *Alina Teppo.*

§ 3. Auf Vorschlag des Spezialkomitees beschloss der Verein die Neuphilologentagung, die vom 8. bis 11. Januar 1934 stattfinden sollte, aus praktischen Gründen auf einen etwas späteren Zeitpunkt zu verschieben.

§ 4. Professor Dr. *Emil Öhmann* hielt einen Vortrag über die Bedeutungsdifferenzierung von Doppelformen. Anlässlich des Vortrags ergriffen die Professoren *H.-F. Rosenfeld* und *H. Suolahti* das Wort.

In fidem: *Åke Furuhjelm.*

Eingesandte Literatur.

Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, XLIII. Band Nr. I: *Ph. Aug. Becker*, Der gepaarte Achtsilbler in der französischen Dichtung. Leipzig, S. Hirzel, 1934. 117 S. 4:o. Preis: RM. 7.75.

Mario Alessandrini, The Rise of new Italy. The St. Andrews Italian Society, 1934. 16 p.

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei: *Maria Beermann*, La vie de Blaise Pascal et sa sœur Jaqueline. Münster i. W., Aschendorffsche Buchdruckerei, 1934. Text 40 S. Anmerkungen 8 S. 8:o. Preis: geb. RM. —.60. — *Aloys Dieckmann*, Les Allemands en France, leur rôle dans l'activité française et en Alsace-Lorraine. 184 S. 8:o. Preis: geb. RM. 1.85.

Heinrich Bach, Laut- und Formenlehre der Sprache Luthers. Kopenhagen, Levin et Munksgaard, 1934. 116 S. 8:o.

Herbert M. Carr, Daily Dialogues, colloquial English as spoken by the educated Classes in England. 6. Edition. Revised and modernised with additions by *Will Potter*. Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1934. VIII + 258 S. Preis: geb. RM. 3.—.

Beiträge zur englischen Philologie, hrsg. von *Max Förster*, XXV: *R. Feist*, Studien zur Rezeption des französischen Wortschatzes im Mittelenglischen. Leipzig, B. Tauchnitz, 1934. Preis: RM. 5.—.

Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse. 86. Band. 2. Heft: *Wilhelm Meyer-Lübke*, Die Schicksale des lateinischen *l* im Romanischen. Leipzig, S. Hirzel, 1934. 83 S. 8:o. Preis: RM. 3.20.

Biblioteca dell'Archivum Romanicum, 21: *Ferruccio Blasi*, Le poesie di Guilhem de la Tor. Genève, Firenze, Leo S. Olschki, 1934. 83 p. 8:o.

Gunnar Biller och *Christer Thorn*, Fransk språklära. Bearbetad efter *Edström*, Kortfattad fransk språklära. 3. uppl. Stockholm, Albert Bonnier, 1934. 197 S. 8:o.

Bonner Studien zur englischen Philologie, Heft XXII: *Elisabeth Vollmann*, Ursprung und Entwicklung des Monologs bis zu seiner Entfaltung bei Shakespeare. Bonn, Peter Hanstein, 1934. 168 S. 8:o. Preis: geh. RM. 6.90.

Gunnar Castrén, Werner Söderhjelm. Minnestal vid Finska Vetenskaps-Societetens sammanträde den 22 januari 1934. Helsingfors.

Karl Christ, Eine neue Handschrift von Meister Eckharts Kommentar zum Johannes-Evangelium. (Zentralblatt für Biblio-

thekswesen. Sonderabdruck aus Jahrgang 51.) S. 10—29. 8:o. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1934.

André Devaux, Armand Godoy. 183 p. 8:o. Prix: 12 fr. Paris, Éditions des Portiques.

Noël Dupire, De quelques mots français d'origine néerlandaise. Mots terminés en -quin. (Revue du Nord, tome XX, mai 1934, p. 93—109.)

Paul Falk, Jusque et autres termes en ancien français et en ancien provençal marquant le point d'arrivée. Thèse pour le doctorat. (Uppsala Universitets Årsskrift, 1934.) Uppsala, A.B. Lundequistska Bokhandeln. 218 p. 8:o. Prix: Cour. suéd. 6.75.

Edmond Faral, A propos d'Ermold le Noir. Réponse à un critique. Paris, Librairie Ernest Leroux, 1934. 22 p. 8:o.

— —, Le manuscrit 19152 du fonds français de la Bibliothèque nationale. Reproduction phototypique publiée avec une introduction. Ouvrage publié sous les auspices et aux frais de la Fondation Singer-Polignac. Paris, Librairie E. Droz, 1934. 54 pages et 203 planches in-fol. Relié toile.

Stefan Glixelli, Regulile de purtare la masă în româneste. Extras din Revista Istorică Română, vol. III (1933), fasc. 4. Bucureşti, M. O., Imprimeria Naţională, 1934. 9 S. 8:o.

Armand Godoy, Ite, Missa est. 148 p. 8:o. Paris, Grasset, 1933. Prix: 12 fr.

— —, Du cantique des cantiques au chemin de la croix. Paris, Éditions Bernard Grasset, 1934. 201 p. 8:o. Prix: 12 fr.

L. L. Hammerich, i Samarbeide med *Else Møller*, Tysk Fonetik. København, G. E. C. Gad, 1934. 187 S.

Jean Haust, A propos des manuscrits 815 et 2769 de Darmstadt. Notes d'ancien wallon (in Académie Royale de Langue et de Littérature Françaises. Bulletin, XII, 3. 1933).

E. Hoepffner, Les rapports littéraires entre les premières chansons de geste. Estratto da Studi Medievali, Nuova Serie. Torino, Casa Editrice Giovanni Chiantori. 36 p. 8:o.

Alfred Jeanroy, La Poésie lyrique des Troubadours. Tome I—II. Toulouse, Édouard Privat; Paris, Henri Didier, 1934. VIII + 436 et 374 p. 8:o.

Hans Jensen, Finnische Grammatik. I. Teil: Laut- und Formenlehre. Glückstadt und Hamburg, J. J. Augustin, 1934. 79 S. 8:o.

Peter Jørgensen, Die Dithmarsische Mundart von Klaus Groths «Quickborn». Lautlehre, Formenlehre und Glossar. Kopenhagen, Levin & Munksgaard, 1934. 323 S. 4:o.

T. E. Karsten, Språkforskning och arkeologi. Särtryck ur Fornvännen, häfte 2, 1934, s. 153—185. 8:o.

Gösta Langenfelt, The Anglo-Saxon World. An English Anthology. Stockholm, A. V. Carlsons Bokförlag, 1934. 287 p. 8:o. Cloth.

La Bataille de Caresme et de Charnage, édition critique avec introduction et glossaire par *Grégoire Lozinski*. Bibliothèque de l'École des hautes Études, fasc. 262. Paris, Champion, 1933. 218 p. 8:o. Prix: broché fr. 65.—.

Friedrich Maurer, Die Erlösung. Eine geistliche Dichtung des 14. Jahrhunderts, kritisch herausgegeben. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun., 1934. 317 S. 8:o.

Methode Gaspey—Otto—Sauer: *Th. G. G. Valette*, Niederländische Konversations-Grammatik. 366 S. Preis: geb. RM. 6.—; Schlüssel dazu RM. 2.—. — *Karl Wied*, Dänische Konversations-Grammatik. 323 S. 8:o. Preis: geb. RM. 6.—; Schlüssel dazu RM. 2.—. — *Otto Curtis*, Kleine Englische Sprachlehre. 211 S. 8:o. Preis: RM. 3.—; Schlüssel dazu RM. 1.20. Julius Groos, Heidelberg, 1934.

Nordiska Texter och Undersökningar, utgivna av *Bengt Hesselman*: 2: *D. O. Zetterholm*, Atlamál. 122 S. Preis: Schw. Kr. 4.—; 3: *Gunnar Leijström*, Om obestämda artikeln. 192 S. Preis: Schw. Kr. 5.—; 4: *Valter Jansson*, Fornsvenska Legendariet. 241 S. Preis: Schw. Kr. 6.50. Stockholm, Hugo Gebers Förlag, 1934.

Norsk Riksmålsordbok, 1934, H. 15.

E. Papp, L'histoire des langues dans ses rapports avec l'histoire de l'esprit. Extrait de Scientia, avril 1934. Milano.

S. Papp, Die Sprachatlasarbeiten der Welt. Extrait de Scientia, juillet—août 1934.

Pietro S. Pasquali, Armand Godoy, con una prefazione di Jean Royère. 86 p. 8:o. Paris—Lausanne—Milan, Editions Romanes, 1933.

— —, Bibliografia folklorica. Estratto da Lares. Anno V. N. I. Marzo 1934. XII. Rocca S. Casciano. 11 p. 8:o.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. 4. Auflage von *K. Euling*. Lief. 5. Niemeyer, Halle (Saale), 1934. Preis: RM. 2.—.

Publications of the University of Manchester, No. CCXXIX. French Series No. VI. *M. K. Pope*, From Latin to Modern French with especial consideration of Anglo-Norman. Manchester, Manchester University Press, 1934. VII + 571 p. 8:o. Price: 10/6.

Eino Railo, Yleisen Kirjallisuuden Historia. Toinen osa: Keskiaika—Varhaisrenessanssi. Porvoo, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 553 S. 8:o. Preis: geb. FM. 75.—.

Rheinische Beiträge und Hülfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, Band 21: *Hermann Menhardt*, Das St. Trudperter Hohe Lied. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. VIII + 122 S. 8:o. Preis: geh. RM. 6.—.

A. S. C. Ross, The Errors in the Old English Gloss to the Lind-

isfarne Gospels. Reprinted from the Review of English Studies, Vol. VIII, 1932.

— —, Northumbrian «Forwost». Særtryk af Acta Philologica Scandinavica, 1932.

— —, Outline of a Theory of Language (Leeds Studies in English, 1932).

Sammlung Holtze: *Arvid Rosenqvist*, Lehr- und Lesebuch der Finnischen Sprache. 2., verb. und verm. Auflage. Leipzig, Otto Holtzes Nachfolger, 1934. IV+233 S. Anhang mit Flexionstabellen und Wörterverzeichnis. 89 S. 8:o. Preis: RM. 7.—.

Sammlung Romanischer Elementar- und Handbücher, III. Reihe, 3: *W. Meyer-Lübke*, Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. neu bearbeitete Auflage. Lief. 16. S. 961—1024. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1934. 8:o. Preis: geh. RM. 2.50.

Sammlung romanischer Übungstexte, XXIII. Band: *Karl Voretzsch*, Lyrische Auswahl aus der Felibredichtung. I. Texte. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. XIV + 144 S. 8:o. Preis: kart. RM. 3.—.

La Science Française, nouvelle édition, entièrement refondue: *A. Jeanroy*, Les études sur la littérature française du moyen âge. — *Alfred Jeanroy* et *Albert Dauzat*, Les études sur la langue française. Paris, Libr. Larousse.

J. J. Tikkanen, Studien über die Farbengebung in der Mittelalterlichen Buchmalerei. (Societas Scientiarum Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum, V.) Leipzig, Otto Harrassowitz, 1933. 452 S. 8:o. Preis: FM. 140.—.

Gunnar Tilander, Danska växtnamn. Egenhändiga anteckningar av Christiern Pedersen. Særtryk af Acta Philologica Scandinavica. København, 1933.

Tyske Studier, udsendt av det philologisk-historiske Laboratorium ved Københavns Universitet, Avdeling for tysk Litteratur og Sprog, Nr. 1: *Eli Fischer-Jørgensen*, Dialektgeografiens Betydning for Opfattelsen af Lydforandringer. København, P. Haase & Søn, 1934. 96 S. 8:o.

University of Michigan Publications, Language and Literature, Vol. XI: *Newton S. Bement*, French modal Syntax in the sixteenth Century. Ann Arbor, University of Michigan Press, 1934. VII + 168 + IX p. 8:o. Price: $ 2.50.

W. v. Wartburg, Évolution et structure de la langue française. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1934. 256 p. 8:o. Prix: broché RM. 5.40.

Mitteilungen.

Festschrift Hugo Suolahti.

Am 7. Oktober wurde dem ersten Vorsitzenden des Neuphilologischen Vereins, Professor Hugo Suolahti zum 60. Geburtstag eine Festschrift, Germanisch-romanische Studien, von Fachgenossen, Freunden und Schülern dargebracht. Die 637 Seiten starke Festschrift bildet den 30. Band der Annales Societatis Scientiarum Fennicæ und enthält folgende Aufsätze: *Holger Petersen Dyggve*, Onomastique des trouvères (S. 1); *O. J. Tuulio*, Le géographe arabe Idrīsī et la toponymie baltique de l'Allemagne (S. 257); *Gustav Ehrismann*, Die Ethik des deutschen Heldenepos (S. 273); *Alfred Götze*, Grundsätzliches zum Absterben von Wörtern (S. 291); *M. Vasmer*, Germanische Lehnwörter im Russischen (S. 299); *Otto Basler*, Wilhelm Grimm—Georg Schulze, ein Briefwechsel aus der Frühzeit des Deutschen Wörterbuchs (S. 303); *Heikki Impiwaara*, Einhändigen — inhändiga (S. 323); *Pekka Katara*, Die mittelniederdeutsche Allegorie von zwölf geistlichen Jungfrauen. Die Lübecker Fassung (S. 333); *W. Ziesemer*, Tiere im ostpreussischen Volksglauben (S. 349); *Ernst Ochs*, I bin's binsili, i bin's bänsili (S. 365); *Arthur Långfors*, En marge de trois poèmes de la fin du XIII[e] siècle sur Pierre de la Broce (S. 371); *J. V. Lehtonen*, Faire la compaignie Tassel (S. 393); *W. O. Streng-Renkonen*, Sur quelques noms de foyer franco-provençaux (S. 411); *Urban Nyström*, La Finlande en 1787 vue par un Vénézuélien (S. 417); *Emil Öhmann*, Zur inneren Chronologie der hochdeutschen Tenuisverschiebung (S. 443); *Y. H. Toivonen*, Ist fi. alli schwedischen Ursprungs? (S. 465); *Erik Rooth*, Ein Fragment des Passionstraktats von Heinrich von St. Gallen, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Mnd. in den Ostseeprovinzen (S. 471); *Erich Kunze*, Zur Neubestimmung des Bildes der deutschen Gegenwartsdichtung, ein kritischer Bericht über die Arbeiten von Soergel, Miller, Kluckhohn, Kindermann, Naumann und Darge (S. 511); *Jalo Kalima*, Russ. стержень und slav. stěna: d. Stein (S. 547); *Gustav Schmidt*, Mhd. jerwolieren (S. 553); *E. N. Setälä*, Miscellanea (S. 563); *Hans-Friedrich Rosenfeld*, Der Saganer Herzog Ernst (S. 577); *Arvid Rosenqvist*, Das Verbalsuffix -(i)eren (S. 587).

*

Einheimische Veröffentlichungen: Mémoires de la Société Néo-philologique de Helsingfors, X (1933). Inhalt: *Hugo Suolahti*, Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache im dreizehnten Jahrhundert, II. Verzeichnis der ausgebeuteten Denkmäler

mit den in ihnen auftretenden französischen Worten. 486 S. 8:o. — *Emil Öhmann*, Über Homonymie und Homonyme im Deutschen (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B, XXXII, 1). 143 S. 8:o.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen: *A. Långfors*, Bespr. von E. G. W. Braunholtz, Du roi ki racata le laron (Miscellany Kastner), in Romania, LVIII, S. 593—4. — *O. J. Tallgren*, Uma perspectiva grega na astronomia medieval. Separata da Homenagem ao Dr. Leite de Vasconcellos. Coimbra, 1931 (erschienen 1934); *O. J. Tallgren-Tuulio*, Acerca del literalismo arábigoespañol de la astronomía Alfonsina, in Al-Andalus. Revista de las Escuelas de estudios árabes de Madrid y Granada, II (1934), S. 223—225.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XXXIII, bespr. von F. Piquet in Revue Germanique, 1933, S. 216—7. — *A. Långfors*, Notice des manuscrits 535 de la Bibliothèque municipale de Metz et 10047 des nouvelles acquisitions françaises de la Bibliothèque nationale, bespr. von E. Gamillscheg in Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LVIII, S. 255. — *Arvid Rosenqvist*, Der französische Einfluss auf die mittelhochdeutsche Sprache in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts (Mémoires de la Soc. Néo-philologique, VIII), bespr. von M. Wilmotte in Le Moyen Age, 1933, S. 279. — *Hugo Suolahti*, Der franz. Einfluss auf die deutsche Sprache im dreizehnten Jahrhundert (Mémoires, IX), bespr. von Dems., ib., S. 277—279. — *O. J. Tallgren-Tuulio*, Locutions figurées, bespr. von S. Puşcariu in Dacoromania, VII, S. 491—2.

*

Eine Tagung der neusprachlichen Lehrer Finnlands fand in Helsinki vom 24. bis 28. August statt, an der als Gast Unterrichtsrat Dr. *Karl Kärre* aus Stockholm teilnahm. Ein Bericht wird demnächst erscheinen.

Appunti etimologici.

II.

1. «Pier Borsa.»

Parrebbe essere il nome della stella *Sirio* in alcune regioni dell'Italia Settentrionale e Centrale, secondo quanto scrive Carlo Volpati nel suo pregevolissimo saggio sui *Nomi romanzi degli astri Sirio, Orione, Le Pleiadi e le Iadi*, pubblicato recentemente nella *Zeitschrift für romanische Philologie*.[1]

Ma a quale stella esattamente tale denominazione si riferisca, vedremo fra poco. Cominciamo intanto a ricercare il perchè e l'origine del nome.

Le forme date dal Volpati sono le seguenti: — «Trevig. «Pietro Borsa» (Ninni IV); Anguillara veneta *el Bursi*; romagn. «Pirbors» (Arch. per lo studio d. trad. pop. IV [1885], p. 58); Cesena (sec XVI) «Pierdborsa» (Pulon matt, c. II, s. 41); ferrar. «Pierbursa» (Azzi), «la stella d'Pedar Borsa» (Arch. d. trad. pop. V, 284); Cortona *Per de Borsa*.» —

«Quanto al nome 'Borsa' — così opina il Volpati[2] — . . . viene il sospetto, anche in considerazione della regione in cui esso nome si trova diffuso, che abbia qualche relazione con un personaggio storico, e precisamente con quel Borso d'Este (1413—1471) che fu signore splendido, primo duca di Ferrara, Modena e Reggio, famosissimo, anche fuori d'Italia, per le sue grandi virtù, lo spirito umanitario, il mecenatismo e le provvide leggi. L'applicazione del nome di un personaggio storico laico nella denominazione di un astro non manca d'altri esempi: basti ricordare l'espressione usata per la Via Lattea a Bué, Sancerre (Dép. Cher), ove questa è detta il 'cammino di Jacques Cœur' (ALFr. 1407, 103); J. Cœur fu famoso finanziere di Francia nel sec. XV, sotto Carlo VII.»

---

[1] Vol. LII, 1932, pgg. 152—211. Intorno a «*Pier Borsa*», v. le pgg. 162—163.

[2] *Op. cit.*, loc. cit., pg. 162, n. 1.

Un altro caso insomma da aggiungersi a quello di *Jan-de-Milan* 'Sirio'.[1] Credo però che l'origine di «*Pier Borsa*», nome d'un astro, sia ben diversa da quella prospettata dal Volpati.

È nota, ad esempio, la leggenda trentina (giudicariese) di «*Pero Borsa*»:

«Ladro di professione, questi una notte era penetrato nella casa di un ricco signore per compiervi una delle sue solite imprese furfantesche. Ma poichè in un cielo estremamente sereno splendeva la luna, il ladro, che temeva di essere scoperto, sfogò verso di essa la sua rabbia lanciandole contro, fra violente invettive, un pugno di fango. Allora la luna per vendetta lo attrasse a sè, e lassù lo si vede ancora con la sua bisaccia, in cui soleva mettere la refurtiva e che, per non esserne egli mai privo, gli aveva guadagnato l'appellativo di «Borsa».»[2]

Pier Borsa è dunque l'"uomo nella luna', secondo la leggenda giudicariese. È spesso un ladro punito l'"uomo nella luna',[3] e non di rado porta un appellativo che si riferisca alle sue ladresche imprese: *Jean des Choux* in Lorena,[4] *Tchan dès navés* e *Jean des navets* a Faymonville.[5] Anche nelle leggende trentine troviamo che l'"uomo nella luna' è stato

[1] Su *Jan-de-Milan*, v. particolarmente quanto scrive il Volpati, *Op. cit.*, pg. 161, n. 1. Vedasi ora anche: Friedrich Cramer, *Die Bedeutungsentwicklung von «Jean» im Französischen*, Giessen, 1931, H. 23 dei *Giessener Beiträge zur romanischen Philologie*, pg. 69, n. 16.

[2] Giacomo Roberti, *L'«auri sacra fames» nelle leggende e nelle credenze trentine*, in *Lares*, a. IV, sett. 1933, n° 3, pg. 28.

[3] Vedine numerosi esempi per il Trentino stesso, in Roberti, *Op. cit.*, loc. cit., pgg. 27–29.

[4] Cfr. quanto scrive Ch. Sadoul, in *Revue des traditions populaires*, XVIII, pg. 435; Cramer, *Die Bedeutungsentwicklung von Jean . . .*, pg. 70, «Himmelskörper; Der 'Mann im Mond'».

[5] Cramer, *Op. cit.*, pg. 70, il quale cita da Joseph Bastin, *Vocabulaire de Faymonville (Weismes)*, *Wallonie pruss.*, in *B. L. W.*, 50, p. II, pg. 595. — *Jean des choux* e *Jean des navets* per aver rubato notte-tempo 'cavoli' e 'rape'.

tirato lassù per aver rubato da un lato e dall'altro 'cavoli' e 'rape' nei campi.[1] L'appellativo di «*Borsa*» non è certo difficile a comprendersi; ricordisi, ad es., il *Jean de la Bisachi* 'ladruncolo girovago', in un antico «Noël».[2] Il nome *Pietro* dovrà probabilmente questa sua nuova funzione alla sua frequenza nell'onomastica del Trentino.[3]

Ma, come in principio s'è visto, «*Pier Borsa*», in certe parti della regione veneto-emiliana, designa non più l'"uomo nella luna', sibbene un 'astro'.

Questo passaggio sarà principalmente dovuto alla sovrapposizione nella leggenda, dei vari nomi offerti dalle tradizioni

[1] Roberti, *Op. cit.*, pg. 28—29. Ecco, ad esempio, che «Quei di Predazzo vedono nella luna un loro giovane compaesano... Questi, mentre in cielo splendeva la luna, si recò in un campo per rubare dei cavoli verza. E già aveva riempito il suo sacco, quando soppraggiunse una vecchia che gli disse: — O te ne vai o io faccio scendere la luna, perchè ti mangi. — Il giovine non se lo fece dire una seconda volta e scappò via. La notte seguente, sperando in un miglior successo, tornò sul campo, ma le cose non andarono diversamente. Tuttavia la madre, che ben sapeva tenere la scala, raccomandò al figlio ladruncolo di non badare a quanto gli diceva la vecchia e così egli per la terza volta si recò al campo ed anzi si rifece di quanto non aveva preso prima, facendo un bottino ancora più abbondante. Come però era da prevedersi, la vecchia ricomparve sul luogo e ripetè al giovincello l'ordine di andarsene. E poichè questi non volle muoversi, fu fatta scendere la luna, la quale trasse a sè il piccolo mariuolo con la sua bisaccia.» Roberti, pg. 28. V. ibid. per l'"uomo nella luna' e i furti notturni di pesche, rape, uova, formaggio, e perfino concime. Cfr. pure: Schneller, *Märchen und Sagen aus Wälschtirol*, pg. 209, 220 e sgg. Oltre a ciò vedansi i n. 170, 197, 211, 329, 335, 439 a pg. 256 dello studio di G. Roberti, *Cinquecento leggende trentine letterariamente fissate*, in *Studi Trentini di Scienze Storiche*, XV, 1934, n. 3.

[2] Cramer, *Op. cit.*, pg. 49 e n. 3.

[3] Quanto poi ai significati peggiorativi di questo nome nel mondo romanzo, v.: Axel Peterson, *Le passage populaire des noms de personne à l'état de noms communs dans les langues romanes et particulièrement en français — Étude de sémantique*; Uppsala, 1929 (tesi di Uppsala), pgg. 74—75; B. Migliorini, *Dal nome proprio al nome comune*, Genève, 1927, pgg. 219—222.

locali per l'"uomo nella luna': il *Salvanelo*,[1] *Caino*,[2] etc. Rimanendo però il ricordo di «*Pier Borsa*» come di nome avente un qualche rapporto con la luna, tale voce è venuta quindi a indicare la «s t e l l a l u n a r e»,[3] il pianeta 'V e n e r e', cioè.

Che si tratti di V e n e r e è certo: la leggenda trevigiana riferita dal Ninni,[4] ove «*Pietro Borsa*» è dato come nome della '*stella bella*' (= Venere)[5] è a tal uopo significativa. Stando

---

[1] «Nel Polésine (provincia di Rovigo, nel Vèneto) son dette *el Salvanèlo* le macchie della luna (*Riv. Geogr. It.* XV 42, n. 1): è il nome del ladro che vuol coprire il lume della luna, e vi rimane a figurarne le macchie...»; così ANGELICO PRATI, *Bestie e fantasmi in forma di metèore*, in *Il Folklore Italiano*, VIII, 1933, fasc. III, pgg. 116, n° 9. — Del *Salvanello* che assume vario carattere (ora è l'incubo, ora lo spirito familiare, ora l'uomo selvatico, talvolta il fuoco fatuo, altra volta il riflesso solare in uno specchio, talaltra infine l'uomo nella luna) nelle eggende della Venezia Tridentina e dell'Euganea, m'occuperò ampiamente tra breve.

[2] Come non ricordare il dantesco «*Caino e le spine*» (*Inferno*, c. XX, v. 126), e

> «..... *li segni bui*
> *Di questo corpo, che laggiuso in terra*
> *Fan di Cain favoleggiar altrui?*»
> (*Paradiso*, c. II, vv. 49—51.)

Nella maggior parte delle regioni italiane — nel caso nostro c'interessano particolarmente l'Emilia e la Toscana, poichè del Veneto già s'è visto — è *Caino* l'"uomo nella luna'. Cfr. ancora: PRATI, *Op. cit.*, loc. cit., pg. 116; CLODD, *Miti e sogni*, pgg. 29—31; ma sopratutto, quanto all'origine e alle varie forme della tradizione, le note di REINHOLD KÖHLER, al racconto «*L'ome presouné dins la luno*», in *Contes populaires recueillis en Agenais par M.* JEAN-FRANÇOIS BLADÉ — *Trad. française et texte agenais suivis de notes comparatives par M.* R. K., Paris, 1874; Superstitions, n° 4; lo studio del PRATO, *Caino e le spine secondo Dante e la tradizione popolare*, Ancona, 1881, e, del med., *L'uomo nella luna*, ne *L'Araldo* di Como del 26—27, 27—28 marzo 1882. Per le tradizioni semitiche, v.: I. ZOLLER, *La luna nel pensiero e nella prassi religiosa del popolo ebreo*, in *Lares*, III, n° 3—4, dic. 1932, pg. 43—44. Per le tradizioni dell'America e dell'Oceania sull'origine delle macchie lunari, v. un cenno, in *Dizionario infernale — Prima versione it. di* C. A. VALLE, Torino, vol. II, pg. 108, s. art. *Luna*. — Quanto ai nomi dell'"uomo

poi al Placucci, in Romagna *Pirbors* designerebbe, più propriamente, 'Venere mattutina'.[6] Non mi pare, dopo di ciò, e senza la scorta di altre testimonianze, che si possa intendere «*Pier Borsa*» come nome di 'Sirio'; lo stesso Volpati d'altronde, per quanto difendesse la sua ipotesi («*Pier Borsa*» = *Sirio*), già s'affrettava a dichiarare come essa in realtà si riducesse a una mera congettura e nulla più.[7]

---

nella luna', nel territorio romanzo, v.: CRAMER, *Op. cit.*, pg. 70; PETERSON, *Op. cit.*, pg. 197; SÉBILLOT, *Folk-lore de France*, Paris, 1904, T. I, pg. 24 e sgg.

[3] Sull'associazione di «Venere» alla «Luna» nella fantasia popolare, e sulle denominazioni derivatene, v.: CARLO VOLPATI, *Nomi romanzi del pianeta Venere*, in *Revue de Dialectologie romane*, T. V, 1913, fasc. 3/4, pg. 335, e. pg. 350. — Non è forse 'Venere' nell'Alta Italia la '*stella della luna*'? E nella mitologia lituana non è forse «l'amante della luna»? Così è pei Caraibi la «sposa della luna», mentre per i pescatori del Capo Sizun è la «scialuppa della luna» (VOLPATI, *Nomi ... del pianeta Venere*, loc. cit., pg. 335, n. 2). — Ora uno spostamento del nome *Pirbors* in favore di Venere non è cosa strana; tanto più poi non è il primo. Nei dialetti dell'It. Sett. e Centrale, in alcune località, si designa Venere con i nomi della 'Stella Polare' (VOLPATI, ... *Venere*, pg. 346; in Romanía poi, con quello di Sirio (VOLPATI, *ibid.*).

[4] La leggenda ricordata dal NINNI (*Materiali per un Vocabolario della lingua rusticana del contado di Treviso*; Venezia, 1892, S. IV, pg. 106, n. 26) e riprodotta pure dal VOLPATI (*Nomi romanzi degli astri Sirio, Orione* ..., loc. cit., pg. 162, n. 1) per quanto più propriamente si ricolleghi al gruppo delle leggende sorte intorno alla costellazione di 'Orione' (— per queste, v.: VOLPATI, *Nomi romanzi degli astri Sirio, Orione* ..., loc. cit., pgg. 163—189 —) non lascia però il minimo dubbio per l'identificazione di «*Pier Borsa*» con «*Venere*».

[5] «*Stella bella*» è il nome di «Venere» nel Trevigiano, nel Bellunese, nel Friuli; cfr.: VOLPATI, *Nomi romanzi del pianeta Venere*, loc. cit., pg. 355.

[6] MICHELE PLACUCCI, *Usi e Pregiudizi de'Contadini della Romagna* (ristampa del Pitrè), in *Archivio per lo studio delle tradizioni popolari*, IV, 1885, pg. 58.

[7] C. VOLPATI, *Nomi romanzi degli astri Sirio, Orione* ..., loc. cit., pg. 162, n. 1: «Che la denominazione 'Pietro Borsa' ... si riferisca a Sirio, è una mia congettura.»

2. *Ancora di ventimigliese p i s s a l a t i e r a.*

Già in *Zeitschrift f. romanische Philologie*, LIII, 1933, fasc. 5/6, pgg. 540—541, al n° 9 della I serie delle mie *Noterelle etimologiche e lessicali* ravvicinavo il ventim. *pissalatiera* 'specie di focaccia condita con cipolla e pesce' a *p e s c e*, e leggevo quasi 'p e s c i a l a t t i e r a' di contro all'opinione del Goidanich, che interpretava la voce ventimigliese «come *picciolatiera* 'torta dai picciuoli'».

Da ogni dubbio intorno alla giustezza dell'etimo allora da me proposto mi tolgono definitivamente queste antiche forme liguri che per 'p e s c e' trovo nelle *Giunte al lessico dell'antico dialetto ligure (dal Libro de la misera humana condicione)* di Francesco Luigi Mannucci, in *Giornale Storico e Letterario della Liguria*, VII, 1906, pg. 333: *pisso*, pl. *pissi*, *pisor*, *pisoy*, *pisci* (forma evidentemente latineggiante); accanto a *pesso* (sing.), e *pessi* (pl.).

3. *abruzzese z a m b a n e l l e 'pan lavati'.*

Nella bella monografia dal Goidanich dedicata alle *Denominazioni del pane e di dolci caserecci in Italia*[1] trovo a pg. 46, n° 139, la seg. denominazione abruzzese del 'p a n l a v a t o':

«*zambanelle* (Abruzz. Aquila, Pescara) 'pan lavati', metat. di *panzanelle*.»

Metatesi di *panzanelle*, sta bene; ma la spinta alla metatesi va veduta nell'influenza di *zambaglione*, *zabaione*.[2] Non si dimentichi poi che lo 'z a b a i o n e' è uno degli elementi più importanti nei 'p a n l a v a t i' casalinghi.

[1] In *Memorie della R. Accademia delle Scienze dell'Istituto di Bologna*; Classe di Scienze morali. Sezione storico-filologica. S. I, T. VIII, 1913—14. Io cito dall'estr.: Bologna, Tip. Gamberini e Parmeggiani, 1914.

[2] V. su questa voce: GOIDANICH, *Op. cit.*, pgg. 44—46 dell'estr., n° 137.

4. sic. zingaresco m a n n e t t u 'pane'.

L'ho dal Pitrè, a pg. 335 del vol. *Usi Costumi Credenze e Pregiudizi del Popolo Siciliano.*[1]

Io credo che *mannettu*, attraverso ad una fase **m a n r e t t u*, risalga allo zing. **manro.**[2]

La ragione dell'assimilazione *=n r=* — *=nn=*, e del suffisso *=ettu* dovremo forse ricercarla nell'influenza di sic. *minnedda* 'panetto di forma bislunga che termina in due estremità come

[1] Vol. II delle *Tradizioni popolari siciliane.* Questa voce fu già registrata dal PITRÈ nell'art. *Gli Zingari in Sicilia*, in *Arch. per lo studio delle tradizioni popolari*, I, pgg. 293–294, con note del NERUCCI, *ibid.*, I, pgg. 463–464. Non ne trovo però conferma nel *Zigeunerisches* asco=liano; ne *Gli Zingari* del COLOCCI; in LOVARINI, *Seconda Zingaresca* (nelle *Canzoni del popolo italiano* edite da M. MENGHINI, fasc. III, pg. 121 e sgg.), ove il L. parla a lungo della lingua degli zingari siciliani; così in altre opere, fra cui il recente mediocre volumetto di G. M. CAL=VARUSO: *'U Baccagghiu — Dizionario comparativo=etimologico del gergo parlato dai bassifondi palermitani*, Catania, 1929. — Non so invece se ne parli SALVATORE RACCUGLIA, nel suo studio su *Il gergo degli Zingari di Sicilia*, nella riv. *Sicania* di Caltanisetta (1921–22), che purtroppo non ho potuto vedere.

[2] È dunque estesa anche all'Italia la forma *m a n r o* (con *=n=*) ca=ratteristica delle parlate zingaresche dell'Europa Orientale e della Spa=gna. Ma forse all'Italia apparteneva già il *manron* fornito dallo Scali=gero al Vulcanius, ma v., d'altra parte, su ciò a pg. 23 dell'art. *Vulca=nius' Romani Vocabulary*, in *Journal of the Gypsy Lore Society*, s. III, vol. IX, p. I, 1930, fasc. I. — La forma *manrò*, attraverso il gitano, è penetrata nel gergo militare spagnuolo: il solo gergo romanzo cui essa sia nota. In gerghi tedeschi e in quasi tutte le parlate gergali romanze è diffusa — con notevoli alterazioni però; cfr. ad es. il materiale da me raccolto in prop., nell'art.: *Romani Words in Italian Slangs*, che uscirà tra breve nel *Journal of the Gypsy Lore Society* — la forma più recente *m a r o*, per cui v.: POTT, *Die Zigeuner in Europa und Asien*, Halle, 1845, II, pg. 410; MIKLOSICH, *Beiträge zur Kenntniss der Zigeunermundarten, III*, 1876, B. LXXXIV dei *Sitzungsberichte d. K. Akademie der Wissenschaften in Wien*, pg. 15 dell'estr., e *Ueber die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europa's*, in *Denkschr. d. K. Akad. d. Wissenschaften in Wien*, phil.=hist. Classe, B. XXVII, 1877, pg. 10.

due capezzoli';[1] o non si tratterà piuttosto, e più semplicemente, di **manro** + **-ittu**? Non abbiamo forse nel gergo della camorra napoletana **maro** + **-one**, e in quasi tutti i gerghi italiani **maro** + **-okku** (**-okka**)?[2] Ora **manro** + **-ittu** (diminut.) non presenterebbe nulla di strano.

5. it. *panporcíno* 'ciclamino'.

Nel fascicolo III, dicembre 1932, del vol. VIII della rivista *L'Italia Dialettale* del Merlo è apparso un articoletto postumo del Salvioni per controbattere l'etimologia **pannu** etc., che per la voce italiana *panporcino* 'ciclamino' dava, e dà tuttora nella 3ª edizione del *REW.*, il Meyer-Lübke.

Ma che si tratti di 'p a n e' e non di 'p a n n o' è fuor di dubbio. Il Salvioni richiamava a maggior prova la testimonianza di sic. *paneporku* 'ciclamino'. Io richiamerò ancora il sardo *panebórku*, che — giustamente — il Wagner[3] mandava unito ad altre denominazioni sarde di piante: *panekórra*, lett. 'p a n e d i c o r n a c c h i a', nome del 'fungo' a Fonni; *panekúkku* 'centaurea';[4] campidanese *pani de gonillus*, lett. 'p a n e

[1] O di qualche altra forma simile. Per le forme siciliane ricollegantisi a *minna* 'p o p p a' → 'p a n e', v.: P. G. Goidanich, *Denominazioni del pane e di dolci casereccì in Italia*, in *Mem. della R. Accademia d. Scienze dell'Istituto di Bologna*, Cl. Sc. Mor., sez. stor.-fil., s. I, T. VIII, 1913—14, pg. 35 dell'estr., nº 86.

[2] Cfr. su tutto ciò il mio art.: *Romani Words* . . .

[3] Max L. Wagner, *La stratificazione del lessico sardo*, in *Revue de Linguistique Romane*, T. IV, nⁱ 13—14, 1928, pg. 29 dell'estr.

[4] Anche l'it. ha *pan di cuculo*. «Erba annua delle labelliflore a fusto pieno glabro, spiga di fiori porporini irregolari con un tepalo allargato, foglie ovali verde-pallide con macchie rosso-scure, frutto a capsula con numerosissimi e piccolissimi semi; le radici tuberose contengono amido alimentare e il salep»; così spiega lo Zingarelli, *Vocabolario della lingua italiana*, Milano, 1933—34, IVª ed., pg. 1084. Ma dato che ho fatto parola del *Vocabolario* dello Zingarelli devo pur avvertire che anche in esso, per quanto l'A. segua scrupolosamente il *REW.* in fatto di etimologie, *panporcino* figura sotto '*pane*' (pg. 1084), e non sotto '*panno*' (pg. 1085).

di coniglio', 'praio maggiore'. «Tutti quindi — osservava il W. — significano 'pane', cioè nutrimento di qualche animale (cornacchia, cuculo, coniglio, porco), e con questi va anche *pan'e kólvu* (Bosa) 'ninfa, crisalide', che registra il Rolla, *Fauna pop. sarda* (Casale, 1895), pg. 25, aggiungendo: 'È un buon boccone pe'corvi.'»

Aggiungerò poi l'it. *pan di serpe* 'gichero'.[1] Attualmente *panporcino* — formazione però schiettamente popolare, dovuta all'osservazione del fatto che i porci ricercano spesso tuberi di cui nutrirsi: e ancor oggi non si impiegano forse tali animali nella ricerca dei 'tartufi'?[2] — è stato soppiantato nell'uso comune da *ciclamino*, e vive solo come termine botanico.

Pontremoli (Massa-Carrara), Italia.

P. S. Pasquali.

Lettres de Paul Meyer à Hugo Schuchardt (1874–1888).

Hugo Schuchardt (1842—1927) avait conservé toutes les lettres, tous les billets qu'il avait reçus, pendant son activité plus que demi-séculaire, des pays les plus éloignés. Il en avait fait un classement provisoire, il en avait dressé un

[1] Una copiosa serie di nomi dialettali trentini di piante, nei quali PANE ricorre in composizione con nomi d'animali può vedersi nel bel vol. di G. PEDROTTI e V. BERTOLDI: *Nomi dialettali delle piante indigene del Trentino e della Ladinia dolomitica presi in esame dal punto di vista della botanica, della linguistica e del folclore*, Trento, 1932. Cfr. ivi a pgg. 532—533 degli indici; e pei nomi del ciclamino a pg. 119. Interessanti per noi, oltre le forme *pan porzín, -zím, -zíl*, le segg.: *tartufole* (Lodrone), *patata endolèra* (M. Valsugana), *patate del salvanèl* (Terragnolo), *patate de montagna* (Pietra Murata).

[2] Sul perchè di tale denominazione il PANZINI, *Dizionario moderno*[6], Milano, 1931, pg. 131, scrive invece: «Ciclamino: pianticella i cui peduncoli si aggirano in circoli molteplici nel tempo della fruttificazione, con radice rotonda e un po' schiacciata a forma di pane, onde comunemente è detta pamporcino.»

inventaire partiel et avait légué le tout, avec ses livres, à la Bibliothèque de l'Université de Graz. Nous en avons publié, avec l'autorisation de la Direction, que nous remercions, plusieurs séries: les lettres de Friedrich Diez à Schuchardt (*Archivum Romanicum*, XVII, 1933, 1—8), celles de Sigismond Simonyi (*Ungarische Jahrbücher*, XIII, 1933, 1—8), enfin celles de Menéndez y Pelayo (*Bulletin hispanique*, XXXVI, 1934, 1—14) et de Frédéric Mistral (*Revue des Langues Romanes*, 1934) ces dernières certainement les plus remarquables par leur style personnel.

Paul Meyer (1840—1917) est entré en relations personnelles avec Schuchardt grâce à la *Romania*, dont il était l'un des directeurs pendant de longues années, et à laquelle l'auteur du *Vocalisme du latin vulgaire* apportait sa collaboration. Paul Meyer avait été gagné par le charme du philologue autrichien, il devient communicatif dans ses lettres, il prononce des jugements sur des connaissances communes, avec des saillies d'esprit qu'on n'attendait pas, vu son caractère réservé. Ses lettres et billets nous permettent d'entrevoir la salle de rédaction de la *Romania* qu'il partageait avec Gaston Paris, qui était d'un tempérament opposé au sien.

Le sujet central des huit lettres de Paul Meyer que nous publions est la fondation du Prix Diez, proposée par Adolf Tobler. Schuchardt avait lancé un contre-projet, tendant à donner au prix et surtout au comité un caractère international, mais, malgré le suffrage de Gaston Paris et l'intervention de Gustav Gröber (alors à Breslau), qui était lui-même membre du comité prussien, c'est le projet de Tobler qui l'emporta. Paul Meyer a tenu à rester neutre dans cette discussion. Les lettres de Paul Meyer s'échelonnent sur une douzaine d'années, tandis Gaston Paris continue à écrire à Schuchardt jusqu'à sa mort (1903).

Nous avons jugé bon de supprimer les passages et les billets relatifs à la cotisation de la Société des Anciens Textes Français. La dernière lettre de Paul Meyer, que nous avons omise (datée du 18 juillet 1888), se rapporte à l'étymologie

de t r e b a l i u m > *trabalh* et de a m b u l a r e > *aller*, elle est accompagnée d'épreuves.

Les revues, les congrès ont réduit le nombre et la qualité de ces correspondances entre savants. Le rêve de Schuchardt, un bureau ou un organe central pour orienter et juger les travaux, pour faciliter l'échange des vues dans le domaine de la philologie romane, attend encore sa réalisation.

Louis Karl.

I

Paris, le 3 mai 1874.

Cher Monsieur,

Je suis revenu à Paris le dimanche 12 avril. Le lendemain j'ai eu chez Vieweg[1] votre lettre et le portrait qui l'accompagnait, for which I am very thankful. Je suis allé aussitôt à votre hôtel. Vous l'aviez quitté depuis une demi-heure. Il pouvait être 4 heures de l'après-midi. J'ai été bien contrarié. — J'ai longtemps délibéré avec moi-même sur la question de savoir si je vous enverrais ou non la photographie ci-incluse. Pour être mal réussie, elle est mal réussie: il n'y a pas de doute là-dessus. Puis elle date de quelques années, et depuis ce temps, ayant renoncé à Satan, à ses pompes et à ses œuvres, j'ai résolu de ne plus poser devant aucun objectif. Pourtant G. Paris[2] dit que ce portrait me ressemble assez, parce qu'il a l'air impertinent. Cela peut bien être. Faute d'autre je vous l'envoie. — Le vôtre est très réussi, mais véritablement, ce n'est pas chez moi, mais dans l'album d'une certaine collaboratrice de la *Romania*, qu'il devrait figurer, à Berlin. Au fait, il y est peut-être déjà. — Si vous m'avez trouvé plus aimable que ce que vous supposiez, c'est à vous seul qu'il en faut rendre *las merces*. Je suis un miroir, en

[1] Vieweg, libraire-éditeur et propriétaire-gérant de la *Romania*, correspondant de Schuchardt, membre de la Société des Anciens Textes français.

[2] Gaston Paris (1939—1903) fondateur et codirecteur de la *Romania* avec Paul Meyer.

toutes choses. La science que je mets dans mes livres est le reflet de celle d'autrui, et de même dans les relations privées je renvoie aux gens leur propre image. — Very yours, *P. M.*

II

Bruxelles, 26 mars 1875.

Cher Monsieur,

. . . . . Ce que vous m'avez écrit au sujet de *vide*: v a c u u s[1] m'a rempli d'étonnement. Car quelques jours auparavant nous avions reçu, et j'avais lu, pour la *Romania*, cette même étymologie, venant non pas de vous, mais de M. Thompsen, professeur à Copenhague, et Paris ne m'avait point dit du tout qu'il eût reçu la même de vous. J'ai donc été porté à croire que MM. Thompsen et Schuchardt formaient un seul philologue en deux personnes, que ce devait être un mystère qu'il fallait croire sans chercher à le comprendre, mais, on inquiry, il s'est en effet trouvé que dans votre envoi se trouvait la même étymologie, ce que Paris avait oublié, de sorte que nous allons les imprimer toutes les deux ensemble. — Les grands esprits se rencontrent.

E d'aiso quem fazes assaber que voletz amparar la conoissensa del parlar proensal[2] d'aquest temps present, jeus dirai, bel senher car, que bem platz, e que molt m'era greu car vezia que dels savis homes d'aquest temps ges no ja avia un tan solamen que volgues estudiar la lenga de Mistral[3] e de tans altres valens trobadors, si no era en Borniers,[4] que fo, .V.

[1] L'étymologie *vide* ⟨ v a c u u s parut dans la *Romania*, IV, 1875, 253–257 proposée par Schuchardt et par Vilhelm Thomsen (1842–1927), professeur à l'Université de Copenhague.

[2] P. Meyer acquit la connaissance de la langue des Félibres étant archiviste à Tarascon (1861–66).

[3] Frédéric Mistral (1830–1914), éditeur du *Trésor du Félibrige*, poète de *Mireio* (1859) et de *Calendau*.

[4] Vicomte Henri de Bornier (1825–1904), directeur de la Bibliothèque de l'Arsenal, auteur de poèmes et de drames historiques (*La guerre d'Orient* 1858, *La Fille de Roland* 1875).

ans a passatz, en Avinhon, on mes sa cura en apendre tan can podia del proensal, ab l'ajuda d'en Roumanille. Mais ben sabetz que tant es pecs en Borniers, que pauc o nient li valc s'estudis E si voletz comprar libres proensals, ieus fauc assaber que, segon m'es parvens, beus letz a=n Roumanille[1] escriure, queus pot mandar totz aquestz libres (el catalogi ne trobaretz sobre la cobertura de l'*Armana provençau*), el pagamen lhi remandares en Paris a tal queus fara assaber. E beus coss=selh que tan d'armanas prouvençals com far si poira lhi demandetz (ja avetz vos aquel de MDCCCLXXI que mais nos pot trobar), e *Lis Ouberto* di Roumanille e la *Miougreno* d'Aubaneu,[2] e la *Farondoulo* d'Ans. Mathieu,[3] e *Mireio* e *Calendau*. E beus posc dire que non tan solamen la forma de las paraulas vos agradara, mais aitan ben lo bels parlers amoros, el grans sens que i es rescondutz. — E del bel libre de baladas e de refranhs de Lombardia que m'avetz mandat,[4] ieus en ren gracias e merces, que es libre de aut'estudi e greu per amparar et entendre. — E sobre aisso, ieu prec que Dieus, que en aquest dis volc en crotz aramir, sia tos temps am nos ens gart de pecar. *P. M.*

III

Paris, le 22 février 1877.

Cher Collègue,

Bien affligé d'apprendre que vous êtes ou que vous avez été mal portant... Je vous ai fait expédier le n° manquant du *Bulletin des anciens textes*... Je ne suis ni n'ai jamais

[1] Joseph Romanille (1818–1891), libraire à Avignon qui publia l'*Armana provençau* (1854), le *Lis ouberto* (en vers 1859, en prose 1864), après d'autres poésies louées par Mistral (préf. des *Isclos d'Oro*).

[2] Théodore Aubanel (1829–1886), imprimeur à Avignon, auteur du poème *Lou miougrano entreduberto* (1860).

[3] Anselme Mathieu (1829–1895), poète de la *Farandoule* (1862).

[4] Une étude de Schuchardt sur la Ritornelle et Tercine en Italie parut dans les *Mélanges Witte* en 1874 (v. *Zeitschr. für rom. Phil.*, II, 1877, 115–121).

été ni germanophobe ni germanophile. Je suis tout à fait objectif quant aux nationalités; je ne connais que les individus, que je prends en affection ou en grippe selon leurs qualités et le timbre de leur voix. Je n'ai donc pas d'objection contre aucun *Diez-Stiftung*,[1] sinon que je ne vois pas à quoi c'est bon, sinon à donner à des *feignants* le moyen d'aller se ballader à l'œil. Tout à vous. *P. M.*

IV

Paris, le 14 mars 1877.

Cher Monsieur S.,

J'ai remis à G. Paris, après m'en être nourri, votre article sur le *Diez-Stiftung*. Nous avons fait (et vous verrez dans le prochain n° de la *Romania*) une note sur ce sujet, sans entrer dans les détails d'organisation qui, naturellement, ne nous regardent pas. *P. M.*

V

Paris, le 31 mars 1877.

Cher Collègue,

. . . . . G. Paris allait faire à l'Académie une lecture au sujet du *Diez-Stiftung*, je crois que d'après votre lettre il s'en abstiendra. Moi je ne veux pas du tout me mêler de

[1] Friedrich Diez (1794–1876), professeur à Bonn, eut pour élèves Adolf Tobler (1835–1910), Gaston Paris (1839–1903), Wendelin Foerster (1844–1915). Après sa mort (29 mai 1876) Tobler proposa à l'Académie Prussienne de fonder un prix Diez destiné à couronner un travail méritoire de linguistique romane. Schuchardt, qui venait de quitter Halle et la Prusse, s'établissant à Graz, fit une contre-proposition: le prix devait avoir un caractère international, et être décerné par un jury composé de savants français, allemands et italiens qui devaient se réunir à Rome. Il attaqua d'abord la proposition de Tobler (*Allgemeine Zeitung*, 1877, 737), puis lança une autre proclamation signée par des professeurs autrichiens (*Literarisches Centralblatt* 1877, 582, réimprimée dans la *Romania*, VI, 1877, 310–314). G. Paris était disposé à soutenir la proposition de Schuchardt, tandis que P. Meyer voulait rester neutre. L'article de Schuchardt a été réimprimé dans ses Études (*Romanisches und Keltisches*, Berlin, 1886, 292–300).

cette affaire en aucun sens. Tobler[1] est déjà assez mal disposé pour moi! — Je vous dirai que Th. Sickel,[2] avec qui j'ai dîné il y a 8 jours, était furieux de votre article. — Votre tout dévoué *P. M.*

VI

Paris, le 11 avril 1877.

Cher Collègue,

Voici au sujet de M. Sickel toute l'information que je puis vous donner. Je me trouvais à dîner avec lui à la Bibl. nationale chez M. Delisle.[3] Il me demanda si j'avais lu votre article sur le *Diez-Stift.* et ajouta qu'il ne concevait pas comment, après avoir été récemment encore professeur à Halle, vous aviez pu écrire un tel article.[4] Ne désirant pas mettre

[1] Tobler a donné des comptes rendus critiques des travaux de P. Meyer: des *Derniers troubadours de la Provence* (Paris, 1871) dans les *Göttingische Gelehrte Anzeigen* (281), du *Récit en vers de la première croisade* (Nogent-le-Rotrou, 1876) dans le *Liter. Centralblatt* (1876, 476), du *Roman de Flamenca* (Paris, 1865) dans le *Grenzbote* (25. II. 4. 248) et dans le *Gött. Gel. Anz.* (1767).

[2] Theodor Sickel (1826—1908), directeur de l'Institut des Études historiques d'Autriche, membre de la commission des *Monumenta* de l'Académie prussienne (1874), avait été invité à dîner par Léopold Delisle, directeur de la Bibliothèque nationale (1826—1910). A ce dîner il rencontra P. Meyer qui nous rapporte leur entretien dans la lettre suivante.

[3] Léopold Delisle (1826—1910), administrateur de la Bibliothèque Nationale à Paris (1874), éditeur, avec Jourdain et de Wailly, du *Recueil des Historiens des Gaules*, auteur de nombreux travaux historiques. Cf. Lacombe, *Bibliographie des travaux de Léopold Delisle*, Paris, 1902. Suppl. 1911.

[4] Schuchardt fit paraître à la même date (*Literarisches Centralblatt* du 11 avril 1877, 582) un manifeste pour fonder un Prix Diez international dont le Comité se composerait de romanistes allemands, français et italiens. Des sous-comités se formèrent à Vienne, à Rome (Ascoli), à Londres (Varnhagen) qui réunirent des souscriptions, mais n'avaient aucun droit de vote. La somme montait à 4351 marcs (fin 1877) et le résultat définitif atteignit 9115 M. et 90 Pf. (14 Sept. 1878). L'attribution du prix était réservée à l'Académie prussienne, malgré l'opposition de Schuchardt; elle a couronné la *Grammaire historique* de Meyer-Lübke, professeur à Vienne (*Sitzungsberichte*, Berlin, 1892, 612) et le *Dictionnaire étymologique* de W. v. Wartburg (1928).

le doigt entre l'arbre et l'écorce, je répondis d'une façon vague, d'autant plus que le lieu était mal approprié à une explication sur le sujet. Je suis plus que jamais décidé à me tenir à part de toute cette querelle, et j'insiste pour que G. Paris fasse comme moi. Comprenez donc que vous, Allemands, vous pouvez discuter tout cela librement; nous Français, nous n'avons pas envie de prendre parti pour Tobler, et si nous nous décidions pour vous, on nous supposerait assez naturellement des idées subjectives qui nous enlèveraient toute autorité. Donc tout ce débat doit rester entre vous. *P. M.*

VII

Paris, le 30 novembre 1877.

Cher Collègue,

Votre note sur d'Ovidio[1] paraît dans le n° 24 de la *Romania*, lequel va être distribué dans 3 ou 4 jours. Cette note m'a fait déplorer vivement la facilité avec laquelle G. Paris a admis dans la *Romania* la réimpression (car c'est une réimpression) de l'article du susdit. Sur l'éloge que Paris m'en faisait je n'y ai pas fait d'objections. Nous serons plus prudents une autre fois ... — Je vous enverrai sous peu un long mémoire historique[2] auquel j'ai consacré mes vacances, et que j'ai fait presqu'en entier à Londres. Cela vous ennuiera, mais vous ne le lirez pas et le prendrez comme un faible témoignage de sympathie de votre *P. M.*

[1] Francesco d'Ovidio (1849–1924), professeur à l'Université de Naples (1876), auteur d'une étude sur la Conjugaison en italien (1872) et d'une Histoire de la Littérature romane (avec Temagni, 1874), fit paraître dans la *Romania* un article sur le *Redoublement* (*Rom.*, VI, 1877, 199–211), suivi de quelques notes rectificatives de Schuchardt (*ib.*, 593, omis par Spitzer dans le Bréviaire de Schuchardt, 1922).

[2] Paul Meyer avait été chargé d'une mission afin d'étudier les anciens manuscrits français des bibliothèques d'Angleterre. Il a dû offrir à Schuchardt un exemplaire de son livre sur les *Manuscrits français dans les Bibliothèques de la Grande-Bretagne.*

VIII

39, rue Raynouard, Passy, le 24 janvier 1881.

Cher Monsieur,

Je me suis en effet marié avec une Anglaise, qui, bien que portant un nom gallois,[1] n'entend absolument rien au *chymraeg*, nous ne parlons ensemble que *saesneg*.[2] Quand vous viendrez revoir Paris, je serai heureux de vous recevoir plus dignement que je n'ai fait jadis, quand je demeurais au haut d'une maison de la rue de la Tour dans un pauvre appartement de garçon. Après tout, Foerster,[3] celui qui a succédé à Diez, s'appelle aussi Gwendolin, et n'est pas Gallois... *P. M.*

Das Deutsche Bibelarchiv in Hamburg.[4]

In der Geschichte der deutschen Philologie sind die Fälle nicht selten, in denen ein hervorragender Forscher zur Ausführung einer Arbeit, die er nicht allein bewältigen kann, die aber eine einheitliche Leitung verlangt, fachmännische Mitarbeiter heranzieht. Derartige Arbeitsgemeinschaften haben sich später oft in bleibende Forschungsinstitute verwandelt. Das grossartigste Beispiel bietet wohl das Grimmsche Wörterbuch und die nach dessen Vorbild in Angriff genommenen vielen Dialektwörterbücher. An diese reiht sich als ebenbürtiges Unternehmen der von Wenker begon-

[1] Paul Meyer s'est marié en Angleterre avec M^lle^ Lilian Gwendoline Blackburne, qui mourut déjà la même année (18 févr. 1881); une lettre de faire-part fut adressée à Schuchardt (24 février 1881).

[2] Schuchardt mentionne dans ses Études celtiques (*Allgemeine Zeitung* 1876, réimprimées dans le volume *Rom. und Kelt.* 326) la fierté nationale du peuple kymrique (*kymraeg*) envers l'idiome anglo-saxon (*saesneg*) et P. Meyer semble y faire allusion.

[3] Wendelin (Gwendolyn) Foerster (1844—1915), né à Wildschütz, circ. Trautenau (Bavière), élève et successeur de Diez à Bonn (1876—1908), n'avait des relations avec la nation celtique que par ses études sur la légende bretonne qui est à la base des romans de Chrétien de Troyes qu'il a publiés (1884—1914).

[4] Diesem Berichte liegt ein im Neuphilologischen Verein im Oktober d. J. gehaltener Vortrag zugrunde.

nene und von Wrede fortgesetzte deutsche Sprachatlas. Ähnliche Vorhaben sind ferner die durch Roethe angeregte Inventarisierung der mittelalterlichen deutschen Handschriften, deren Leitung der Deutschen Kommission der Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin obliegt. Neben solchen sozusagen wissenschaftlichen Grossunternehmungen sind eine Reihe von anderen geringeren Umfangs zu erwähnen, in denen aber der Einsatz des Leiters und der einzelnen Mitarbeiter mehr zur Geltung kommen kann. Ich denke dabei z. B. an Konrad Burdachs grossangelegtes Werk «Vom Mittelalter zur Reformation», das schon 1893 begonnen wurde. Als weiteres Beispiel mag etwa die Zusammenarbeit von verschiedenen Gelehrten: dem Historiker Aubin, dem Sprachforscher Frings und dem Volkskundler Josef Müller im Institut für geschichtliche Landeskunde an der Universität Bonn erwähnt werden, aus der die bedeutende Arbeit «Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden» (Bonn, 1926) erwachsen ist. Die Vorteile solcher Vereinigung der Kräfte und Fähigkeiten liegen auf der Hand: es wird ein umfangreicheres Material gesammelt, der Forschungsgegenstand wird vielseitiger und mit grösserer Genauigkeit behandelt und, was am wichtigsten ist, der Gesamtplan der Arbeit braucht nicht so leicht, etwa infolge unerwarteter Schwierigkeiten oder Hindernisse, aufgegeben oder geändert zu werden. Die Erfahrung zeigt weiter, dass der Nutzen solcher jahrelang unter einheitlicher Leitung fortgeführten Planarbeit nicht nur darin besteht, dass das zuerst abgesteckte Ziel leichter erreicht wird, sondern ebenso sehr darin, dass beim Auftauchen neuer Probleme das Ziel weiter gesteckt werden kann, was der betreffenden Wissenschaft natürlich nur zum Segen gereicht.

Eine Arbeitsgemeinschaft oben geschilderter Art ist nun auch das im Jahre 1931 gegründete *Deutsche Bibelarchiv* in Hamburg — mit dem Untertitel: Forschungsinstitut zur Erfassung des biblischen Einschlags in die deutsche Kultur —, mit dem ich unsere Germanisten bekannt machen möchte. Der Gründer und jetzige Leiter des Instituts ist Prof. D. *Hans Vollmer,* der sich durch seine Untersuchungen auf dem Gebiete der mittelalterlichen deutschen Bibelbearbeitungen schon früher sehr verdient gemacht hat und dessen grosses mehrbändiges Werk «Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des Mittelalters»[1] allgemein

[1] I, 1. Ober- und mitteldeutsche Historienbibeln (1912). I, 2. Niederdeutsche Historienbibeln (1916). II, 1—2. Eine deutsche Schulbibel des 15. Jhs (1925—27). III. Ein deutscher glossierter Auszug des 15. Jhs aus den alttestamentlichen Propheten (1927). IV. Die Neue Ee. Eine neutestamentliche Historienbibel (1929). Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

bekannt ist. Seine nächsten Mitarbeiter sind Bibliotheksrat Prof. Lic. Dr. *Willy Lüdtke,* der auch als Sprachforscher Tüchtiges geleistet hat, und Dr. *Fritz Jülicher,* Germanist von Fach und besonders als guter Kenner des Mittelniederdeutschen bekannt.

Anknüpfend an Wilhelm Walthers grosses Werk «Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters»[1] und an das von Konrad Burdach[2] von neuem angeregte Problem der Aneignung der Bibel auf deutschem Gebiet und ihrer Rückwirkung auf die deutsche Sprache und Kultur sah das Deutsche Bibelarchiv seine nächste Aufgabe darin, der künftigen Forschung einen Überblick über das riesengrosse überlieferte Material der Bibelverdeutschung zu ermöglichen. Es sollten die vorhandenen, wenig bekannten und oft schwer zu ermittelnden Quellen zweckmässig katalogisiert, ausserdem auch neues Quellenmaterial aufgespürt werden. Dabei sollten nicht nur eigentliche Übersetzungen, vollständige wie Bruchstücke, handschriftliche wie gedruckte, herangezogen werden, sondern auch Auszüge, Lektionare, gereimte Bibelbearbeitungen und Historienbibeln (jene eigentümlichen Mischprodukte biblischer Erzählungen und geschichtlicher Stoffe), ferner biblische Textabschnitte oder einzelne Zitate und Anspielungen in unzähligen Predigten, Erbauungsbüchern, geistlichen Spielen, Liedern und sonstiger Literatur, in Inschriften und in mit Bibelversen verzierten Kunstwerken. Auch die bildliche Wiedergabe biblischer Motive selbst sollte berücksichtigt werden. Angesichts der Überfülle des Stoffes sollte die Tätigkeit vorläufig auf eine enger begrenzte Zeitspanne 1300—1500, d. h. also auf die vorlutherische Bibelverdeutschung konzentriert werden.

Nach dem Aufruf zur Gründung des Bibelarchivs,[3] dem die obigen Programmpunkte entnommen sind, sollte aber das Institut nicht nur eine Sammelstelle sein, wo das aufgespeicherte Material von fremden Forschern verwertet werden könnte, sondern von Anfang an war ihm auch als ebenso wichtige Aufgabe selbständige wissenschaftliche Tätigkeit zugedacht, ja das Institut sollte mit der Zeit zur Zentrale aller einschlägigen Forschungsarbeit, die bisher gerade unter Zersplitterung stark gelitten hat, entwickelt werden.

Fragt man schon jetzt, obgleich erst kaum vier Jahre seit der Gründung des Instituts vergangen sind, nach den Ergebnissen, so kann man anerkennend konstatieren, dass am ursprüngli-

---

[1] 3 Teile, Braunschweig 1889—92.

[2] Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie, Halle 1924.

[3] Abgedruckt im ersten Bericht des Archivs (Herbst 1931), S. 6—12.

chen Programm festgehalten, dasselbe in einzelnen Punkten sogar erweitert worden ist.

Die Sammlungen des Archivs wachsen in raschem Tempo. Nur wer selbst einmal in den Räumen der Anstalt, Domstrasse 7, wo das Institut in einem Gebäude der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek untergebracht ist, die imposanten Kartotheken (die Anzahl der Karten beträgt augenblicklich gegen 100000) betrachtet oder gar benutzt hat, kann sich eine Vorstellung von ihnen machen. Aus den Bibliothekskatalogen der ganzen Welt oder aus sonstiger Literatur, vielfach auch aus eigenen Quellen hat man alle auf die Bibelverdeutschung bezüglichen Handschriften, Drucke, Inschriften usw. auf Zettel verzeichnet und nach bestimmten Grundsätzen (Inhalt, Aufbewahrungsort, Verfasser usw.) geordnet. Dazu kommt eine grosse Sammlung von schriftlichen oder photographischen Kopien von Handschriften, dann Reproduktionen von Inschriften, Bücherschmuck, Kunstdarstellungen mit biblischen Motiven usw. Neuerdings hat das Archiv die nachgelassenen reichen Plenarienaufzeichnungen des verstorbenen Greifswalder Professors Paul Pietsch zur Verfügung erhalten. Die Karteien sind auch auswärtigen Benutzern zugänglich. Sie haben auch schon bei der Einreihung neugefundener Handschriften in die Überlieferung oder bei der Entdeckung neuer Zusammenhänge zwischen den schon vorhandenen Handschriften gute Dienste geleistet.

Die aktive schriftstellerische Tätigkeit des Instituts lässt sich in drei Gruppen zerlegen: 1) Jahresberichte, 2) strengwissenschaftliche Untersuchungen im Rahmen des Gesamtplans und 3) für weitere Kreise bestimmte Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Bibelliteratur.

Die jährlichen Berichte (bisher vier) belehren über die Fortschritte der Archivarbeit, über neue Pläne, finanzielle Fragen usw. Ausserdem enthalten sie kürzere allgemein interessierende Abhandlungen aus dem Forschungsbereich des Instituts. So bringt der erste Bericht (1931) einen fesselnden Aufsatz von Prof. Vollmer: «Bibel und deutsche Volksweisheit», in dem für einige deutsche Hausinschriften die biblische Herkunft festgestellt wird. Im zweiten Bericht handelt derselbe Verfasser über zwei fast verschollene Bibeln aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts: eine Altonaer, die wegen ihrer rationalistischen Anmerkungen zu heftigen Streitigkeiten unter den Theologen Anlass gab, und ein Regensburger Neues Testament, das, obgleich katholischer Herkunft, von der Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft verbreitet wurde. Der dritte Bericht enthält eine wertvolle Beigabe von Pfarrer Georg

Baring: «Die Wormser Propheten», eine vorlutherische evangelische Prophetenübersetzung von zwei Wiedertäufern Dengk und Hätzer aus dem Jahre 1527. Sie ist bisher unbeachtet geblieben, obgleich sie in der Reformationszeit sehr verbreitet war (15 Auflagen in 7 Jahren!) und sogleich nach ihrem Erscheinen auch in Luthers Hand kam. Luther hat von dieser Übersetzung prinzipiell Abstand genommen, weil er sie für allzu philologisch orientiert hielt. Für eine Textstelle, die Luther als Beispiel anführt, hatten sich die Übersetzer bei den Rabbinern Auskunft geholt. Luther sagt aber, dass er statt dessen lieber «St. Augustin und der Väter Verstand» wählen wolle, weil sie Christus folgen. «Ich liesse», fährt er fort, «die Juden mit ihrem Verstand und Buchstaben zum Teufel fahren und führe mit St. Augustinus Verstand ohne ihre Buchstaben zum Himmel». Dem diesjährigen Bericht sind vier Abhandlungen beigefügt: Erich Claussnitzer berichtet über altdeutsche Hamburger Inschriften aus dem 17. Jh. (meist in hd. Sprache verfasst); Hans Heigener zeigt in einem «Deutsche Pflanzennamen biblischer Herkunft» betitelten Aufsatz, dass bei Pflanzen Benennungsmotive biblischer Art sehr verbreitet sind; Hans-Werner Renneck bringt einen kunstgeschichtlichen Beitrag «Arons blühender Stab in der bildenden Kunst Deutschlands», und Erich Zimmermann stellt in «Zur Bibliographie der Lutherbibel» die Ausgaben und Druckorte der Lutherbibel von 1522 bis 1545 graphisch dar.

Die zweite Gruppe der Veröffentlichungen des Instituts trägt den Gesamttitel «Bibel und deutsche Kultur».[1] Den Anfang der Serie bilden Prof. Vollmers vorhin genannte «Materialien zur Bibelgeschichte». In der Neuen Folge, die also von der Leitung des Bibelarchivs herausgegeben wird, sind bisher vier grössere Untersuchungen erschienen: «Deutsche Bibelauszüge des Mittelalters zum Stammbaum Christi» (1931, 201 S. 8°), «Die Psalmenverdeutschung von den ersten Anfängen bis Luther» (in zwei Hälften: 1. 1932, 100 S., und 2. 1933, 288 S.) und «Die Verdeutschung der Paulinischen Briefe» (1934, 240 S.). Der erste Band rührt von Prof. Vollmer allein her, die übrigen von der Gesamtredaktion (Vollmer, Lüdtke, Jülicher).

Der erste Band gibt aus einer Heidelberger Handschrift ein lat.-deutsches Mischgedicht erstmalig heraus, in dem offenbar ein Meistersinger den Inhalt jedes Kapitels der historischen Bücher des Alten und Neuen Testaments, im Anschluss an die lateini-

[1] Veröffentlichungen des Deutschen Bibel-Archivs in Hamburg. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

schen Distichen des Petrus von Rosenheim, durch je eine deutsche Strophe umschreibt, ferner eine durch Zeichnungen anschaulich erläuterte deutsche Bearbeitung des Stammbaums Christi mit dem zu Grunde liegenden lat. Text des Petrus von Poitiers.

Mit der Psalmenverdeutschung wird eine Serie von Untersuchungen zur Beleuchtung der deutschen Bibelübersetzungen eingeleitet. Die erste Hälfte enthält ein Verzeichnis der zahlreichen Quellen. Dann folgt eine eingehende Geschichte der Psalmenverdeutschung von Notker bis Luther mit einem interessanten Exkurs über Luthers Hilfsmittel bei der Psalmenverdeutschung. Die Darstellung wird durch Beispiele aus dem 1. Busspsalm (6. Psalm) beleuchtet. Als eine interessante methodologische Neuerung wird zuletzt der 1. Busspsalm in tabellarischer Form aus 97 Texten gegeben (darunter auch angelsächsische und jiddische Übersetzungen). Die zur Vergleichung herangezogenen Texte sind zeilenweise untereinander abgedruckt, wie die untenstehende wahlweise aus Tabelle I[a] zusammengestellte Probe zeigt.

PSALM 6.

1. Ps. Ro.[1]	2. Domine ne in ira tua (in indignatione tua)	arguas me
2. Ps. Ga. (Vulg.)[2]	2. Domine ne in furore tuo	arguas me
6. Ags. Interl. Cambr.	Drihtyn nalys in yrre (ira) þinum	þu þreast me
7. Notker St. Gall. 21	Truhten in dînero heizmuoti (furore)	neinchunnîst dû mih tanne.
9. Cgm. 390[3]	Herr, nicht in deinem hässigen muet	sprich mir nicht zue,
15. Leiden 233[4]	Here, du en scheldes my nycht	in dym torne,
43. Mentel	O herr, nit straff mich	in deiner tobheit,
48. Luther I (1517)	Ach got, straff mich nit	yn deinem zcorne,
49. Luther II (1525)	Ah Herr, straff mich nicht	ynn deynem zorn,
50. Luther III (1528)	Ach Herr, straff mich nicht	ynn deinem zorn,

[1] Psalterium Romanum (Migne, PL XXIX). — [2] Psalterium Gallicanum (Migne, PL XXIX) — [3] Cod. germ. 390 der Bayer. Staatsbibliothek, München, Obd. Psalter aus dem 15. Jh. — [4] Lat.-nd. (westfäl.) Psalter, 14. Jh.

Es werden auf diese Weise (in etwa zehnfacher Breite der gebotenen Probe) parallele Textstellen aus 50 Handschriften angeführt. Die Reihenfolge ist, wie ausdrücklich bemerkt wird, nicht streng durch chronologische oder verwandtschaftliche, sondern auch durch andere Gesichtspunkte bestimmt. In der Regel werden jedoch zuerst einige lateinische Versionen angeführt, dann folgen angelsächsische, altsächsische, alt- und mittelhochdeutsche, neuhochdeutsche, niederdeutsche, niederländische, schliesslich noch jiddische, dänische u. a. Übersetzungen. Mit einem Blick kann man die Jahrhunderte alte Übersetzungstradition überschauen.

Es ist zuzugeben, dass durch die gebotene Aufstellung eine grössere Übersichtlichkeit gewonnen wird, insbesondere bei der Vergleichung von einzelnen Wörtern oder kurzen Ausdrücken. Allerdings sind damit m. E. auch Misslichkeiten verbunden: Erstens sind die 60 × 53 cm grossen Tabellen etwas unbequem zu handhaben (in den späteren Veröffentlichungen hat man sich in der Tat mit der normalen Blattgrösse begnügt). Zweitens bleibt auf den Tabellen beim vorliegenden Verfahren kein Raum für Varianten oder sonstige Texterläuterungen übrig, sondern sie müssen in besonderen «Bemerkungen zu den Texten» erwähnt werden. Trotzdem beanspruchen die Tabellen ziemlich viel Raum, und die gebotenen Textauszüge sind dementsprechend verhältnismässig kurz geraten. Da eine grössere Menge von Texten nur selten gleichzeitig verglichen werden dürften, glaube ich für mein Teil, dass die bisher übliche Nach- oder Nebeneinanderstellung von Parallelabschnitten am zweckmässigsten ist.

Ausser dem ersten Busspsalm (Ps. 6) in 97 Texten bringt der Band sämtliche sieben Busspsalmen in einer kritischen Ausgabe der durch Heinrich von Mügeln deutsch bearbeiteten Glosse des Nicolaus von Lyra, sowie die Psalmencatene des Petrus von Herenthals aus einer Greifswalder Handschrift.

Die zweite Hälfte der Psalmenverdeutschung entspricht in der Methode genau der ersten, es werden auf fast 200 Seiten Tabellen gegeben: Ps. 101, 2—8 in 64 Übersetzungen, Ps. 138 und ausserdem noch einige Splitter, ferner mehrere alt- und neutestamentliche Cantica und das Vaterunser in 48 Texten. Den Tabellen ist ein deutsch-lateinisches Glossar für beide Psalmenbände beigefügt. Man vermisst ein lateinisch-deutsches, weil ja die lateinische Form für die meisten Übersetzungen den gemeinsamen Ausgangspunkt bildet. Auch der Band über die Verdeutschung der Paulinischen Briefe folgt denselben Prinzipien: es wird zuerst die sehr reichlich, nicht nur in Bibelübersetzungen, sondern auch beinahe in allen Plenarien, Lektionaren u. dgl. Quellen überlieferte

Perikope Röm. 13, 11—14 aus 72 Quellen gegeben; daran reihen sich ein paar Abschnitte aus dem Korinther- (besonders Kap. 13 ganz), Philipper- und Hebräerbriefe. Im Anschluss an die Tabellen wird von einem auswärtigen Mitarbeiter Prof. Richard Newald in Freiburg (Schweiz) eine deutsche Übersetzung der Paulusbriefe nach einer Gothaer (15. Jh.) und einer Salzburger (1376) Handschrift herausgegeben.

Will man die zuletzt angeführten Arbeiten des Instituts irgendwie in die frühere Forschung einreihen, so denkt man zunächst an die Untersuchungen Walthers über die deutschen Bibelübersetzungen des Mittelalters und Paul Pietschs über die in hochdeutschen gedruckten Plenarien enthaltenen Evangelien- und Episteltexte.[1] Nur stützt man sich hier auf ein umfangreicheres und besser geordnetes Material. Durch ein methodisch verfeinertes Verfahren sind exaktere Ergebnisse erreicht worden; z. B. konnte die von Walther angenommene Zahl von Übersetzungsgruppen trotz vermehrter Quellen schon bedeutend reduziert werden. Ausserdem fällt hier die konfessionelle (protestantische) und Luther verherrlichende Voreingenommenheit Walthers gänzlich weg und wird den zahlreichen vorlutherischen Übersetzern volle Gerechtigkeit zuteil.

Mit Veröffentlichungen für weitere Kreise will das Institut erst jetzt beginnen. Infolge des Jubeljahres der ersten vollständigen Lutherbibel sieht das Archiv sich veranlasst, eine «Deutsche Bibel in Auswahl» herauszubringen. Diese soll die «Bibel im Spiegel deutschen Wesens» zeigen und ein Bibelwerk sein, das, wie im Begleitworte zu dem Plan gesagt wird, «neben einem praktisch-erbaulichen Wert geeignet ist, dem deutschen Volke möglichst anschaulich zum Bewusstsein zu bringen, was es an der deutschen Bibel hat, wie stark seine ganze Kultur durch ihre Sprache, ihre Gedanken und Motive durchsetzt und befruchtet ist». Die «Deutsche Bibel in Auswahl» soll nicht den ganzen Bibelinhalt bieten, sondern nur das, was für das deutsche Volk noch heute von religiösem Wert ist. Es sollen ausgewählte Bibelabschnitte in verschiedenen Versionen (Luthertext, vorlutherische Übersetzung, Notkersche Fassung) nebeneinander geboten und zu diesen unter dem Striche Zitate aus der germanischen Literatur aller Zeitalter (von der Edda bis etwa Stefan George) angeführt, Zitate, die die biblischen Gedanken irgendwie ergänzen oder sich sonst mit ihnen berühren. In einer Zeit, wo in Deutschland um die Bibel ein

[1] Paul Pietsch, Ewangely und Epistel Teutsch, Die gedruckten hochdeutschen Perikopenbücher (Plenarien) 1473—1523. Göttingen, 1927.

heftiger Kampf tobt, wird diese Art Entgegenkommen gegenüber dem Zeitgeiste von seiten der Wissenschaft vielleicht angebracht sein, obgleich es einem Aussenstehenden anfangs etwas befremdend vorkommt.

In den theologischen Kreisen in Deutschland wie im Ausland hat man der Tätigkeit des Deutschen Bibelarchivs grosse Aufmerksamkeit geschenkt. Seine Veröffentlichungen sind in theologischen Zeitschriften vielfach und anerkennend besprochen worden. Unter den Germanisten sind die Arbeiten des Archivs dagegen vorläufig weniger beachtet worden. Und doch liegen diese Arbeiten den germanistischen Forschungen sehr nahe. Dass dies in der Tat eingesehen wird, dürfte u. a. daraus hervorgehen, dass unter den Unterzeichnern des Aufrufs zur Gründung des Deutschen Bibelarchivs auch viele namhafte Germanisten waren. Wer sich auf dem Gebiet der Bibelverdeutschung oder verwandter Disziplinen betätigt hat, kann sich kaum eines beklemmenden Gefühls erwehren: man sieht sich in einem Urwald von wucherndem Material, wo man keinen Ausweg findet. Glaubt man nach mühevoller Arbeit einer Lichtung nahe zu sein, verwirren sich die Zusammenhänge wieder, neue Rätsel versperren den Weg, ins Unendliche. Da begrüsst man eine zielbewusst arbeitende Forschungsanstalt mit Freude, denn man sieht ein, dass nur auf diese Weise das Dickicht gerodet und in den Wirrwarr Licht und Ordnung gebracht werden kann. Da das Deutsche Bibelarchiv erst kurze Zeit tätig gewesen ist, dürfen die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit, wie Prof. Vollmer ausdrücklich betont hat, noch keineswegs als endgültig betrachtet werden. Trotzdem hat das Institut m. E. schon Beträchtliches geleistet. Die Zahl und Art seiner bisherigen Veröffentlichungen liefert dafür hinreichenden Beweis. Wenn man noch in Betracht zieht, dass die Gründung und Inbetriebhaltung des Instituts in einer wirtschaftlich schweren Zeit geschehen ist, sind seine Leistungen um so höher zu schätzen. Das Institut hat gleich in seinen Anfängen einige der ruhmvollen Traditionen der deutschen Wissenschaft sich zu eigen gemacht: Weitsichtigkeit und Kühnheit bei der Zielsetzung, Zähigkeit und straffe Organisation bei der Durchführung, selbstlose Unterordnung des Einzelnen unter die Sache. Deshalb haben wir allen Anlass, von ihm erfolgreiche Arbeit zu erwarten.

Pekka Katara.

Warum lernen wir fremde Sprachen?

Vortrag gehalten auf der Tagung der Lehrer der neueren Sprachen.

Die Antwort auf die Frage, die uns heute beschäftigen soll, scheint sehr einfach zu sein. Dass es auf der Erde vielerlei Völker mit vielerlei Sprachen gibt, ist eine Tatsache nicht weniger als dass diese Völker untereinander in einem reichverzweigten schicksalhaften Austausch stehen: die chinesischen Mauern sind gefallen oder zerbröckeln. Dieser Austausch hat zur Voraussetzung, dass man miteinander sprechen kann, und eben darum lernen wir fremde Sprachen.

Damit scheint unsere Frage eindeutig und einleuchtend beantwortet zu sein. Wo liegt hier ein Problem? Für uns, meine Damen und Herren, die wir als Lehrer heute gesprochener Fremdsprachen in der Landeshauptstadt zusammengekommen sind, um über die Grundfragen unserer Arbeit nachzusinnen, liegt das Problem in dem Wörtchen «wir». Dieses «wir», das ist die höhere Schule, deren Sinngebung in den letzten 50 Jahren gegenüber der geschlossenen Sinneinheit des Humanismus mehr und mehr entleert wurde, weil einmal die Frage nach einer letzten Sinngebung mit der ersterbenden Philosophie des 19. Jahrhunderts mehr und mehr verstummte, und zum andern, weil zwei Mächte erfolgreich an die Pforten der höheren Schule pochten und Einlass begehrten: der Kaufmann und der Politiker. Ich spreche zu Ihnen als deutscher Pädagoge und habe bei allen Erörterungen der heutigen Stunde stets die deutsche Entwicklung vor Augen, aber irgendwie sehen sich diese Probleme für ganz Europa sehr ähnlich, die Unterschiede liegen meist nur in der Schale, nicht im Kern.

Der Kaufmann und der Politiker beanspruchten für sich, das Leben darzustellen, und klopften an die Pforten der höheren Schulen, in denen, nach ihrer Meinung, der Tod umging. Lebensnaher Unterricht wurde die Parole. Ein letztes Echo der «Lebensnähe» hallt heute durch die pädagogischen Zeitschriften und auf Kongressen, wo man sich in festlicher Stimmung gern an einem schönen Wort berauscht. Aber die Fragwürdigkeit dessen, was unter Lebensnähe zu verstehen sei, ist heute schon Gegenstand ernsthafter Besinnung, heute, wo schon eine Generation herangewachsen ist, die trotz allem lebensnahen Unterricht gegen die Schule mit der Anklage steht, dass sie ihr einen Ballast aufgebür-

det habe, mit dem sie im Leben nichts anfangen könne. Die ewige Situation der Schule: Aufgabe unendlich, Kraft endlich.

Wir stehen in der Pädagogik vor einer Nachprüfung und Neuentdeckung des Begriffs Leben, und die Stellung zu dieser Besinnung hängt aufs innigste und ganz praktisch zusammen mit unserem neuphilologischen Thema, weil kein Fach der Schule in luftleerer Isolierung lebt, sondern alle zusammenhängen und alle ihre Wurzeln senken in das gleiche Erdreich. Der Kaufmann brachte die erste Verwirrung in den pädagogischen Begriff Leben, indem er, was von seinem Standpunkt aus verständlich ist, Leben und *Erwerbsleben* gleichsetzte, der Politiker setzte diese Tendenz seit dem Weltkrieg fort, indem er Leben mit *Gegenwarts*leben gleichsetzte, und da in der Politik die Mächteverteilung schnellen und starken Wandlungen unterworfen war, so kam in die Schulen das störende Moment einer wechselvollen Unruhe, die die Arbeitsleistung bedrohte und sichtbar stark minderte. Aber wie? Steht nicht jeder Mensch im Erwerbsleben? Und wird nicht jeder einmal teilnehmen müssen am politischen Geschehen, das doch das Schicksal seines Volkes ist, *mit* dem er gedeiht und auch untergeht, aber *neben* dem er nicht zu leben vermag? Und soll und kann die Schule eine Art klosterhaften Daseins führen und so tun, als ob dies alles nicht vorhanden wäre? Ist sie nicht immer, und gerade in ihren Glanzzeiten, von berufsständischen, kirchlichen und weltlichen politischen Mächten bestimmt und geformt worden?

Wir sprechen von der *höheren* Schule, und wir sprechen von der höheren Schule *heute.*

Auf welches Leben hin soll die höhere Schule den Menschen formen?

Auf einem deutschen Juristenkongress dieses Jahres trat ein junger Student in der Diskussion auf und erklärte: Fort mit allem Studium theoretischer Nationalökonomie, die nicht im Stande ist, auch nur ein kleines Problem der heutigen Wirtschaftskrise zu lösen. Eine solche Forderung ist von entwaffnender Oberflächlichkeit, weil ihr lauter Begriffsverwechslungen zu grunde liegen. Aber ein Professor der Nationalökonomie schnitt diese Frage, weil er sie für falsch gestellt und damit für nicht beantwortenswert hielt, mitten durch, indem er erklärte: Einen Studenten, der so fragt, stecke ich sofort als Verkäufer hinter die Ladentheke eines Einheitspreisgeschäftes, aber ich lasse ihn nicht teilnehmen an der wissenschaftlichen Erörterung und schöpferischen Gestaltung der Wirtschaftsfragen. Dieser junge Mann hatte eine falsche Frage an eine falsche Adresse gerichtet. Er fragte die Wissen-

schaft, deren Ziel Wahrheit ist, nach einer Antwort der Wirtschaft, deren Ziel Warenaustausch ist. Die Pädagogik lebt heute weithin von solchen falsch gestellten und an falsche Adressen gerichteten Fragen, daher die grossen Verwirrungen. Verengen wir dies Problem auf den Kreis der neueren Sprachen, auf unseren Fackkreis, so heisst die falsche Frage so: Wozu habe ich auf der Schule Französisch gelernt, wenn ich bei der Ankunft auf dem Pariser Bahnhof hilflos vor dem Gepäckträger stehe und im Wirtshaus durch die Fragen des Kellners verwirrt werde? Wer so fragt, gehört, mit dem Juristen von vorhin zu sprechen, nicht auf die höhere Schule, sondern auf die Berlitz-School. Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier ergänzend hinzufügen: die sprachliche Hilflosigkeit in den ersten Tagen nach Ankunft in einem fremden Land ist rein psychologischer Natur, die Schüler können auch dies, aber dass sie dies können, war nicht das Ziel der höheren Schule, sondern nur eine nebensächliche Frucht. Von dem Leben, auf das hin die höhere Schule den Schüler formen soll, ist der Berlitz-Schüler mit seiner sprachlichen Dressur auf Umgangs-Sprechkniffe weit entfernt. Wir stehen nun ganz dicht vor der Antwort auf unsere Frage: *Auf* welches Leben *hin* soll die höhere Schule den jungen Menschen formen? Antwort: Sie soll ihn auf gar kein Leben hin formen, denn dann kommt sie bei der Schnelligkeit heutiger Entwicklungen immer zu spät und bleibt nicht frei von Schematisierung und Vergewaltigung, ist also, ohne es zu wollen, lebensfeindlich. *Aber: aus* den ewigen Lebensgründen des Volkes *heraus* soll der Baum der Schule seine Säfte ziehen, seine Wurzeln sollen hinabreichen zu den Quellen und Brunnen mit deren Versiechen auch das Volk welken und sterben muss. Indem das geschichtliche Leben, von dem auch die angeblich Voraussetzungslosen und Geschichtslosen mehr zehren, als sie wissen, indem das geschichtliche Leben als Gesetz und Norm der höheren Schule herrscht, erfüllt sie eine geheime Sendung, die in kritischen Wendezeiten nationalen Schicksals plötzlich erstrahlt in ihrem schönsten Glanz, wofür die deutsche Geschichte bis zur Jugend von Langemarck voll hoher Beispiele ist. Der Umgang des Schülers mit den Menschen der Vergangenheit, in denen die ewigen Kräfte seines Volkes, die unverändert die gleichen bleiben werden, sich aussprachen, vollzieht an ihm das stille Wunder, dass er selbst erhöht und erweckt wird zu seiner Tat, zu seiner Leistung, in seiner Zeit, die zu finden seine Beglückung und seine Sendung ist, und die ihm die Schule, die selbst nur Dienerin und Helferin, nicht Schöpferin ist, nicht abnehmen, nicht einmal zeigen kann, zu der er aber kommt, wenn

er ein Berufener ist. Die Schule mag methodisch so unzulänglich sein, wie sie will, wenn das geschichtliche Leben an den geschichtlichen Beispielen ihre Daseinsmitte ausmacht, erfolgt das schöpferische Echo im Schüler, wenn er zu den Berufenen gehört. Und eben dies ist die Tragik der höheren Schule von heute: weil der falsche Begriff von Leben sie erobert hat, dass sie die grosse Zahl der Unberufenen mit sich schleppen muss, die darum nicht Minderwertige sind, die aber auf Grund der Tatsache, dass die höhere Schule heute Berechtigungsscheine ausstellt für Lebensgebiete, für die ihr Bildungsgang nur annäherungsweise zuständig ist, nicht nur einen falschen Bildungsgang durchlaufen, sondern die kleinere Zahl derer, für die dieser Bildungsgang der richtigere ist, schwer hemmen. Darum sind die höheren Schulen in der Hauptsache heute Kompromissschulen, nur das humanistische Gymnasium ist noch das letzte Widerstandsstück, das freilich auch schon stark bröckelt.

Warum lehren und lernen wir auf der höheren Schule fremde Sprachen?

Wir sind aus dem kaufmännischen Gebiet der Preise in das Reich der Werte emporgestiegen in unserer Betrachtung. Sprachen sind der höchste geschichtliche Wert, jedes Wort ist geladen mit Vergangenheit, die schlafenden ewigen Werte werden im Wort erweckt zu neuem Wirken, es ist, als wenn eine verborgene Zauberkraft umgehe und den wachsenden Menschen erfülle mit Ahnungen hoher Weisheit, mit Klängen von schöner Musik, es ist, als senke sich in den Willen ein erhabenes Streben, das Wort wird zur Waffe, schärfer denn ein zweischneidiges Schwert, Grammatik wird zu waffenkundlicher Übung, Dialektik zu sportlichem Spiel und Rhetorik zu kriegerischem Kampf mit der Waffe des Wortes.

Die Sprache ist das vornehmste Mittel zur Schaffung von Kultur. Darum lernen wir fremde Sprachen auf den höheren Schulen, weil wir an die kulturellen Höchstwerte anderer Völker heran wollen, die nur in diesem vom Dichter gestalteten Wort und nicht in einer Übersetzung ihr letztes Geheimnis preisgeben. Wir wollen in den üppigen Gärten der Sprachen umherwandeln, den fremdartigen Duft ihrer Blumen atmen, dem Klingen der Springbrunnen lauschen und nicht über die Mauer von der staubigen Landstrasse aus hineinschauen, wie es der tut, der Übersetzungen liest. Der wertvolle literarische Text und seine Interpretation ist das Ziel des neusprachlichen Unterrichts auf der höheren Schule, wenn anders sie ihrer Aufgabe als höherer Schule gerecht werden will. Alles andere, Alltagskonversation und dergleichen, ist Beiwerk, besonders der Unterstufe und Mittelstufe.

Die wertvollsten Texte sind dann gerade gut genug; und zwar nicht Textproben und Stückchen von möglichst vielen Schriftstellern möglichst vieler Jahrhunderte, sondern im Mittelpunkt stehen einige erlesene Werke, diese aber ganz, einerlei aus welchem Jahrhundert. Nicht wer an möglichst vielen Stellen zu bohren beginnt, kommt dem Kern der Erde am nächsten, sondern der, der an einer Stelle tief gräbt. Scheuen wir uns doch nicht vor dem Vorwurf derjenigen, die uns später einmal Namen vorhalten und sagen: Von diesem Manne haben wir in der Schule nie eine Zeile gelesen. Die Schule kann dem Menschen nicht alles sagen; auf das Vielerlei, das multa, kommt es überhaupt nicht an, sondern auf das multum. Der Vorwurf der Bequemen, für die mit der Schule «alles dagewesen sein muss», braucht uns nicht zu beunruhigen, dieser Vorwurf wird ein ewiger bleiben. Ein Werk von Homer oder Plato, von Goethe oder Schiller, von Shakespeare, von Lafontaine oder Molière, das Kalevala-Epos verrät uns mehr vom Wesen der betreffenden Völker, wenn wir zu lesen vermögen, als die beste Chrestomathie.

Mit dem sprachlichen Studium dieser Werke strömt in den Leser der Geist eines fremden Volkes und erzeugt in ihm eine doppelte Verwandlung. Sichtbar wird das starke Anderssein der Welt und des Menschen da drüben, farbig und dynamisch auf eine neue, dem Sprachenunkundigen verwehrte Weise wird die eigne Welt. Denn wenn es wahr ist, dass nur der seine eigne Sprache kennt, der auch eine andere versteht, so ist es ebenso wahr, dass nur der seine eigne Kultur kennt, der auch durch eine andere hindurchgegangen ist und zwar auf dem mühsamen Weg der Sprache, der langsam und nicht mit Hilfe einer Drahtseilbahn zur Höhe führt.

Aus dem Zusammenprall der eignen Welt mit der fremden, soweit sie im Wort Form geworden ist, kann nun noch ein Drittes Gestalt gewinnen: die eigne Welt gerät in eine geheimnisvolle schöpferische Erregung und gestaltet sich aufs neue. Der deutsche Geist ist in seiner Geschichte auf solch schöpferische Art mit drei fremden Geisteswelten zusammengestossen und zwar nicht mit jeder einmal in einem besonderen geschichtlichen Augenblick, sondern mit jeder immer wieder neu, in steter Auseinandersetzung. Jede dieser Welten richtet immer wieder ihre Frage an den deutschen Geist, und er antwortet darauf, manchmal nur schwach, wie aus einer grossen Erschöpfung heraus, manchmal voll triebhafter Unruhe, wie zur Unzeit aufgestört und erschreckt, und weil die Stunde nicht reif ist, manchmal hilflos und wehrlos der fremden Frage ausgeliefert, aber dann auch wieder zu höchsten Leistungen

gespornt und zu eigenster Formerhöhung begnadet und beschenkt. Von Hellas und Rom, von Frankreich und England ertönt die Frage an den deutschen Geist: Humanismus, Renaissance und Reformation sind seine Antworten, die mittelalterliche höfische Epik und Lyrik, Wolfram v. Eschenbach, Hartmann von Aue und Walter von der Vogelweide, Goethes Iphigenie und der Götz, Hölderlins Hyperion, das Drama Schillers und der Roman des Naturalismus sind solche Antworten.

Auch der Schüler nimmt auf seine Weise an diesem Wunder teil, auch in ihm werden beim Zusammenprall mit der fremden Welt gleiche Kräfte geweckt, gleiche Spannungen ausgelöst, seine ganze Persönlichkeit gereift, bereichert und erhöht. Und wer, wenn auch in bescheidenster Weise, an diesem Wunder teilgenommen hat, für den ist die utilitaristische Frage: Was kann ich damit im Leben anfangen? ganz absurd. Freilich, damit kann er im Erwerbsleben nichts anfangen, aber damit beginnt er recht eigentlich erst zu leben, beginnt er teilzunehmen an dem geschichtlichen Leben, das hinter und über dem Erwerbsleben erst Wert und Würde des Menschen ausmacht und seine Existenz rechtfertigt vor dem Forum der Ewigkeit, beginnt er teilhaftig zu werden an jenen Kräften, die sich der Mess- und Wägbarkeit, der Zahl und der Statistik entziehen, die allein es ihm aber ermöglichen, gegenüber dem Einbruch jeglichen Chaos auszudauern in Menschengestalt. Nietzsche schreibt einmal, dass es unmöglich sei, Gott aus den Menschen auszurotten, so lange noch Grammatik vorhanden sei. Er hat damit den ursächlichen Zusammenhang zwischen Sprache und Gott als ein Letztes erkannt. Mit der Sprache ist der Mensch mit Gott verknüpft, solange der Mensch spricht, ist er mit Gott in Verbindung, und was er auch gegen ihn sprechen mag, so bestätigt er damit Gott. Denn im Anfang war der Logos, und der Logos wird am Ende sein.

Meine Damen und Herren! Wir sind mit diesen Betrachtungen ganz unversehens auch an das pädagogische Problem herangekommen, welche Sprachen wir denn lernen sollen? Wenn der deutsche Geist in seiner Geschichte mit Hellas und Rom, mit Frankreich und England auf die geschilderte Weise schöpferisch zusammengestossen ist, dann kann es für die deutsche höhere Schule in erster Linie nur folgende fremde Sprachen geben: Latein, Griechisch, Französisch, Englisch. Der Kaufmann meldete schon immer Spanisch und Russisch an. Man verweist ihn auf Sonderkurse in Handelsschulen und dies mit Recht, denn nur ein Bruchteil der deutschen Jugend wird nach Südamerika gehen oder nach Russland, aber alle können Shakespeare lesen oder Homer

oder Cicero oder Racine. Dass es viele mit dem Verlassen der Schule nicht mehr tun, geschieht auf deren eigne Verantwortung. Herangeführt wurden sie jedenfalls bis ans Tor, über dem geschrieben steht: introite, nam hic dei sunt.

Über dieser Einsicht freilich darf sich der verantwortungsbewusste Lehrer niemals beruhigen, sondern er muss in stets erneuter ernster Selbstkritik untersuchen, inwieweit die Schuld bei ihm liegt, in seiner mangelnden Hingabe an die Sache, seiner unlebendigen Methode, seiner Oberflächlichkeit in der Behandlung des Werkes als geistigem Wert. Denn der Satz: die Schüler sind zu dumm, ist auf seiten der Lehrer ebenso falsch wie der Satz der ehemaligen Schüler: die Schule ist an allem schuld.

Latein, Griechisch, Französisch, Englisch sind die fremden Sprachen, die das Programm der deutschen Schule beherrschen und noch lange beherrschen werden, solange der geschichtliche Geist an der Macht ist und Kaufmann und Politiker gemeinsam mit dem Philosophen, aber nicht gegen ihn, das Schicksal der Schule bestimmen. Denn auch der Kaufmann, auch der Naturwissenschafter und Techniker, auch der Politiker stehen in Deutschland vor einem aussergewöhnlichen Befund, sie stellen fest, dass gerade auf ihren Gebieten die Schüler, die aus dem Gymnasium kommen, also einer Schulgattung, die nach oberflächlicher Beurteilung am lebensfremdesten ist, die besten Leistungen aufweisen. Warum dies so ist und inwiefern das neusprachliche Gymnasium hier von dem altsprachlichen zu lernen haben wird, darüber gedenke ich mich im nächsten Vortrag zusammenhängend zu äussern. Aber eine geheime Beziehung wird jetzt auch für den nur von aussen Sehenden offenbar! Wer in seiner Kindheit und Jugend in der Schule gelernt hat, aus dem Geist der Geschichte seines Volkes zu leben, und sprachlich vorgedrungen ist zu dem Geist solcher fremder Völker, die für sein eigenes Volk schicksalhaft mitbestimmend waren, der erweist sich plötzlich als am besten vorbereitet für die Forderungen des Tages, denn er erweist sich als ein Baum, dessen Wurzeln tief genug liegen, als dass ihn der Wind des Tages zu Fall bringen könnte. Aber umgekehrt geht es nicht. Wer nur gelernt hat, im Strom des Tages mitzuplätschern, der wird unversehens abgetrieben in die Uferlosigkeit des Weltenmeeres, das ihn unbarmherzig verschlingt. Der Weltkrieg war das Gericht über die abendländische Welt, die sich von den Urfragen des Menschen emanzipiert hatte, für die Leben und Wirtschaftsleben dasselbe bedeutete, und die feststellen musste, dass alles Berechnen und Addieren vor dem geschichtlichen Leben versagt. Die Frage nach dem Sinn des Menschen ist aber neu

gestellt, und darum steht auch der neuere Sprachunterricht vor neuen Aufgaben. Auch das Schulwesen in Finnland steht vor wichtigen Entscheidungen in der Frage der Fremdsprachen, Entscheidungen, die an ihrem Teil berufen sind, in das geistige Antlitz dieses Landes für viele Jahrzehnte neue Linien zu prägen; damit wächst dem gegenwärtigen Geschlecht eine schwere Verantwortung zu, die nur zögernd und vorsichtig Gestalt gewinnen sollte. Die deutsche Pädagogik der letzten fünfzehn Jahre ist voll warnender Beispiele für die schweren Erschütterungen, denen das Schulwesen durch übereilte, meist unter politischem Druck erfolgte Massnahmen ausgesetzt war. Halbe Wahrheiten des Tages führten zu unfruchtbaren neuen Schultypen, die fast alle wieder verschwanden. Mehr als dreissig Schultypen zersplitterten die Einheit der Bildung, der Schrei nach radikaler Vereinfachung wurde unüberhörbar, Eltern, die von einer Stadt in eine andere übersiedelten, waren ausser Stande, für ihre Kinder eine geeignete Schule zu finden, bald war Französisch, bald Englisch erste Fremdsprache, bald setzte Spanisch sich an die Stelle, bald fing man mit Latein in Sexta an, bald in Sekunda, in manchen Schulen liefen mehrere Typen gleichzeitig nebeneinander her, und als die schwächeren Geburtenjahrgänge kamen, war es nicht möglich, die Typen nebeneinander zu behaupten, Klassen mit verschiedener Vorbildung mussten zusammengelegt werden. Alle diese Folgen waren zunächst nicht vorauszusehen. Immer riegte irgendeine kleine Schar, die ein Sonderideal mit guten Gründen verfocht, aber am Schluss steht nun doch eine starke Unterbilanz, aus der man lernen sollte. Wohl müssen Knaben geopfert werden, wenn es gilt, neuen Kräften zum Leben zu verhelfen, aber die Opferung darf nicht zu einem Dauerzustand werden. Darum kann ich als Ausländer, dem es nicht geziemt, sich in innere und innerste Fragen der finnischen Schule zu mischen, und dem noch obendrein die geschichtliche Kenntnis der finnischen Schulentwicklung abgeht, zwar nicht zu den schwebenden Fragen Stellung nehmen, ich kann nur auf die Erfahrungen meines Vaterlandes hinweisen und mahnen zu besonnener Vorsicht bei tiefgreifenden Neuerungen und Strukturveränderungen, besonders auch in der Sprachenfrage. Wenn ich an dem deutschen Beispiel gezeigt habe, aus welchen geschichtlichen Gründen der deutsche Schüler Französisch und Englisch lernt, so scheinen mir ähnliche Gründe für Finnland gegenüber dem Deutschen vorzuliegen. Die geschichtlichen Verbindungswurzeln zwischen Deutschland und Finnland liegen sehr tief, ich brauche hier nur die Namen Luthers und Agricolas aufglänzen zu lassen, sie liegen jedenfalls tief genug, um zu rechtfertigen,

dass Deutsch eine der wichtigsten auf finnischen höheren Schulen zu lehrende lebende Fremdsprache bleibt, wie Englisch eine der wichtigsten Fremdsprachen für den deutschen Schüler bleibt, ganz unabhängig davon, ob in einem zufälligen Jetztpunkt der Geschichte die Beziehungen der betreffenden Völker mehr oder weniger sympathisch oder unsympathisch sind. Die wechselnden Stimmungswinde des Tages dürfen nicht heranreichen an die innersten Gemächer der Pädagogik, deren Eigengesetzlichkeit gegenüber allen von aussen her kommenden Eingriffen die Pädagogen wieder erobern müssen.

Meine Mahnung zur Vorsicht möchte ich noch auf ein zweites, mehr schultechnisches Gebiet erstrecken, weil auch da Erfahrungen der deutschen Pädagogik vorliegen. Viel besprochen wird heute in Finnland die Frage des Studentexamens. Aber diese Frage kann nicht am Anfang stehen. Das ganze Schulwesen ist auf diese Prüfung hin aufgebaut; wer also von oben her reformieren will, der steht eines Tages vor der erschütternden Tatsache, dass Risse durch das ganze Gebäude gehen. Wer das Studentexamen reformieren will, aber gleichzeitig wünscht, dass die Leistungshöhe zum mindesten nicht sinkt, der muss erst die Frage nach dem Sinn der neuen Prüfung stellen und von da aus von unten her mit einer jungen Lehrerschaft aufbauen. Dazu bedarf es aber einer langen, wohldurchdachten Vorarbeit theoretischer und praktischer Pädagogen und genauer Kenner, sonst wird aus der angeblichen Reform nur eine Erleichterung, nicht eine Verbesserung, und die Erleichterung ist das, woran die Öffentlichkeit meist allein interessiert ist.

Solange die europäisch-geistige Gesamtlage noch so im Dauerzustand der Krise liegt, hat die Pädagogik allen Grund, sich vor unbewährten Übereilungen zu hüten.

Meine Damen und Herren! Es mag in dem, was ich Ihnen heute vorgetragen habe, vieles enthalten sein, was man heute nicht gerne hört. Was man heute sagen soll, um schnellen und lauten Beifall in der breiten Öffentlichkeit zu erringen, weiss ich wohl. Ich glaubte, darauf verzichten zu sollen, und hielt mich an das Wort Schillers im neunten der «Briefe über aesthetische Erziehung», auf dessen Zeitgemässheit Theodor Litt kürzlich wieder hingewiesen hat: «Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist.» Was Schiller hier vom Künstler sagt, gilt in gleicher Weise vom Erzieher, besonders wenn er fortfährt: «Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber, was sie bedürfen, nicht, was sie loben.»

Philipp Krämer.

Besprechungen.

Johannes Siebert, *Der Dichter Tannhäuser.* Leben — Gedichte — Sage. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. 249 S. Preis: RM. 10.—.

Die Gedichte des Minnesängers Tannhäuser, welche in einer einzigen Handschrift, der grossen Heidelberger Liederhandschrift, erhalten sind, waren nur in der alten Minnesingerausgabe v. d. Hagens den Forschern zugänglich, bis Singer im Jahre 1922 sie von neuem herausgab. In mancher Hinsicht bezeichnet Singers Ausgabe einen grossen Fortschritt für das Verständnis der Textform, welche in der Handschrift oft sehr verderbt erscheint. Aber andererseits lässt die Ausgabe schon in bezug auf die technische Anordnung und Darstellung viel zu wünschen übrig, und der Text ist vom Herausgeber oft ohne triftigen Grund geändert. Eine neue Ausgabe, wie sie uns jetzt Siebert bietet, ist daher berechtigt.

Bei der kritischen Behandlung des Textes ist Siebert vorsichtiger gewesen als sein Vorgänger, dessen Konjekturen er oft zugunsten der handschriftlichen Überlieferung ablehnt. In den meisten Fällen möchte ich ihm Recht geben. Auch da, wo er selbst eine neue Konjektur bietet oder den Sinn des Textes erklärt, trifft er wohl meist das Richtige. An einigen Stellen hat er jedoch meines Erachtens seine konservative Haltung dem überlieferten Text gegenüber ohne genügenden Grund aufgegeben, und seine Konjekturen haben mich nicht immer überzeugt. Im Folgenden werde ich einige von den Fällen anführen, wo ich den Text anders auffassen möchte als Siebert.

I, 73 ff. *Sin schimpf der ist guot,*
wan er git zaller zit mit eren der reine.
da bi hochgemuot
offenbar- lich getar sin guot daz ist gemeine.

Es handelt sich hier um den Gönner Tannhäusers, den Herzog Friedrich den Streitbaren, dessen Lob der Dichter singt. Singer glaubte, *lich* sei verschrieben für *liget,* und stellte zur Wahl die Lesung: *offenbar liget dar sîn guot, deist gemeine* oder, «wenn man dieses oberdeutsche ligen «sich legen» mit Richtungs-*dar* nicht zugeben will», die Lesung: *er lîhet dar.* Siebert lehnt beide Deutungen ab, weil die betreffenden Ausdrücke im Mittelhochdeutschen nicht nachzuweisen seien, streicht das in der Handschrift vor *ist* der letzten Zeile stehende *daz* und setzt einen Halbpunkt

nach der zweiten Zeile und ein Komma nach *getar.* Der Dichter preise neben der Freigebigkeit des Herzogs auch seinen *schimpf,* seinen frohen Zeitvertreib, wenn er den Frauen den Reigen singe; er tue dies, unbekümmert um die üble Nachrede, ganz öffentlich. Dieser von Siebert angenommene Sinn lässt sich jedoch nicht ungezwungen aus dem Texte herauslesen. Ich glaube, dass in der Form *getar* eine Korruptel steckt: das Original hat wohl *tar* im Sinne von «dar» gehabt; das *ge-* bildete wohl ursprünglich den Schluss des vorhergehenden Wortes *offenbarliche,* wurde aber vom Schreiber, der in *tar* die Verbalform sah, als Vorsilbe aufgefasst. Wenn man demnach statt *getar tar* liest und dies mit *git* in Verbindung bringt, kann der übrige handschriftlich überlieferte Text stehen bleiben. Ich lese: *wan er git zaller zit mit eren der reine dabi hochgemuot offenbarliche dar sin guot daz ist gemeine* und übersetze: denn er schenkt immer fürstlich, der Reinherzige, dabei freudig und offen sein Gut, das ist gemeinsam. Das Verbum *dargeben* findet sich zwar nicht in Lexers Mittelhochdeutschem Wörterbuch, aber es ist gut belegt, vgl. Iwein 7219: *die schilte wurden dar gegeben,* Parzival 1303, 8: *geselleschaft gib ich iu dar.*

I, 111. *Dâ wirt Matze mir ze tratze loufet si mir vor mit dem balle.*

Singer hatte den Vers geändert: *Dâ, fro Matze! mir ze tratze loufet si mir vor mit dem balle.* Siebert lässt die handschriftliche Überlieferung unberührt, indem er an die Möglichkeit eines Ausdrucks *ze tratze werden* glaubt, obgleich dieser im Mittelhochdeutschen nicht belegt ist. Mir scheint indessen die Existenz einer solchen Konstruktion sehr fragwürdig. Auch mit Rücksicht auf eine Parallele bei Tannhäuser IV, 123 ff: *wa ist Matze? der springe ich ze tratze* scheint mir die Auffassung Singers wahrscheinlicher. Dabei lasse ich es dahingestellt, ob die Form *fro* oder eine andere von den Verkürzungen des Wortes *frouwe* zu der Verschreibung *wirt* Anlass gegeben hat.

II, 67 *von uns wart ein guot gevelle.*

Siebert hat ohne Zweifel Recht, wenn er die im Mittelhochdeutschen Wörterbuch für *gevelle* in unserem Beleg gegebene eigentliche Bedeutung «Fallen, Fall» ablehnt. Er deutet es als «Glück, Gelingen» oder als «Gefallen, Gefälligkeit». Ich glaube, dass das Wort ein Äquivalent des aus dem Französischen entlehnten Ausdrucks *granze* (= afrz. *creance*) ist und etwa «Einwilligung, Einverständnis, Zustimmung» bedeutet, vgl. Tannhäuser III, 95: *elliu granze da geschach von uns ûf der planiure.*

II, 93 ff. In der Handschrift stehen die Verse in folgender Form:

da ist si gerivelieret
grüene heide
mit kleinen velden wol gezieret
an ir stat aller min gedanc.

Die Deutung dieser Stelle macht Schwierigkeiten, weil die Bedeutung von *gerivelieret* nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann und weil die Überlieferung der zweiten Verszeile unvollständig ist: vor und hinter den Worten *grüene heide* ist leerer Raum. Die zitierten Zeilen enthalten einen Rückblick auf das Liebesabenteuer im Freien, das der Dichter im vorhergehenden Text geschildert hat. Singer hatte *gerivelieret* auf das Mädchen bezogen und den Text in folgender Weise hergestellt: *da ist si gerivelieret in dem grüenen kleide blanc.* Siebert schliesst sich seinem Vorgänger insofern an, als er das Wort *gerivelieret* ebenfalls auf die äussere Erscheinung des Mädchens bezieht. Er ändert aber den überlieferten Text der beiden ersten Verszeilen in anderer Weise, so dass er in seiner Ausgabe lautet: *da ich si gerivelieret sach uf grüener heide, blanc.* Ausserdem ändert er die Form *velden,* die ihm unverständlich ist, zu *valden* und fasst dies also im Sinne von Falten am Kleide des Mädchens auf.

Die Bedeutung von *rivelieren* in dem obigen Tannhäuserbeleg habe ich in den Mémoires de la Société néo-philologique de Helsingfors VIII, 210 zweifelnd als «abkratzen, putzen» angegeben. Siebert bezeichnet diese Deutung als «ziemlich gewaltsam», schlägt aber auch keine bessere vor. Bei seiner Emendation bleibt, ebenso wie bei der Singers, die Bedeutung von *rivelieren* ganz unbestimmt. Wenn man von ihrer Auffassung ausgeht, kann man für *gerivelieret* kaum eine andere Bedeutung als «geputzt» oder etwas Ähnliches finden. Aber auch mir will diese Deutung nicht recht einleuchten.

Der Ausdruck *rivelieren* findet sich, ausser bei Tannhäuser, nur bei Goeli I, 29: *wie torste er über lût werden ald ie komen dar da man sach tenze rivelieren.* Er hat hier offenbar die Bedeutung «schaben, drehen» und wird also im selben Sinne gebraucht wie mndl. *riveleren,* welches Verwijs und Verdam in ihrem Wörterbuch mit der Bedeutung «abgeschabt werden» anführen. Das Wort ist wohl eine Weiterbildung von einem gleichbedeutenden Verbum, welches in den niederländischen Mundarten in der Form *rijfelen* vorkommt, vgl. Mémoires de la Société néophilologique de Helsingfors a. a. O.

Diese Bedeutung «schaben, abkratzen» kann nun meines Erachtens auch für unsere Tannhäuserstelle angenommen werden, wenn man das Wort nicht auf das Mädchen, sondern auf die «*grüene heide*» bezieht. Fasst man nämlich den Rückblick des Liebhabers in den betreffenden Versen so auf, dass er an den Platz denkt, wo das Liebesabenteuer stattgefunden hat, so haben wir hier ein ähnliches Bild wie in dem bekannten Gedicht Walthers von der Vogelweide «*under der linden an der heide, dâ unser zweier bette was, dâ muget ir vinden schône beide gebrochen bluomen unde gras*». Wie bei Walther Blumen und Gras von den Liebenden zerdrückt sind, so ist bei Tannhäuser die grüne Heide von ihnen abgeschabt. In der Verszeile «*mit kleinen velden wol gezieret*» könnte das Wort *velt* im Sinne von 'Fläche' aufgefasst werden, vgl. mhd. *velt* = Feld im Schachbrett. Wie man bei Walther «*bî den rôsen wol mac — — — merken wâ mirz houbet lac*», so sind bei Tannhäuser die kleinen Felder oder Flächen im Grase die Zeugen des Liebesabenteuers. Die betreffende Stelle wäre also ungefähr in folgender Weise zu übersetzen: «Da ist sie abgeschabt, die grüne Heide, hübsch geziert mit kleinen Flächen. An ihr haften alle meine Gedanken.» Auf den Versuch, die mangelhafte zweite Zeile zu ergänzen, verzichte ich; die Ersetzung des fehlenden Reimworts kann man sich verschieden denken, sie ist aber jedenfalls sehr hypothetisch.

V, 16. *Encolie ist mir wol kunt in Kiperlant.*

Für *Encolie* der Handschrift hatte schon von der Hagen *Nicosia* vermutet, so auch Singer, ZsfdA 59, 297. Siebert setzt *Nicosia* in den Text ein, weil ein anderer Ort auf Cypern nicht in Frage kommen könne. Aber eine Verschreibung *Encolie* statt *Nicosia* scheint mir doch unwahrscheinlich. Eher möchte ich annehmen, dass das *c* in *Encolie,* wie so oft, mit *t* verwechselt ist und dass der Ortsname als *Entolie* zu lesen und mit einem mlat. *Anatolia* identisch ist, welches das türkische *Anadoli,* griech. *Ἀνατολή* wiedergibt und die Küste Kleinasiens bezeichnet. Wenn diese Deutung richtig ist, steht *in* vor Kiperlant statt *vñ* = *vnt.* Der hergestellte Text würde also lauten: *Entolie ist mir wol kunt und Kiperlant* = Anatolien ist mir wohl bekannt und Cypern.

V, 29. *Ze Künis erbent ouch diu wip und nicht die man.*

Die Form *erbent* scheint Siebert bedenklich, weil bei der Stellung der Frauen in der Türkei eine solche Bevorzugung der Töchter vor den Söhnen undenkbar sei. Er denkt deshalb, dass es im Original geheissen habe: *Ze Künis erbeitent sich diu wip unt nicht die man,* wo *erbeitent sich* mit schwebender Betonung

zu sprechen sei und bedeuten würde: «sie plagen sich, mühen sich ab, vielleicht mit Feldarbeiten». Aber *erbent* ist offenbar eine Verschreibung für *errent.* Die Verszeile bedeutet also: «In Iconium pflügen auch die Frauen und nicht nur die Männer.»

V, 114. *Ir munt bran als ein rubin gegen der sunnen glaste*
ir kel ein adamaste der tugende vol ein kaste.

Singer hatte an der Wortform *adamaste* Anstoss genommen: *adamaste* für *adamas* sei kaum glaublich; es sei schon gar nicht einzusehen, was das für eine diamantene Kehle sein solle. Er glaubte, dass es heissen müsse: *ir herze was adamantin,* womit ein regelrechter Vierzeiler hergestellt sei. Siebert findet die Konjektur Singers zu kühn und lehnt sie auch deshalb ab, weil sie nicht in den Zusammenhang passe, wo ja nur von äusseren Vorzügen der Dame die Rede sei. Er ergänzt *was* und setzt statt *adamaste* die bairische Form *adamant* ein. Aber auch diese Konjektur trifft nicht das Richtige, denn *adamaste* ist ohne Zweifel eine Verschreibung für *alabaster.* Der Vergleich der weissen Kehle der Dame mit *alabaster* findet sich auch an einer anderen Stelle in der mittelhochdeutschen Literatur. In der aus dem 15. Jh. stammenden Wolfenbüttler Handschrift des Wigamur (v. Kraus, Mhd. Übungsbuch S. 141) wird das Äussere eines Mädchens u. a. in folgenden Versen beschrieben:

Ir hemlin weyss jr finger lang
Ir näcklin vnd jr hälsslin planck
Ir kel vnd auch ir kynn
Geformirt nach der mynn
In rechter masse an laster
Lind weyss dann ain alapaster.

VI, 48 ff. *Kuonrat von Landesperc genant*
dar zuo der Bogenaere
des milte was mir wol erkant
wer erbet nu ir milte.

Siebert hatte schon in seiner in Eberings Beiträgen zur germanischen und romanischen Philologie unter dem Titel «Tannhäuser. Inhalt und Form seiner Gedichte» (Berlin, 1894) erschienenen Abhandlung vorgeschlagen, in der dritten Zeile *des* zu *der* und *milte* zu *tugent* zu korrigieren. Singer hatte diese Korrekturen angenommen. In der vorliegenden Tannhäuserausgabe hält Siebert an seinen Korrekturen fest und ändert *was* in *ist.* Er

hält es für unwahrscheinlich, dass *milte* sich hier bloss auf den Bogener bezöge, während das Wort in der vierten Zeile sich doch auf mehrere vorhin Aufgezählte bezieht. Ich kann nicht finden, dass die Überlieferung der dritten Zeile unbedingt einer Änderung bedarf. Tannhäuser zählt hier eine Anzahl von Fürsten auf, die wegen ihrer Freigebigkeit bekannt waren, und sagt von dem Bogener: «seine Freigebigkeit war mir wohl bekannt». Auch wenn man nicht annehmen möchte, dass der Dichter die Freigebigkeit gerade dieses Fürsten als aus eigener Erfahrung bekannt hervorheben will, was nicht undenkbar ist, so ist der Relativsatz in der Aufzählung der Fürsten als ein nur der Abwechslung halber gebrauchter rein formaler Zusatz verständlich. Also: «Hermann aus Thüringen, Konrad von Landesberc, dazu der Bogener, dessen Freigebigkeit ich sehr gut kannte, wer hat die Freigebigkeit aller dieser geerbt?»

Auch einige der folgenden Strophen dieses Gedichts bin ich geneigt etwas anders als Siebert aufzufassen. So 58 ff. Der Dichter rühmt den Grafen von Brehna und fährt dann fort:

vil milter got von himelrich gewer mich des besunder an sinem sune Chuonrat genant die wile in treit diu erde so wünsche ich des durch elliu lant daz er guot richter werde und er begrife des vater spor nach rehtes herren lere.

Siebert will den Vers *die wile in treit diu erde* lieber auf den schon betagten Vater als auf den Sohn beziehen. Der Dichter wünsche nämlich, dass die Erziehung des noch jungen, durch den Tod des älteren Bruders plötzlich zur Nachfolge bestimmten Konrad noch bei Lebzeiten des Vaters soweit gefördert werde, dass er nach ihm ein guter Richter, d. h. Herrscher zu sein vermag. «*Der rehte her* wird aber nicht der Vater sein, denn dessen Spur zu folgen soll er ja gerade den Sohn anleiten; es wird ein Ritter sein, der mit dessen Erziehung beauftragt war.»

Die Beziehung des Verses *die wile in treit diu erde* auf den Vater halte ich nicht für wahrscheinlich. Der Ausdruck ist doch wohl eine Formel, die ungefähr dasselbe ist wie «sein Leben lang». Er schliesst sich ungezwungen an die vorhergehende Verszeile an, wo von dem Sohne die Rede ist. Demnach wäre die Textstelle ungefähr in folgender Weise zu übersetzen: «Milder Gott im Himmel, gewähre es mir besonders, dass sein Sohn Konrad sein Leben lang ein guter Herrscher sein möchte, das wünsche ich um aller Lande willen.» Im Verse *nach rehtes herren lere* meint der Dichter wohl nicht einen bestimmten Herrn oder Ritter, sondern ganz allgemein die *lêre* eines gerechten Herrschers. Das Wort *lêre* ist hier im Sinne von «Vorbild» gebraucht, vgl. die

Verse 118 f. in unserem Gedicht: *Uz Sahsenlant herzoge Albreht, der was der fürsten lêre.*

Die Verse 70 ff. sind ohne Zweifel in verderbter Form überliefert. Sie lauten in der Handschrift:

also der junge fürste wert
derselbe us Dürngenlande
albreht vil riches lop uf gat
gebruoder ane schande.

Singer hatte den Text folgendermassen hergestellt: *also der junge fürste hat, Dietrich uz Dürngenlande, Albreht vil richez lop uf gat gebrüeder ane schande.* Siebert weist auf geschichtliche Tatsachen hin, aus denen hervorgehe, dass nur Albrecht als Fürst von Thüringen bezeichnet werden kann. Er vermutet, dass in den betreffenden Versen Albrecht als junger Fürst von Thüringen bezeichnet, sein Name aber nicht genannt sei; nur Dietrich sei mit dem Namen benannt worden. Das überlieferte *albrecht vil riches* ändert Siebert daher in *alreht Dietriches,* so dass die Verse in seiner Ausgabe lauten: *also der junge fürste hat, der uz Düringenglande; alreht Dietriches lop uf gat: gebruoder ane schande.* Sowohl die Konjektur Singers wie diejenige Sieberts ist meiner Ansicht nach sehr unsicher, aber ich möchte doch der ersteren den Vorzug geben, denn es scheint mir nicht möglich, dass der Schreiber, der mechanisch das Original kopierte, so dass er den Text korrumpierte, aus dem *alreht* des Originals einen Namen *albreht* gemacht hätte, den er im Original gar nicht vorfand.

Besonders wertvoll sind in dem ausführlichen Kommentar des Textes (S. 126—194) die zeitgeschichtlichen und geographischen Anmerkungen, welche in der Lebensbeschreibung (S. 1—27) synthetisch zusammengefasst sind. An diese Biographie des Dichters schliesst sich ein «Beurteilung» betiteltes Kapitel an, welches eine Art Ehrenrettung Tannhäusers enthält. Siebert sieht in ihm den Vertreter eines neuen Lebensgefühls und einer neuen Stellung zur Wirklichkeit und stellt ihn sowohl als Menschen wie als Dichter höher, als früher geschehen.

Neben den geschichtlichen Feststellungen wird auch die literaturgeschichtliche Seite durch Heranziehung eventueller Vorbilder und Parallelen berücksichtigt. Die Frage nach der literaturgeschichtlichen Stellung des Dichters ist jedoch weniger eingehend untersucht worden. Dagegen ist die Metrik der Gedichte, welche Siebert bereits in seiner Dissertation vor vierzig Jahren behandelt hatte, in einem besonderen Kapitel ausführlich dargestellt.

Der dritte Teil des Buches, der die Sage vom Tannhäuser behandelt, ist recht fragmentarisch geblieben. Von besonderem Gewicht sind hier einige von Siebert zum ersten Mal mitgeteilte Busslieder, welche als Zeugen bei der Beurteilung der Sagenentwicklung in Betracht kommen.

Im wesentlichen wird man dem Verfasser in seiner Auffassung dieser Sagenentwicklung beistimmen. Er spricht sie auf den letzten Seiten des Buches in folgenden Worten aus. «So spiegeln sich denn in dieser durch die Jahrhunderte gehenden Sage von dem Dichter Tannhäuser geistige Strömungen wieder von der Zeit der Staufer bis zur Reformation. So die welt- und sinnenfrohe Stimmung jener Tage in dem ganz den Freuden der Welt und des Diesseits zugewandten Leben des Dichters. Dann die sie bekämpfende asketische Richtung in seiner Verdammung zu ewigen Höllenqualen, indem die Form der Sage, die wir als die älteste erschliessen können, ihn zum Götzendiener, zum Gemahl der heidnischen Göttin machte. Im 14. und 15. Jahrhundert wieder, zur Zeit der Mystiker, dachte man im Volke milder über den Sünder als Pfaffen und Papst, die keine Gnade für solches Vergehen kannten; die Dichter dieser Zeit liessen ihn nicht verzweifeln, sondern in frommen Liedern, in denen er seine schwere Sünde bekannte, sich unmittelbar an Gott und den Erlöser wenden und deren Gnade sowie die Fürbitte der heiligen Jungfrau erflehen. Sie gaben ihm die feste Zuversicht, dass seine Gebete erhört werden — — —.» «Später erst scheint der papstfeindliche Abschluss hinzugekommen zu sein, dass infolge der Härte des Papstes der Dichter in den Venusberg zurückkehrt und mit Leib und Seele der Hölle verfällt, dafür aber auch der Papst selbst ewig verloren ist. Darin tritt schon die Stimmung der Reformationszeit entgegen, und damals erst wird das Volkslied diesen tragischen Abschluss erhalten haben.»

Hugo Suolahti.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausgegeben von **Karl Bartsch** (Deutsche Classiker des Mittelalters mit Wort- und Sacherklärungen, begründet von Franz Pfeiffer, IX.—XI. Band). Vierte Auflage, bearbeitet von **Marta Marti.** 3. Teile. F. A. Brockhaus, Leipzig, 1927—1932. LXIV + 371 S., 306 S., 346 S.

Die alten Wolframausgaben von Lachmann und Bartsch haben neben anderen neueren (Piper, 1890—1893, Martin, 1900—1903, Leitzmann, 1902—1906) noch immer ihren Wert. Die Lachmannsche, deren erste Auflage im Jahre 1833 erschien und

die durch Eduard Hartl bearbeitet in ziemlich unveränderter Gestalt als sechste Auflage (1926) vorliegt, ist für rein wissenschaftliche Zwecke sogar die grundlegende Ausgabe geblieben. Die Ausgabe von Bartsch hinwieder, die durch ihren Kommentar für Unterrichtszwecke besonders geeignet ist, ist in dieser Beziehung noch nicht überholt. Denn der Kommentar der Martinschen Ausgabe, so wertvoll er auch ist, beschränkt sich hauptsächlich auf das Sachliche und für die wissenschaftliche Forschung Wichtige. Der Bartschsche Kommentar dagegen ist mit Rücksicht auf den Studenten ausgearbeitet und will das Selbststudium interessierter Leser überhaupt erleichtern. Diesen Zweck will auch die jetzt vorliegende von Marta Marti bearbeitete vierte Auflage verfolgen. Der Leitgedanke der Bearbeiterin war, «dem Leser die Mittel an die Hand zu geben, sich durch eigenes Nachdenken und Nachfühlen in die besondere Eigenart des Dichters nach Sprache, Form und Inhalt zu versenken».

Die Anlage der Bartschschen Ausgabe, deren erste Auflage im Jahre 1872 erschien, ist in der Bearbeitung im Wesentlichen dieselbe geblieben wie die in der Serie der deutschen Classiker des Mittelalters seit Alters übliche: der normalisierte Text ohne Variantenapparat, unter dem Text die Anmerkungen, am Schluss ein Namenverzeichnis und ein Wortverzeichnis nebst einem Sachverzeichnis zu den Anmerkungen; vor dem Text jedes Buches im Parzival und der beiden Bruchstücke im Titurel eine kurze Zusammenfassung des betreffenden Inhalts.

Was die Textgestaltung betrifft, so hat die Bearbeiterin sich mehr an den Lachmannschen Text, der hauptsächlich der Handschrift D folgt, gehalten, während Bartsch vorwiegend der Handschrift G gefolgt war. Im grossen und ganzen bezeichnet dies Verfahren der Bearbeiterin jedoch keine allzugrosse Umgestaltung des Bartschschen Textes. Was den Kommentar betrifft, sagt sie selbst im Vorwort, dass sie abgesehen von blossen Worterklärungen nur weniges von Bartsch wörtlich übernehmen konnte. Vergleicht man die Anmerkungen der vorliegenden neuen Auflage mit denen der alten, so findet man, dass von dem Wortlaut der letzteren wirklich nicht sehr viel übrig geblieben ist. Aber dies gilt nur von dem Wortlaut, denn inhaltlich ist das Wesentliche von dem Bartschschen Text stehen geblieben. In sehr vielen Fällen fragt man sich, ob es nötig war, diese rein formalen Änderungen vorzunehmen. So z. B. 627, 30. Bei Bartsch: «*treit,* erzählendes Präsens», bei Marti: «*tregt,* sog. praes. hist.» 628, 1: *Gâwân nâch arbeite pflac slâfes den mitten tac.* Bartsch kommentiert: «*nâch arbeite,* nach so viel überstandener Mühsal schlief er ausnahms-

weise mitten am Tage». Bei Marti lautet der Kommentar: «*nâch arbeite,* nach erlittener Mühsal (vgl. 587, 15 ff.), gibt die Erklärung dafür, warum Gâwân zu der ungewöhnlichen Zeit, *den mitten tac* (über Mittag), schlief». 628, 8: *er het ouch bezzern slâfes muot.* Die Anmerkung von Bartsch lautet: «er war auch in der Gemütsverfassung besser zu schlafen». Die von Marti: «*eines dinges muot hân,* dazu aufgelegt, in der Verfassung sein». 825, 2: *sie was an im vil unbetrogen.* Die Anmerkung bei Bartsch lautet: «sie hatte in ihm den rechten Mann gefunden»; bei Marti: «*unbetrogen,* wieder negative Wendung für: er erfüllte alle ihre Erwartungen».

Die Bearbeiterin hat sich besonders angelegen sein lassen, das Syntaktische in den Anmerkungen zu betonen. Dabei hat sie meines Erachtens des Guten eher zu viel als zu wenig gegeben. Manchmal scheint nämlich der Hinweis auf die Syntax recht überflüssig. So 627, 14 f.: *diu pflag ouch der sinne, daz ir munt des gewuoc, welhen namen Gâwân truoc.* Bartsch hatte hier die Anmerkung: «*der,* solcher: die war auch so verständig». Frl. Marti kommentiert: «*der,* demonstrativ — *des,* weist auf das Folgende». Weiter 627, 23: *manec rückelachen in dem palas wart gehangen.* Die Anmerkung «*in dem palas,* Ruhekonstruktion», die in der neuen Auflage hinzugefügt ist, scheint mir überflüssig. Ähnlich an der schon zitierten Stelle 628, 1: *Gâwân nach arbeite pflac slâfens den mitten tac* die Bemerkung: «*pflac,* nur umschreibend, nicht: pflegte zu schlafen».

Die Bearbeiterin hat viel von der umfangreichen Wolframliteratur profitiert, und die neueren Ausgaben, insbesondere der Kommentar von Martin, hat ihr gute Dienste geleistet. Sie hat den Text mit grosser Sorgfalt durchgearbeitet und ist stets bestrebt gewesen, das Verständnis desselben dem Leser möglichst zu erleichtern.

Die Bemerkung, dass Wolfram statt der im Vers 151, 21 gebrauchten Form *scheneschant* vom sechsten Buche an die Form *scheneschalt* reimt, ist nicht ganz korrekt, denn Wolfram gebraucht das Wort nur noch im Anfang des sechsten Buches und später gar nicht mehr. Das Wort *bovel* (18, 22) ist nicht aus dem Latein, sondern aus dem Französischen entlehnt. Das Wort *baneken* entstammt nicht dem französischen *banoyer* (30, 1), sondern ist ein Terminus technicus der niederländischen Rittersprache. Der Ausdruck *mûzersprinzelîn* (430, 14) bezeichnet nicht das Sperberweibchen, sondern das Sperbermännchen.

Die Einleitung gibt eine klare und übersichtliche Schilderung des Dichters und seiner Werke. *Hugo Suolahti.*

Schriftenaustausch.

Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis), B, Humaniora, XXVII–XXXI (1932–1934); C, Annales, XV (1932).

Acta Philologica Scandinavica, VIII (1933), 4; IX (1934), 1–2.

Aevum, VIII (1934), 1–3.

Analecta Bollandiana, LI (1933), 3–4; LII (1934), 1–2.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix, Nouv. série, nº 22 (1933).

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix, XVI. 2 (années 1931–1932).

Annales de l'Université de Paris, IX (1934), 3–6.

Annales Universitatis Aboensis, B, Humaniora, XVIII (1933).

Annali della Scuola normale superiore di Pisa. Lettere, Storia e Filosofia. Serie II, vol. I (1932), 1–2; vol. III (1934), 2–3.

Anuari de l'Oficina Romànica de Lingüistica i Literatura, V (1932).

Arkiv för nordisk filologi, L (1934), 1–3.

Y. M. Biese, Englanninkielen alkeiskirja ja lukemisto. Kolmas täydelleen uusittu painos. Porvoo–Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 307 S. Preis: geb. FM. 35.–.

Bijdragen van het Instituut voor Middeleeuwsche Geschiedenis der Rijks-Universiteit te Utrecht, XIX (1933).

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, VIIe Reeks Deel IV, Afl. 3–4 (1934).

Otto Böttcher, Philipp Otto Runge, Ein Beitrag zur Kunstgeschichte der Romantik und des Klassizismus. Diss. Hamburg, 1933.

Boletim de Filologia, II (1934), 3–4.

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, XVI (1934), 2–5.

Bollettino della Società Filologica Friulana («Ce fastu?»), X (1934), 3–4, 7–8.

La Cultura, XIII (1934), 2–3.

Dacoromania, VII (1931–1933).

Deutsche Schulausgaben, hrsg. von *H. Suolahti*, Lieferung XIII: *Eduard Mörike*, Mozart auf der Reise nach Prag, hrsg. von *Heikki Impiwaara*. Porvoo–Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. Text 94 S., Wörterverzeichnis 126 S. Preis: FM. 20.–.

Wilhelm Duden, Die Wurzeln des deutsch-englischen Gegensatzes. Diss. Hamburg, 1933.

Enemmän englantia. Toiset 1000 sanaa englantia. Hefte 1—12. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö. 500 S. Preis: FM. 30.— (pro Heft FM. 3.—).

Erich Eisemann, Die Regierungsbildung im Reich und in Preussen 1919—1933. Diss. Hamburg, 1934.

Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie, IX. Zusatzheft: *Arthur Franz*, Aus Victor Hugos Werkstatt, II. Teil: Die Werkstatt. Giessen, 1934. 483 S. 8:o. Preis: RM. 13 50.

Armas Hämäläinen, Saksan kielioppi. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 172 S. Preis: geb. FM. 28.—.

Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, 18: *Hans Kruse*, Sach- und Wortkundiges aus den südfranzösischen Alpen, Verdon-, Vaire- und Vartal. 1934.

Hamburgische Universität, Festschrift von Melle. Hamburg, Geschäftsstelle der Hamburgischen Universität, 1933. 255 S. 8:o.

Aenne Hirschmann-Güntzel, Über die Angst und ihre Erscheinungen beim weiblichen Geschlecht. Diss. Hamburg, 1933.

Investigaciones Lingüisticas, II (1934), 1—2.

Jivobleter, VI (1934), 1—2; VII (1934), 1—2.

The Journal of English and Germanic Philology, XXXIII (1934), 2.

Liisa Karheenmaa-Bergius, Ruotsinkielen kirjallisia harjoituksia keskikouluasteelle. I. Neljäs painos. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 120 S. Preis: FM. 12.—.

— —, Ruotsinkielen kirjallisia harjoituksia keskikouluasteelle. II. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 108 S. Preis: FM. 10.—.

Lauri Kettunen, Suomen kielioppi oppikouluille ja seminaareille. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 194 S.

— —, Suomen kieliopin alkeiskurssi oppikouluille ja seminaareille. Porvoo—Helsinki, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. 96 S. Preis: FM. 14.—.

Lares, organo del Comitato Nazionale Italiano per le arti popolari, V (1934), 1.

Leuvensche Bijdragen, XXV (1933), Bijblad 3—4; XXVI (1934), 1—2; Bijblad 1—2.

A Língua Portuguesa, IV (1934), 1—2.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, LIV (1933), 11—12; LV (1934), 5—8.

Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Avd. 1, Bd. 30, Nr. 6: *Ernst A. Kock*, Notationes Norrœnæ, XX, 1934.

Mitteilungen aus der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek, hrsg. von *Gustav Wahl*: *Bruno Albin Müller*, Hamburger Beiträge zur Amerikanistik. 1933.

Mnemosyne, III. Ser., I, 2 (1933–4).

Modern Language Notes, XLIX (1934), 6–8.

Modern Languages, XV (1934), 5–6.

Moderna Språk, XXVIII (1934), 5–8.

Museum, XLI (1934), 8–12; XLI (1934), 1.

Die Neueren Sprachen, XLI (1933), 7–8; XLII (1934), 1–6.

Nysvenska Studier, XIV (1934), 1–5.

Opera Facultatis Philosophicæ Universitatis Masarykianæ Brunensis, 37: *V. Machek*, Recherches dans le domaine du lexique Balto-Slave. Brno, 1934. 95 p. 8:o.

Prameny k děnikám vzájemnych stuku slovanskych, Svazek III (1933).

Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society, Lit. & Hist. Section, Vol. III, Part. IV (1934).

Publications of the Institute of French Studies, Inc. Columbia University, New York: *J.-L. Perrier*, Les enfances Guillaume, chanson de geste du XIII^e siècle. New York, 1933. 143 p. 8:o. Price: $ 1.50. — *William B. Cornelia*, The Classical Sources of the Nature References in Ronsard's Poetry. New York, 1934. 226 p. 8:o. Price: $ 2.00. — *Francis J. Carmody*, Franco-italian Sources of the Roncescalles. New York, 1934. 33 p. 8:o. Price: –.75. — *Mary Elizabeth Storer*, Contes de fées du grand siècle. New York, 1934. 182 p. 8:o. Price: $ 1.75. — *Robert E. Turner*, The Sixteenth Century in Victor Hugo's Inspiration. New York, 1934. 65 p. 8:o. Price: $ 1.00.

Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XLVIII, Supplement; Vol. XLIX, 1–3.

Revista de filología española, XXI (1934), 2–3.

Revue Belge d'histoire et de philologie, XIII (1934), 1–4.

Revue des Études Hongroises, XII (1934), 1–2.

Johannes Röhlig, Der Handel von Milet. Diss. Hamburg, 1933.

The Romanic Review, Vol. XXV (1934), 1–3.

Eila Schafferus, Der Verfasser der jüngeren Glosse zum Reinke de Vos. Diss. Hamburg, 1933.

Slavia, XII (1933–1934), 3–4.

Studia Neophilologica, VI (1934), 3.

Suomalaista kirjallisuutta kouluille, XXII–XXIII: Oman maan luontoa ja kansaa, koonnut *Harry Streng*. Porvoo, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1934. Preis: FM. 10.–.

Fr. Táborsky, Arthur Grottger. Prag, 1933.

University of California Publications in Modern Philology, Vol. 16, Nr. 3, pp. 217–372: *Irving A. Leonard*, Romances of Chivalry in the Spanish Indies. With some Registros of Shipments of Books to the Spanish Colonies. Berkeley, California, University of California Press, 1933. 8:o. Price: $ 1.00. — Nr. 4: pp. 373–438: *Francis J. Carmody*, Le répertoire de l'Opéra-comique en vaudevilles de 1708 à 1764.

Uppsala Universitets Årsskrift, 1933: Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar, Jan. 1931–Dec. 1933. A.-B. Lundequistska Bokhandeln.

Volkstum und Kultur der Romanen, VI (1933), 4; VII (1934), 1.

Hans Wolffheim, Sinn und Deutung der Sonett-Gestaltung im Werk Eichendorffs. Diss. Hamburg, 1933.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LVIII (1934), 3–6.

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, XXXIII (1934), 3–5.

Neuphilologische Mitteilungen

Inhalt

dieses am 20. März herausgegebenen Heftes:

U. Lindelöf, The Subject of the Gerund in present-day English (S. 1); **A. Haggerty Krappe,** La légende d'Œdipe est-elle un conte bleu? (S. 11); **Willy Krogmann,** Das Ziel des «Urmeister» (S. 22); **Leo Spitzer,** *Bersilieren* (Zu Neuphilologische Mitteilungen 33, 205) (S. 41). — Besprechungen: Henri Frei, La Grammaire des fautes, bespr. von **Elsi Pelkonen** (S. 42); Karl Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache (S. 61); A. Tabachowitz, Étude sur la langue de la version française des Serments de Strasbourg (S. 62), bespr. von **A. Wallensköld**; Gerd Krause, Die Handschrift von Cambrai des altfranzösischen Vie de saint Gregoire, bespr. von **A. Långfors** (S. 65); Miscelánea filológica dedicada a D. Antonio M.ª Alcover, bespr. von **O. J. Tallgren** (S. 66); Alf Lombard, Les constructions nominales dans le français moderne, bespr. von **A. Wallensköld** (S. 73). — Protokolle des Neuphilologischen Vereins (S. 74). — Eingesandte Literatur (S. 82). — Mitteilungen (S. 95).

Nr. 1/2 **XXXIV - 1933**

Die nächsten Hefte werden u. a. enthalten:

M. Dillay, Claude Fauchet (*suite*).

J. Paul Keins, Gott und Welt in den ersten religiösen Dramen Frankreichs.

A. G. Krüger, Die Handschuhepisode im Rolandsliede.

A. Långfors, Mélanges de poésie pieuse.

Gunnar Tilander, Chansons inédites tirées de deux manuscrits des *Livres du roi Modus et de la reine Ratio.*

Paul Verrier, Le rondeau et formes analogues

Neuphilologische Mitteilungen, herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors. Redaktion (seit 1926): A. Långfors, Prof. d. roman. Philologie, H. Suolahti, Prof. d. german. Philologie. Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Finn. Mark 35.—, bei der Redaktion Finn. Mark 30.— (nur für Finnland). Für die Mitglieder unentgeltlich.

Beiträge, Bücher und Zeitschriften an Prof. A. Långfors (Myntg. 3 B), Abonnementsbeträge und Bestellungen an Mag. phil. Åke Furuhjelm (Petersg. 10 B) erbeten.

Inhalt der letzten Jahrgänge.

XXV (1924). H. 1—2, 3, 4—8 (**H. Suolahti** dargebracht). — 256 S. Fmk. 25. — E. Öhmann, Zu den finn.-germ. Lehnbeziehungen; A. Anttila, Une réminiscence bordelaise dans la langue finn.; L. Spitzer, Nochmals frz. *biffe*, schweizerfrz. *jaffer*; A. H. Krappe, The *Cantar de los Inf. de Lara* and the *Ch. de Rol.*; J. Vising, Frz. *viste, vite*; G. Tilander, Rép. à M. G. Biller à propos de son c.-r. des *Rem. sur le Rom. de Ren.*, avec une Répl. de G. Biller; E. Walberg, Raimon-Jordan, Ch. II, 43; E. Sievers, Himmel u. Hölle; J. Hoops, Angels. *blæd*; A. Goetze, Ein Nachklang des Grals; F. Kluge, Lex. Nachlese; H. Pipping, Sprachwiss. u. Metaphysik; E. Ochs, Das Fegfeuer im Germ.; O. Behaghel, Zu den Imperativnamen; E. Öhmann, Die frz. Wörter im Anord.; W. O. Streng, Einige Bem. zu der neuesten semas. Forschung; O. J. Tallgren, Savoir, comprendre, traduire; G. Ehrismann, „Idealtypen" unter den höf. Epikern d. mhd. Blütezeit; J. V. Lehtonen, Un passage de Shakespeare dans les „Réc. de l'Ens. Stål" de Runeberg?; W. Söderhjelm, H. Schück u. seine allgem. Literaturgesch.; E. Flinck, Einige Bem. zu den abs. Konstr. in den neueren Spr. — Bespr. v. L. Karl (La Fille du Comte de Pontieu, p. p. Brunel); A. Långfors (Kjellman, Le troub. Raimon-Jordan); E. Öhmann Horn, Sprachkörper u. Sprachfunktion); G. Schmidt (Braun, Die Urbevölk. Europas; Marr, Der japhet. Kaukasus); H. Suolahti (Rittertreue, hrsg. v. Thoma); V. Tarkiainen (Neubert, Die frz. Versprosa-Reisebrieferz.); A. Wallensköld (Hatzfeld, Leitfaden der vergl. Bedeutungslehre; Bojunga, Deutsche Sprachl.).

XXVI (1925). H. 1—2, 3—4, 5—7, 8. — 268 S. Fmk. 25. — A. v. Kræmer, J. Poirot in mem.; A. H. Krappe, The Source of Novellino, XXVIII; L. Karl, Les amours de M. Béjart; R. Pipping, Ein Fall von abs. Konstr. im Aschw.; O. Behaghel, Nachtrag zu den „Imperativnamen"; H. Petersen, Les orig. de la lég. de s. Eustache; E. Walberg, Rem. sur le texte de la 2e partie du Poème moral; Ph. A. Becker, Les coupl. de la coquille; H.-Fr. Rosenfeld, Nibelungensage u. Nibelungenlied; R. Riegler, Schw. *tordyvel*, 'Mistkäfer'; L. Karl, Un Écho; G. L. van Roosbroeck, The Source of Piron's „Clapperman"; E. Öhmann, Zu den finn.-germ. Lehnbeziehungen, II; A. Långfors, Un Écho, note add. — Bespr. v. A. Wallensköld (K. Titz, Glossy Kasselské; P. Studer and J. Evans, Anglo-Norman Lapid.; Maria di Francia, Eliduc, hrsg. v. E. Levi; Mél. off. à Ch. Andler; J. Forchhammer, Die Grundl. d. Phonetik; Fritzes Parlörlex., I: Svenskt-franskt; Ripman-Rodhe, Ital. Nybörjarbok; W. O. Streng, Sanain merk. muutt.; Stud. i mod. språkvet., IX; L. Jordan, Afrz. Elementarbuch; F. Gennrich, Die afrz. Rotrouenge; O. Jespersen, Die Sprache; Mém. de la Soc. néo-phil. de Helsingfors, VII); K. Krohn, (A. Wesselski, Märchen des Mittelalters); A. Pipping (L. Spitzer, Ital. Umgangsspr.); E. Öhmann (Beitr. zur germ. Sprachwiss.; Festschr. E. Mogk); J. Öhquist (Wessely-Schmidt, Deutscher Wortschatz); O. J. Tallgren (G. Millardet, Ling. et dialectol. rom.); W. O. Streng Gloss. des pat. de la Suisse rom., I); H. Schlücking (A. Köster, Die d. Lit. der Aufklärungszeit); L. Karl (Hist. litt. de la Fr., XXXVI, 1).

Segovia remontant à Lucain; K. S. Laurila, L'esthétique de Dubos; E. Öhmann. Frz. Wörter in Ulrich von Füetrers »Iban»; Ders., Der frz. Einfluss auf die deutsche Sprache im Mittelalter; E. N. Setälä, Finn. *tarhila, tarhilo,* 'Halfter'; E. K. Neuvonen, El pasaje bilingüe de Juan Ruiz; W. O. Streng-Renkonen, Quelques théories de sémantique; Å. Furuhjelm, Note on a Passage in Beowulf; R. Bossuat, Un fragment de la Chanson d'Antioche; F. Brunot, Un bouquet de mots cueillis dans les jardins d'autrefois; M. Roques, Correspondance de K. Bartsch et G. Paris; O. Prosciutti, Bimillenario di Virgilio; M. Vloberg, La Cour de Paradis; F. Lot, Estourmi de Bourges; L. Spitzer, Kat. *baluerna* 'Ungetüm'.

XXXIII (1932). — 272 S. FM. 35. — H. Spanke, Zum Thema »Mittelalterliche Tanzlieder»; E. Schröder, Eine unbenutzte Quelle des mittelhochdeutschen Sprachschatzes; H. Petersen Dyggve, Notes sur la version en prose française de la Vie de saint Eustache et sur son modèle latin; Madeleine Dillay, Quelques données bio-bibliographiques sur Claude Fauchet; D. Scheludko, Über den Ursprung und die Geschichte des rumänischen Suffixes *-ie;* G. Langenfelt, Sweden, a Monograph of the Name of a Country; W. Krogmann, Zur zeitlichen Bestimmung der Faustkonzeption; A. H. Krappe, Deux notes sur les *Châtiments* de Victor Hugo; O. Basler, Eduard Sievers, zum Gedenken; H. Suolahti, Bemerkungen zu einigen mhd. Fremdwortbelegen; E. Öhmann, I. Lahti, Kyllikki Kallio & Anna Lundqvist, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, II; Y. M. Biese, Die neuenglischen Ausdrücke des Werdens in sprachgeschichtlicher Beleuchtung; G. L. van Roosbroeck, A neglected Source of *Zadig.*

XXXIV (1933). — 272 S. FM. 35. — U. Lindelöf, The Subject of the Gerund in present-day English; A. Haggerty Krappe, La légende d'Œdipe est-elle un conte bleu? La légende de Persée; W. Krogmann, Das Ziel des »Urmeister»; L. Spitzer, *Bersilieren;* A. Långfors, A. Wallensköld, in memoriam; P. Verrier, Le rondeau et formes analogues; E. Öhmann, Zur Chronologie zweier Lehnsuffixe im Deutschen; A. G. Krüger, Die Handschuhepisode im Rolandsliede; H. Spanke, Zu den lyrischen Einlagen in den Versmirakeln Gautiers von Coinci; G. Tilander, Chansons inédites; A. S. C. Ross, The 1st. sg. pres. *-e* in Old English; J. P. Keins, Gott und Welt in den ersten religiösen Dramen Frankreichs; M. Alessandrini, Giosuè Carducci.

XXXV (1934). — 272 S. FM. 35. — D. Scheludko, Über den Frauenkult der Troubadours; Lyydia Alén, Über die Ausbildung der Neuphilologen; L. Karl, Lettres de Paul Meyer à Hugo Schuchardt; P. Katara, Das Deutsche Bibelarchiv in Hamburg; Ph. Krämer, Warum lernen wir fremde Sprachen?; G. Krause, Das Verhältnis der Menschen zum Besitz in Galsworthys »Forsyte Saga»; P. S. Pasquali, D'un gruppo di voci provenzali designanti uccelli di rapina; Ancora dei nomi italiani d'uccelli derivati da *dardu;* Appunti etimologici; A. S. C. Ross, The pl. pres. ind. in English and Low German; D. Scheludko, Über den Frauenkult der Troubadours; L. Spitzer, Kat. *malaguanyat;* Das Nein des Märtyrers; L. J. Vaganay, Le jeune Anatole France et Volney; P. Verrier, Metrische Fragen.

XXXVI (1935). — 312 S. FM. 35. — Holger Petersen Dyggve, Personnages historiques figurant dans la poésie française des XIIe et XIIIe siècles; Les personnages du *Tournoiement aus dames;* D. Scheludko, Die Marienlieder in der altprovenzalischen Lyrik; Leo Spitzer, *Tipse;* Zum Kommentar Villons, En lisant le *Burlador de Sevilla; Abasourdir, basir,* etc.; A. Lasch, Das altsächsische Taufgelöbnis; M. L. Wagner, Anlässlich *panporcino;* P. S. Pasquali, Il problema di *vignoble;* Eeva Riikonen, The Gerundial Constructions in Jane Austen's Novels; U. Lindelöf, English Agent-nouns with a suffixed Adverb; G. L. van Roosbroeck, An Unpublished Letter of Voltaire.

Ausserdem erschienen im Verlage des Vereins die *Mémoires de la Société Néo-philologique de Helsingfors,* Bde I—XI, 8:o, und zwar in zwangloser Folge seit 1893.

46.

Folgende Personen haben es gütigst übernommen, die Anmeldung neuer Abonnenten sowie die Einsendung der Abonnementsbeträge an die Redaktion zu vermitteln:

Hanko (*Hangö*): Mag. phil. Lahja Selänne.
Hämeenlinna (*Tavastehus*): Mag. phil. Laina Viluksela.
Kajaani: Lektor A. Paasio.
Kotka: Mag. phil. K. A. Aarnio.
Lahti: Mag. phil. A. Tähtinen.
Maarianhamina (*Mariehamn*): Cand. phil. Bruno W. Forss.
Oulu (*Uleåborg*): Vorsteherin Fräulein N. Lilius.
Pori (*Björneborg*): Lektor Anna Holm.
Porvoo (*Borgå*): Frau Tyyni Lindroos.
Rauma: Mag. phil. Siviä Harjama.
Sortavala: Lektor A. Lundelin.
Tornio: Lektor F. E. Arve.
Turku (*Åbo*): Mag. phil. Margit Slätis.
Uusikaupunki (*Nystad*): Mag. phil. Veera Vesterinen.
Viipuri (*Viborg*): Lektor G. Lindberg.

Helsinki 1936 Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran Kirjapainon Oy.